

Dr. Ernst Jäckh

Im türkischen Kriegslager durch Albanien


UNIVERSITY
OF MINNESOTA
OMNIBUS
ARTIBUS
COMMUNE VINCULUM

Im türkischen Kriegslager durch Albanien

Bekenntnisse zur deutsch-türkischen Freundschaft

Von

Dr. Ernst Jäckh

Erstes bis drittes Tausend



Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn
1911

Monotype-Satz und Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn.

Der gastfreundlichen Offiziersverein[illegible]
vom D. M. V. „Offizierheim"
in [illegible]
Juli – August 1913
[illegible].

Seiner Excellenz

dem türkischen Kriegsminister und Generalissimus

Mahmud Schevket Pascha

in dankbarer Verehrung gewidmet



Der türkische Kriegsminister Generalissimus Mahmud Schevket Pascha

der die Widmung dieses Buchs angenommen und sein Bildnis und Autogramm uns dediziert hat.



ایلك مكتوبمده عثمانیلر حقنده‌كی
حسیات محبتكارانه‌سندن بحث ایلدیكم آلمان
غزته‌جیسی دوقتور «یه‌ك» آرناؤدلق وقوعاتی،
حركات عسكریه مزده‌كی مشهوداتی
«برلینر تاغبلات» غزته‌سنه كوندریوردی؛
استانبولدن جنوه‌یه كلیركن آلمان واپورنده‌كی
طرز سیاحتمزی‌ده طبق بنم ثروت فنونه
یازدیغم كبی اوده منسوب اولدیغی جریده‌یه
كوندرمشدی .

برلینر تاغبلاتك نشریاتنی تعقیب ایدن
مشهور فرانسز «تان» غزته‌سی دوقتور
یه‌كك مكتوبنی قسماً نقل ایدرك بو وسیله
ایله‌دخی بزه هجوم ایتمش، آلمانلرك مملكتمزده
تأمین ایلدكلری موقع معتبری بهانه طوتوب
برطاقم ملاحظات سرد ایلمشیدی . تانك
بومقاله‌سی ۳ تشرین‌اول افرنجی‌یه مصادف
ایدی؛ مقاله‌ده دوقتور یه‌ك ایله اولان
مكالمه‌م مندرج اولدیغی كبی، واپورك قپودانی
طرفندن كشیده ایدیلن برضیافتده سویلدیكم
سوزلر دخی عیناً منقول ایدی .

شمدی دوقتورله اولان مكالمه‌می ــ كه
آلمان وفرانسز غزته‌لرنده عیناً مندرجدر ــ
بورایه نقل ایلیه‌جك دكلم؛ زیرا اومكالمه

Dr. E. Jäckh als Gast des türkischen Generalstabs in Albanien.

Mit einem türkischen Bericht der Zeitschrift „Servet-y-Funun“ über seine Expedition.

Inhalt

Die Abbildungen verdanke ich zum größten Teil — auch das Titelbild — eigenen photographischen Aufnahmen, die ich in Albanien mit einer Nettel-Camera (vom Nettel Camerawerk Sontheim bei Heilbronn) habe machen können und die in Heilbronn Hofphotograph Frey und Hofphotograph Brandt entwickelt haben. Außerdem haben mein Material folgende Herren mit dankenswerter Bereitwilligkeit vervollständigt:

Bankdirektor A. Grohmann in Saloniki: Seite 33, 41, 89.

Louis Mosel in Ueskūb: Seite 23, 124.

Stabsarzt a. D. Dr. Schulz in Hamburg: Seite 9, 34, 47, 91.

Dr. Paul Traeger in Berlin: Seite 69, 95.

Verlag Daniel A. Kajon in Sarajevo: Seite 77.

I.

Vorwort.

Was ich infolge wiederholter Aufforderung hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, sind Tagebuchblätter, persönliche Eindrücke und eigene Erfahrungen, die ich im türkischen Feldzug gegen und durch Albanien habe sammeln können — erweitert und vervollständigt durch albanische Studien und Forschungen. Die türkisch-albanische Expedition bestätigt die Beobachtung Moltkes, die er vor bald drei Generationen im Lager der türkischen Armee in und gegen Kurdistan gemacht und niedergeschrieben hat: „Das osmanische Reich umfaßt weite Länderstrecken, in denen die Pforte tatsächlich gar keine Autorität ausübt, und es ist gewiß, daß der Padischah im Umfang seines eigenen Staates ausgedehnte Eroberungen zu machen hat." Dieses Buch will und kann kein bloßer Militärrapport sein — mir selbst haben frühere Gesundheitsverhältnisse leider zu dienen versagt; noch nur ein geographischer Reiseführer — für Albaniens türkische Schweiz wird noch lange ein internationales Verkehrspublikum fehlen. Diese Darstellung versucht, Land und Leute im „dunkelsten Europa" zu fassen und ihnen nachzufühlen, ein altes, zähes, verschlossenes Volk uns nahezubringen und es in seiner seltenen Eigenart, der in diesem Jahr ein deutscher Militärinstrukteur, Oberstleutnant von Schlichting zum Opfer gefallen ist, zu zeichnen — kulturhistorisch wie ethnographisch, sowie durch ein reiches Anschauungsmaterial eigener photographischer Belege und Beweise. Aus solchen Strichen kann auch eine volkswirtschaftlich interessierende Skizze herauswachsen, und das albanische Problem mit seiner jahrhundertalten Schwere und Fülle muß von selbst in die weite und hohe Politik hineinführen, in innere Fragen der Türkei sowohl wie — ganz besonders — in die Orientkonstellation der Großmächte, in die Natürlichkeit und Notwendigkeit der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft und in die Entwicklung der deutsch-österreichisch-türkischen Freundschaft gegenüber der englischen Einkreisungstaktik. Die türkische Frage hat ja jetzt auch das vielkommentierte Marokko-Interview des Wiener englischen Diplomaten

als den Zentralpunkt der deutsch-englischen Auseinandersetzung bezeichnet, und mit Recht. Mein Urteil und meine Tendenz geben sich „turkophil“: als „ein Freund der Türkei“ bin ich anläßlich meines Buches „Der aufsteigende Halbmond“ öffentlich charakterisiert worden und als „Freund der Türkei“ hat mich auch der türkische Generalissimus seinem Stab vorgestellt und empfohlen. Ich bin „turkophil“ geworden — nüchtern berechnend als deutscher Politiker, aber auch ehrlich empfindend dank türkischem Erleben; und ich muß wiederholen: es ist mir zur Gewißheit geworden, daß wir in türkischen Dingen umlernen müssen, so gründlich wie einst in japanischen Fragen. Aber ich habe auch in Albanien keine Scheuklappen mir angebunden noch anlegen lassen, und so kann dieses Buch nicht nur die Meinungen und Aeußerungen des türkischen Kriegsministers Mahmud Schevket Pascha bringen, der mir die Ehre erwiesen hat, meine Widmung entgegenzunehmen, nicht nur die des Generalissimus der Operationsarmee und seiner Generalstäbler, türkischer Gouverneure und Beamten, sondern auch die Ansichten albanischer Häuptlinge und Bairaktars, wie die Erfahrungen ihrer Priester, des Erzbischofs, des Bischofs und des Abtes, und schließlich auch die langjährigen Beobachtungen österreichischer Konsuln und deutscher Offiziere. Eine solche Allseitigkeit der Zeugnisse wird es ermöglichen, die Wirklichkeit zu erfassen — im neuen Albanien, gemäß der Bestätigung, mit der mich am Ende meiner albanischen Expedition der türkische Generalgouverneur in Uesküb begrüßt hat: „Sie sind nunmehr der erste und einzige lebende Beweis für ein neues Albanien und für uns, draußen in Europa.“

HEILBRONN im Sommer 1911. Dr. Ernst Jäckh.

II.

Ins „dunkelste Europa“.

„Sie sind der Erste, der draußen in Europa ein richtiges Bild von unserem Albanien geben kann; Sie sind der Einzige, der mitten durch Albanien hindurch eine Expedition vollendet hat, die bisher noch niemand hat wagen können.“

General Sckevket Torgud Pascha
zum Verfasser.

„Albanien ist das Glacis des künftigen Balkankrieges“ — so hat ein militärischer Balkanpolitiker die Bedeutung Albaniens einmal charakterisiert.

Und ein österreichischer Generalkonsul hat seine langjährige Studien im albanischen Skutari mit der Feststellung beschlossen: „Hier schläft der Reichtum, während an fernen tropischen Sandbarren das Leben in engem Wettbewerb braust.“

Albanien ist seit fast fünf Jahrhunderten türkisches Land; aber die alte Türkei hat erleben müssen, dass bereits vier slavische Königskronen aus türkischem Balkanmetall geschmiedet worden sind, und die junge Türkei hat sich dagegen zu wehren, dass diese Königskronen in ihr frisches Geschmeide sich den alten Glanz des albanischen Bergkristalls stückweis holen wollen. Montenegro drängt aus seinen schwarzen Bergen hinunter an den Skutarisee, und Serbien streckt ihm die slavische Bruderhand vom Osten her über den albanischen Keil entgegen. Bulgarien hält sich nachbarlich bereit, und Griechenland beunruhigt gleichfalls mit politischen Räuberbanden von Süden her die albanischen Lande. Albanien soll das zu teilende Polen des Balkans werden — so möchte es der Panslavismus. Russland unterminiert mit Munition und Kapital durch die Kanäle der ihm konfessionell und rassegemäss zugehörigen vier Slavenvölker den Frieden der europäischen Türkei an Albaniens Grenzen, und das germanische England deckt das russische Spiel mit seiner antitürkischen Diplomatie, die in Arabiens Fernen gleichzeitig den langgelegten Zunder anzündet. Italien zielt zwar zunächst mit seiner Fussspitze nach Tripolis, es spornt aber auch, seit es seine Königin aus Montenegro geholt hat, seinen Stiefelabsatz deutlicher denn je

gegen das gegenüberliegende Albanien, um durch eine italienisch-albanische Einheit das dazwischenfliessende adriatische Meer zu schliessen und zu beherrschen, und Oesterreich sieht sich so gezwungen, argwöhnisch und misstrauisch gleichfalls albanische Politik zu machen. „Albanien soll das Land des künftigen Balkankrieges sein."

So umworben dieses Albanien zwischen seinen Alpen liegt — ein verwildertes Dornröschen im Dickicht, so ernst es als Schauplatz einer neuen Weltmachtverteilung gewertet wird, so viel es genannt wird — so wenig wird es gekannt, so sehr verdient es den Namen eines europäischen Tibet, so verschieden geben sich die Urteile über Albanien, diese terra incognita.

Das albanische Gebiet teilt das Los der ganzen Türkei: jedes Urteil über die junge Türkei der Reformära von einem, der nur die alte Türkei des Absolutismus kennen gelernt hat, muss fehlgreifen. Wer Deutschland nach der Reichsgründung bereist und beobachtet, wird andere Anschauungen heimbringen müssen, als wer vor 1870 nur die Kleinstaaterei kennen gelernt hat. In der neuen Türkei sind Kräfte tätig geworden, von denen die alte Türkei sich nichts hat träumen lassen. Ich habe das Glück gehabt, Augen- und Ohrenzeuge jener großen Entscheidungen und Offenbarungen der neuen Türkei zu sein: in der jungtürkischen Julirevolution 1908 und nach der alttürkischen Aprilreaktion 1909, in Konstantinopel, in Saloniki wie durch Kleinasien hindurch.

Auch Albanien habe ich inmitten der albanisch-türkischen Krisis erlebt: auf dem Kriegszug der türkischen Operationsarmee gegen und durch das aufrührerische Albanien im Sommer 1910, als Gast des türkischen Generalstabs, dem mich der türkische Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha zugeteilt hat, als einzigen Nicht-Türken, auf Grund der persönlichen Beziehungen, deren ich mich seit der Zeit der Revolution zu dem großen Militärdiktator und Eroberer von Konstantinopel erfreuen darf.

Alle anderen bisherigen Urteile bauen sich allein auf dem alttürkischen Albanien auf. Ein deutscher Schriftsteller hat in einer Besprechung meiner albanischen Eindrücke*) sich und mir das Zeugnis ausgestellt, er habe Albanien als Fußwanderer aus der Froschperspektive (sic!) kennen gelernt, während ich es nur (!) vom hohen Roß des Generalstabs aus betrachtet habe. Ich nehme diese Kritik

*) In meinem Buch „Der aufsteigende Halbmond", Berlin, „Hilfe"-Verlag.

gerne an und glaube allerdings auch, „vom hohen Roß“ einen weiter reichenden und klarer fassenden Blick zu haben als aus der Niederung einer kurzsichtigen „Froschperspektive“, die naturgemäß einen falschen Maßstab anlegt und darum die wirklichen Größeverhältnisse verschieben muß — — in mißtönigen Unkenrufen.

Das besondere Interesse Oesterreichs als Balkanvormacht begründet und erklärt die Tatsache, daß Urteile über Albanien uns bisher besonders in österreichischen Arbeiten vorliegen. Der Altmeister aller albanischen Forschungen, der alte Dr. J. G. von Hahn, weiland K. K. Konsul für das östliche Griechenland, hat schon in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine „albanesischen Studien“ geschaffen. Auch in unserer Zeit hat ein Kollege von ihm wertvolle Feststellungen gemacht: Theodor A. Ippen, gleichfalls K. K. Generalkonsul auf dem Balkan. Dann ein österreichischer Ingenieur Karl Steinmetz; ein österreichischer Geologe Dr. Franz Baron Nopcsa und ein österreichischer Arzt Dr. Erich Liebert.*) Jeder hat wieder andere Teile Albaniens betreten; meist haben sie sich auf die ihnen politisch-konfessionell näher liegenden katholischen Stämme Nord-Albaniens beschränken müssen, in einem „Wandern von Pfarre zu Pfarre“, ohne das türkische Pendant zu hören, das erst ein Gleichgewicht geben kann.

Das Gleiche gilt in der Hauptsache auch für die mir bekannten deutschen Forscher: Dr. Träger vom Ethnographischen Museum in Berlin; den Hamburger Arzt Dr. Schultz und den Münchner Privatdozenten Dr. A. Wirth. Von allen ihren Beispielen und Forschungen profitiere ich. Mein schwäbischer Landsmann Dr. Tafel (der Tibeterforscher) ist vor zehn Jahren in der Verkleidung eines kuzowalachischen Viehtreibers aus Südalbanien nach Nordalbanien vorgedrungen, von Ochrida bis Prizren.

Die beste Karte Albaniens, die des K. K. österreichischen Generalstabs gibt einen Blick in die bisherigen Forschungen; sie bemerkt zu der — in der beigefügten Photographie — wiedergegebenen Karte: „In den weiß belassenen Räumen der Uebersichtsskizze ist die Karte weniger verläßlich; diese Räume sind in der Karte selbst durch den Mangel an topographischem Detail,



*) Alle diese Forschungen sind in den Heften „Zur Kunde der Balkanhalbinsel“ erschienen, im Verlag von Daniel A. Kajon in Sarajevo.

dann durch stark generalisierte Terrainformen kenntlich." Dabei stellt gerade dieser Teil Albaniens das bekanntere Gebiet dar; andere Strecken sind noch so leer wie das innerste, dunkelste Afrika. Die bisherige jahrtausendalte Unzugänglichkeit und Verschlossenheit hat geographisch-klimatische und national-politische Gründe. Kein Weg, kein Steg verbindet im Innern die getrennten Täler der albanischen Alpen. Die tieferen Gegenden der Fluß- und Seesümpfe gefährdet zehrendes Malariafieber, und in der hochgelegenen Almhütte haust die blutsaugende Plage des wütenden Ungeziefers. Wegelagernde Briganten bedrohen Paß- und Saumpfade, und die Blutrache benachbarter Stämme verhindert ein Weiterkommen. Schon an der Grenze kann das Mißtrauen manchen Versuch zurückschrecken. Der national empfindende Albaner wittert häufig im Fremdling einen ausländischen Spion oder einen türkischen Steuerspäher, und der türkische Beamte befürchtet gleichfalls politische Propaganda für Balkankonkurrenten oder er will Zwischenfälle und Unannehmlichkeiten vermeiden, die der türkischen Regierung durch eine Belästigung oder Gefährdung eines Fremden entstehen könnten.*)

---

*) Mit welchem Recht, das beweist u. a. die Entführung des deutschen Ingenieurs Richter-Jena im Olymposgebirge durch griechische Banden. — Eine weitere Illustration gibt auch die Kölnische Zeitung, deren Saloniker Korrespondent im Anschluß an meine Expedition einen weniger glücklichen Forschungsversuch im noch ruhigen, nicht aufrührerischen Süden Albaniens schildert: „Kürzlich traf aus Elbassan in Albanien die amtliche Nachricht ein, daß im Flusse Skumbi zwischen Peklin und Elbassan zwei Reisende aus Lissabon ertrunken seien und daß ein dritter Reisender nur durch die Hilfe des begleitenden Gendarmen gerettet worden sei. Die Behörden hatten nach türkischer Art nur die Vornamen der Reisenden in der Meldung angegeben, und erst jetzt, nachdem der Ueberlebende in Saloniki eingetroffen ist, werden nähere Einzelheiten über das Unglück bekannt. Demnach zogen drei Lissaboner Studenten, junge bartlose Leute, vor mehreren Monaten von Portugal aus, um das südliche Europa zu Fuß zu durchwandern und über ihre Wahrnehmungen auf mineralischem, archäologischem und historischem Gebiet an die Akademie der Wissenschaften und an die Geographische Gesellschaft in Lissabon zu berichten. Die Dauer der Wanderung war auf ungefähr drei Jahre berechnet, und nach Beendigung hätte den jungen Leuten eine hohe Summe als Entschädigung für ihre Mühen und Anstrengungen gewinkt. Die drei Forscher kamen glücklich durch verschiedene Länder und hatten bisher nirgends mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Herr Carvalho, der Ueberlebende, schildert diese Wanderung als Spaziergang. Um so enttäuschter waren die jungen Leute, als sie beim Betreten Albaniens auf so große Hindernisse stießen, deren Bewältigung ihre ganze Kraft erforderte. Ignazio Santos und Luiz Fernandez — dies sind die Namen seiner Kameraden — waren wie er selbst geübte Fußgänger, aber die steinigen Wege Albaniens, die brennende Sonne, der Mangel an entsprechender Nahrung und Lagerstatt ermüdeten die jungen Leute außerordentlich, und mit Mühe

Alle diese Bedenken haben mir die Briefe der genannten deutschen Forscher nahegelegt, die ich bei meinen Vorbereitungen um ihre Erfahrungen und Beratungen gebeten hatte. So hatte einer mir geschrieben:

„Sind Sie überhaupt sicher, daß die türkischen Behörden jemand jetzt hineinlassen? Mir ist bei den Kriegsberichten immer aufgefallen, daß man so wenig von europäischen Augenzeugen hört. Das muß doch seinen Grund haben!"

Diese Frage und diese Beobachtung war berechtigt: in der Tat hatte der kommandierende General Schevket Torgud Pascha bereits zwei deutsche, einen englischen, einen russischen und einen italienischen Korrespondenten vom Kriegsschauplatz entfernen lassen;

---

schleppten sie sich weiter, obgleich sie nur wenig Gepäck zu tragen hatten. Es war ihnen besonders unangenehm, daß die türkischen Behörden weniger darauf bedacht schienen, ihnen ein sicheres Geleite zu geben, als sie so rasch wie möglich aus Albanien hinaus zu haben, wo sie sich oft genug von der feindseligen Haltung der Bevölkerung überzeugen konnten. So erreichten sie endlich den Skumbi in der Nähe der Straße zwischen Peklin und Elbassan, und da es recht heiß gewesen war, beschloß dort Santos zu baden, wurde aber vom Gendarmen durch Gesten gewarnt und darauf aufmerksam gemacht, daß das Wasser sehr reißend sei. Santos ließ sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen und sprang in den Fluß, wurde aber bald von einem Wirbel erfaßt, fortgerissen und in die Tiefe gezogen. Sein Freund Fernandez, der gar nicht schwimmen konnte, wollte trotzdem zu Hilfe eilen, wurde aber auch von den Wellen fortgetragen. Das gleiche Schicksal wäre auch dem jungen Carvalho beschieden gewesen, der sich seinen Freunden nachgestürzt hatte, wenn ihm nicht der Gendarm noch rechtzeitig das Gewehr zugereicht hätte, an das er sich anklammern konnte und womit ihn nun der Gendarm ans Ufer zog. Die beiden Freunde waren inzwischen ertrunken und wurden in einiger Entfernung ans Land gespült. Man schaffte die Toten in einen nahen Han (eine Herberge) und benachrichtigte die Behörden von Elbassan von dem Unglücksfalle. Nach zwei Tagen kam von dort die Erlaubnis, die Leichen zu bestatten. Nun erzählt Carvalho, daß es nicht gestattet wurde, die Toten neben dem türkischen Friedhofe zu begraben, er mußte selbst an einer einsamen Stelle ein Grab schaufeln und das Begräbnis selbst vornehmen. Aus hölzernen Latten machte er zwei Kreuze und setzte sie auf die Grabhügel. Die ungeheure Aufregung hatte ihn fast krank gemacht, und er mußte sich noch etwas erholen, bevor er von Elbassan aufbrach, um sich nach Monastir zu begeben. Vorher wollte er aber nochmals an der Ruhestätte seiner toten Gefährten eine kurze Andacht verrichten und ging zu dem Grabe hinaus. Da mußte er die traurige Erfahrung machen, daß fanatische Albaner die Kreuze herausgerissen und den Grabhügel umgewühlt hatten. Ueberdies war der Platz ganz mit Unrat und Schmutz bedeckt worden." Der Saloniker Korrespondent der Kölnischen Zeitung schließt dann, unter Hinweis auf die mir vergönnte Tour: „Dieser Vorfall ist insofern lehrreich, als daraus zur Genüge hervorgeht, daß das Reisen in Albanien durchaus noch nicht ratsam ist. Nicht jeder Reisende hat eine Empfehlung des Kriegsminsters oder des Oberkommandierenden zu seiner Verfügung; wer also nicht so glücklich ist, besondere Empfehlungen in der Tasche zu haben, muß Vorsicht walten lassen."

außerdem hatte ein Generalgouverneur einen deutschen Schriftsteller, der trotz vorherigem Verbot in die albanischen Berge eingedrungen war, von türkischen Truppen aufgreifen und verhaften, in Gewahrsam legen und schließlich außer Landes verweisen lassen. Daß ich allein trotzdem die Ausnahme habe erleben dürfen, verdanke ich — wie gesagt — dem türkischen Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha und unserem deutschen Botschafter in Konstantinopel, Staatsminister Marschall Frhr. von Biberstein.

Und ein anderer von den deutschen Albanienforschern hatte mir mit einem Schreiben geantwortet, dessen Gedankengang ein selten anschauliches Beispiel bildet für seine albanisch-alttürkischen Erlebnisse:

Ich selbst hatte für meine vierte Balkanreise und zweite Reise nach Albanien am 14. Mai d. J. alles fertig, als dringende Telegramme und Briefe kamen, um Gotteswillen jetzt nicht zu kommen. Ich habe deshalb meine diesjährige Reise aufgeben müssen... Während der Rebellion können Sie nicht ins Land........ Sie werden in dieser Zeit der Unruhen kaum was ausrichten, da selbst ich mit meinen vielen Beziehungen nach dem Innern nicht kommen darf... Es kommt darauf an, ob Sie bequem oder forziert reisen wollen. Am bequemsten, aber auch am langwierigsten ist die Reise über Cattaro — Cetinje-Rieka — Dampfer nach Skutari über den See. Am schnellsten aber unbequemsten können Sie von Giovanni di Medua an der Adria durch die Bojana-Mündung per Dampfbarkasse nach Skutari. Eine dritte Reise ist zu Pferde von Dulcigno (Montenegro) durch die Zadrima nach Skutari. Diese kenne ich persönlich. Davon rate ich Ihnen ganz und gar ab. Es kann Ihnen da passieren, daß Sie in den Sümpfen direkt stecken bleiben oder bis an den Bauch des Pferdes, ja bis an die Satteltaschen beständig im Morast waten, wie mir das passierte. Juli ist wegen der Malaria in den Niederungen gefährlich (im Gebirge ist es sehr heiß, aber malariafrei). Ich selbst bin auf meiner zweiten Balkanreise am Skutarisee an Malaria heftig erkrankt, trotzdem ich nur eine einzige Nacht in Rieka gewesen war. Die beste Reisezeit ist Mai und Ende April. Im Juni ziehen die Bergstämme schon auf die Hochalpen mit den Almen. Die rein muhammedanischen Stämme können Sie kaum besuchen. Es ist einfach unmöglich! Außerdem wimmelt es in einzelnen Teilen von Straßenräubern. Am sichersten reist man, wenn Sie die Bessa oder das Geleite eines katholischen Pfarrers haben. Gasthäuser gibt es in den Alpen nicht... Es ist dort sehr gefährlich, wo die Blutrache sehr stark herrscht; das von Deutschland aus zu entscheiden, ist ganz unmöglich, weil die Blutrache eben oft von Tag zu Tag wechselt, ebenso die Verkehrsverhältnisse unter den einzelnen Stämmen.... Von Serbien her in Albanien einzudringen, ist ganz ausgeschlossen, weil Sie von dieser Seite her (Osten) auf die fanatischsten christenfeindlichen Stämme stoßen.

Als ich diese Bedenken durch den Hinweis darauf entkräftigen zu können glaubte, daß der türkische Kriegsminister mich als Gast dem türkischen Generalstab zugewiesen hatte, erhielt ich die gleichfalls charakteristische Antwort:

„Das ist ja äußerlich ein sehr schöner Erfolg, den Sie bei Mahmud Schevket Pascha erreicht haben. Aber wehe Ihnen, wenn Sie auf türkische Beamte sich verlassen! Sie werden sehen, wie man Sie auf Schritt und Tritt bespioniert, wenn auch nur unter der Maske Ihrer „persönlichen Sicherheit.“ Man wird Sie das wissen und sehen lassen, was die Türken für gut befinden, und all die Brutalitäten und Schändlichkeiten sorgfältig vor Ihnen verbergen. Ich habe auch meine Erfahrungen mit türkischen Behörden. Sie werden genau so kuriert werden wie ich. Aber trotzdem rate ich Ihnen, das Angebot anzunehmen. Sind Sie aber einmal bei den Türken, so würde man es Ihnen arg übelnehmen, wenn Sie in das Gebiet der freien Skipetaren eindringen. Gutwillig werden es Ihnen die Türken nie gestatten, ebensowenig wie mir. Seien Sie sehr vorsichtig mit Absendung von Briefen. Mir haben die türkischen Behörden ein halbes Dutzend unterschlagen. Vergessen Sie niemals, daß die Türken alle Europäer hassen und als Spione betrachten, auch wenn man Sie vor Liebenswürdigkeit frißt. Ich gebe Ihnen aber eine Empfehlung an eine Anzahl katholischer Pfarrer mit. Verwahren Sie sie gut und verheimlichen Sie meine Empfehlung den Türken; trauen Sie keinem Balkanangehörigen vom Serben bis zum Zigeuner herunter. Machen Sie Niemanden da unten zu Ihrem Vertrauten, sondern stellen Sie sich auf Ihre eigenen Füße, trauen Sie nur Ihren eigenen Augen und Ohren und lassen Sie sich keinen blauen Dunst vormachen. Ich habe für eine sehr arme Gemeinde in Lurja (zwischen Merdita und Debra) dieses Frühjahr 400 Mk. geschickt, persönlich kenne ich den dortigen Pfarrer nicht. Aber dem Namen nach kenne ich auch sehr viele Pfarrer der Berge. Ich lege Ihnen den Empfehlungsbrief bei. Sie könnten eventuell mal von Albanern gefangen werden und da könnte dieser Brief Ihnen von Nutzen sein. Sollten Sie Baron Nopcsa treffen, der immer irgendwo in Albanien herumwimmelt, so können Sie ihm vertrauen, ebenso Don Ernesto Cozzi (in Rjolli beim Stamm der Pulati), Pater Buschati (früher bei den Nikaj), Pater Sebastiani



Albaner vom Stamme der Skreli.

in Rapscha und Pater Pascale bei den Gruda. Aber ich verhehle es Ihnen nicht, daß es unmöglich für Sie sein wird, von der Truppe aus direkt mit den Stämmen in Verbindung zu treten. Hüten Sie sich besonders vor den Muhammedanern von Debra, sie haben vor einigen Jahren Baron Nopcsa verräterisch und türkisch gefangen genommen, um ein Lösegeld zu erpressen. Bei den katholischen Stämmen ist das nicht zu befürchten. Befolgen Sie nur die Ratschläge der Pfarrer recht genau. Dann passiert Ihnen nichts. Ich würde Ihnen folgendes raten: Da es Ihnen unmöglich sein wird und die Türken es Ihnen sehr verübeln würden, wenn Sie ohne ihre Erlaubnis zu den albanischen Stämmen gehen, was ich direkt für gefährlich für Sie erachte, so wäre es das Beste, Sie blieben erst beim Hauptquartier. Nachdem Sie dort genügend Zeit „an der Nase herum geführt" sind, wird Ihnen die Geschichte zu dumm werden. Dann wäre es das Beste, Sie gehen zum katholischen Pfarrer nach Djakova. Mit ihm sprechen Sie unter vier Augen und sagen ihm, daß Sie quer durch die Hochalpen durch das Gebiet der Merturi, Nika, Shalla, Pulati nach Skutari wollen. Der gefährlichste Teil dieser Rückreise ist der Weg zwischen Djakova und den Merturi. Sind Sie erst bei den Merturi, so sind Sie geborgen. Zeigen Sie dem Pfarrer meinen Brief! Nur durch ihn wird eine Durchquerung von Djakova nach Skutari möglich sein. Vielleicht schließen Sie sich einem Haufen von Nika oder Merturi an, die wöchentlich einmal in großen bewaffneten Trupps nach Djakova zum Markte kommen. Nochmals: sagen Sie den türkischen Behörden nichts von Ihrer Absicht. Sonst geben Ihnen sie eine sogenannte Eskorte mit, die Sie nur in Gefahr bringt und schlimmsten Falls gar nicht schützen kann......... Wenn Sie wollen, schreibe ich heimlich an meine Freunde in den Bergen und benachrichtige sie unter Auferlegung strengstens Stillschweigens, daß Sie kommen und daß man Sie gut aufnimmt.

Und in der Beilage das Schreiben, das mich im Fall albanischer Gefangenschaft schützen sollte:

An die Pfarrer der katholischen Malsoren Ober-Albaniens!

Ich Unterzeichneter bitte, meinem Landsmann Dr. Jäckh aus Heilbronn in jeder Beziehung behilflich zu sein und ihm Schutz und Gastfreundschaft zu gewähren. Besonders bitte ich darum die mir befreundeten Pfarrer: Don Ernesto Cozzi in Rjolli (Stamm der Pulati), Pater Buschati, Pater Sebastiani und Pater Perscale Prêla. Ich hoffe, daß die hier bezeichneten Pfarrer meinen Wunsch erfüllen, und bin mit besten Wünschen für Herrn Dr. Jäckh, meinen Landsmann, und herzlichen Grüßen an meine Freunde. N. N.*)

So gut gemeint diese Beratungen und Vorbereitungen waren und so gerne ich auch durch sie mich doppelt sicherte, so sollte doch meine eigene Erfahrung den bestimmten Beweis bringen, daß die Korruption jener Chikanen und Intriguen wohl die alttürkische Praxis bildeten, daß aber das jungtürkische System der Energie und der Gerechtigkeit auch in Albanien das Licht der Oeffentlichkeit und der Kontrolle nicht zu scheuen braucht.

*) Die politische Diskretion empfiehlt es, Namen nicht zu nennen.

So ist es mir vergönnt gewesen, Albanien von Osten nach Westen, dann gen Süden und schließlich wieder nordwärts — im Zickzack — zu durchqueren: zuerst im Heerlager der türkischen Truppen, von Ueskiüb durch die wechselvoll umkämpfte Paßenge von Katschanik nach Ferisovitsch und Prizren, und dann das Drintal entlang bis hinüber nach Skutari am Adriatischen Meer und von dort im türkischen Generalstab an der Seite des kommandierenden Generals Schevket Torgud Pascha selbst südwärts mitten durch die bisher gefürchteten Stämme der katholischen Merdita. Dann: um auch unabhängig und selbständig die albanische Eigenart kennen zu lernen, allein mit meinem albanischen Kawaß und unter der Bessa albanischer Bairaktars (als Gastfreund albanischer Stammeshäuptlinge) über Lurja bis nach jenem berüchtigten Debra mit seinen („tückischen und verräterischen") muhammedanischen Stämmen, und über Kalkandelen und Gostivar nach Ueskiüb zurück.

III.

Geschichtliche und geographische Voraussetzungen.

Einige Anhaltspunkte und Skizzenstriche nur!

Mit einem türkischen Beglaubigungsbrief und mit einem albanischen Schutzschreiben in der Brusttasche habe ich Albanien gesucht — — aber kein Albanien gefunden. „Albanien" existiert nur auf der Karte als geographischer Begriff: am adriatischen Meer entlang zwischen Griechenland im Süden und Montenegro im Norden, Italien und Korfu gegenüber, und vom mazedonischen Teil der Türkei im Osten durch schützende Gebirgswälle getrennt. Ein Land: etwas größer als die Schweiz, und etwa so groß wie unser Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen, mit einer albanischen Bevölkerung von etwa 1½ Millionen Menschen.*)

---

*) Eine albanische Statistik gibt es noch weniger als eine türkische. Deshalb variieren die Schätzungen zwischen 1 und 3 Millionen. Der albanische Propagandist Derwisch Hima, der Redakteur der „Albanie" in Brüssel, gibt seinem Volk 3 Millionen. Wenn ich in der Mitte bleibe, so folge ich damit einmal der Ziffer eines andern albanischen Agitators selbst, der auch nicht in den Verdacht kommt, sein Volk zu unterschätzen, und der wörtlich erklärt: „Unter nahezu 1 600 000 Albanern gibt es fast 1 000 000 Muhammedaner." Das stimmt auch mit sämtlichen Schätzungen der österreichischen Konsuln überein, die ich in den albanischen Städten befragt

Die nächstbeteiligte türkische Regierung spricht von „Arnauten“, gemäß dem Zentrum Arni in Albanien, wie mir ein Generalstabsoberst der Operationsarmee erklärt hat. Der „Albanese“ ist eine italienische Bezeichnung und gilt als eine Italienisierung des griechischen (schon bei Ptolemaeus vorkommenden) „Arbaniten.“ Kein autochthoner „Albanese“ aber nennt sich so, noch versteht er es, wenn er darauf angeredet wird. Ein „Skyptar“ heißt er und ist er: ein Adlersohn; und „Skypnia“ ist sein Heimatland: der Adlerhorst. Die andere Deutung von „Skipetar“ als „Felsbewohner“ kommt ja diesem Sinn auch nahe, wird aber von der Wissenschaft nicht angenommen. Schon im ältesten Albanien will die Adlerbedeutung gefunden werden: bei Plutarch, der vom epirotisch-mazedonischen König Pyrrhus erzählt, er habe nach einer siegreichen Schlacht durch die Epiroten (die Vorfahren der südlichen Albaner) den stolzen Beinamen Adler erhalten und darauf erwidert: „Durch euch bin ich ein Adler geworden, da ich



Albaner aus Kiri.

habe. Auch der serbische Ministerpräsident Dr. Vladan Georgewitsch gibt die Zahl von 1 750 000 Arnauten. — An dieser Stelle mag auch eine mazedonische Statistik Erwähnung und Ergänzung finden. Als ich in meinem Buch „Der aufsteigende Halbmond“ berechnet hatte, daß die Türken im europäischen Teil etwa die Hälfte ausmachen, wollte eine antitürkische Kritik das nicht wahrhaben. Seitdem hat selbst ein bulgarischer Abgeordneter, Pantsche Dorew von Monastir, im türkischen Parlament meine Angaben bestätigt: er rechnete für Mazedonien 30% Bulgaren, 23% Griechen und 47% Muhammedaner und schloß: „Mazedonien gehört also weder den Bulgaren, noch den Griechen, sondern den Osmanen, vor allem den Türken!“

mich durch eure Waffen wie auf schnellen Flügeln emporgeschwungen habe!" Albanisch gesprochen: „Ihr Skyptaren, Ihr Adlersöhne, habt mich zum Adler gemacht!" Auch „Malsoren" heißen sich Bergstämme: „Gebirgler", Montagnards.

Schon seit zwei Jahrtausenden hausen dort im alten Illyrien die Albaner. So will sie der wissenschaftliche Sprachgebrauch heute heißen, ähnlich wie Japaner statt der früheren und falschen „Japanesen." Fast alle Völkerfluten sind am bergenden Gebirge abgebrandet; ein leichter Schaum nur ist in die Sprache hineingespritzt, von der zugänglicheren Meeresküste her. Die Sprache dieses Urvolks hat einen Urzweig des indogermanischen Stammes erhalten, etwa im Stand vor der griechisch-lateinischen Spaltung; aber sie hat auch nachbarliche Okulierungen angesetzt: unter 1000 Wörter des heutigen albanischen Sprachschatzes sind 540 Wörter des alten, eigenen Idioms geblieben; damit mischen sich 100 griechische, 160 lateinische, 20 serbisch-slawische, 50 türkische und 130 österreichisch-deutsche.*) Das Alphabet benützt im Norden bei den Gegen lateinische und im Süden bei den Tosken griechische Zeichen; beide Abarten — die nördliche Gegerei und die südliche Toskerei — haben sich so auseinander entwickelt, daß sie sich kaum verstehen, weniger etwa als Schriftdeutsch und Plattdeutsch, und daß meine französische Unterhaltung einem Gegen in Debra wie toskisch vorkommen konnte. Die serbische Politik hat einmal ein serbisches Alphabet einzuschmuggeln versucht und die albanische Nationalliga hat wieder andere eigene Buchstaben propagiert. Nimmt man zu diesen viererlei Erfahrungen noch die Eigenwilligkeiten vieler Gaue, die willkürlichen Geheimschriften mancher Häuptlinge und die arabischen Zeichen der türkischen Kanzleisprache, so hat Albanien bald mehr Alphabete als Alphabeten.

In der Sprache spiegelt sich die Geschichte. Das illyrische Kernvolk — Hirten und Piraten von Beruf — wehrt den über Griechenland siegreichen König Alexander von Mazedonien ab: seine Macht dringt wohl in die Täler, aber nicht in die Hochalpen. Die Albaner bleiben frei.

Das römische Weltreich greift über's Meer nach Albanien hinüber und hinein: die Via Egnatia durchschneidet bereits das

*) Das „ethymologische Wörterbuch der albanesischen Sprache" von Gustav Meyer berechnet auf 5140 Schlagworte: 1420 romanische, 1180 türkische, 840 griechische, 540 slawische, 400 als indogermanisches Erbgut und 730 nichtdeutbare Wörter.

albanische Gebiet von Dyrrhachium (dem heutigen Durazzo) bis Thessalonike (Saloniki), längs dem Schlumbfluß, etwa da, wo heute die Sprachgrenze die nördliche Gegerei von der südlichen Toskerei trennt; und ein Cäsar macht die damals schon schreckhafte Wildheit des Bergvolkes gegen Pompejus mobil, und die römische Kultur des Kaisers Tiberius bemächtigt sich wohl der Küste. Aber die Albaner bleiben frei.

Die Teilung des Reichs schlägt Albanien zu Byzanz und die Jahrhunderte der Völkerwanderung werfen und schütteln die Stämme durcheinander und der slawische Vorstoß des serbischen Zarismus drängt die albanischen Adlersöhne weiter in die Felsnester zurück. Aber die Albaner bleiben dort frei.

Das Christentum schickt von Rom aus gar bald seine Missionare in die Wälder und Berge, schon im fünften Jahrhundert und weiterhin wiederholt durch die Jahrhunderte. Schließlich rückt auch der türkische Islam von Asien nach Europa vor und bricht tapfer und stark in die albanische Autonomie ein — und er bringt auch eine Muhammedanisierung des größten Gebietes fertig. (Zwei Drittel des albanischen Volkes sind heute noch Muhammedaner, und ein Drittel Christen; diese wiederum gespalten in die römisch-katholische und griechisch-orthodoxe Kirche, die beide gegenseitig mehr verfeindet sind als jede von ihnen mit der muhammedanischen Moschee.) Das ganze 15. Jahrhundert ist erfüllt von blutigen, vernichtenden Kämpfen zwischen Albanern und Türken. Das albanische Heldentum verkörpert sich in einem nationalen Feldherrn und Heros: Georg Kastriota, der als Sohn eines albanischen Häuptlings und einer serbischen Prinzessin nach Konstantinopel geliefert wird, als Geisel ins Serail des Sultans, der dort muhammedanisch erzogen wird als Iskenderbeg (der türkische Alexander) und der dann zurückgekehrt sein Heimatvolk in 25jährigem, wechslungsvollem Kampf (1443 bis 1467) gegen die türkische Herrschaft befehligt, ein zweiter Hannibal, bis er der Malaria erliegt. Schließlich siegen wieder die Türken und ein Vertrag mit Venedig (1478), das an der Küste Fuß gefaßt hat, überliefert Albanien als Provinz dem türkischen Reich — nominell. Aber die Albaner bleiben in den Bergen droben frei.

Diese fünf Jahrhunderte der Türkengeschichte in Albanien füllen sich mit einer fast regelmäßigen Folge von freiwilliger Hingabe beutefroher, brandschatzender Albaner an die Kriegszüge der türkischen Herrscher in allen Enden des Reichs — vor Wien und bis Bagdad, vom Olymp bis zum Nil —, aber auch von wildem Aufruhr,

sowie ein Sultan ordnungsmäßig Steuern und Rekruten ausheben will, und dann wieder von militärischen Strafexpeditionen, die sich in verschiedenen Generationen wiederholen müssen und doch nie das ganze Land fassen können. Wohl hat der Halbmond seinen Schein über Albanien geworfen; aber beim bloßen Schein ist es bisher auch geblieben.

Jetzt sollte es endlich anders werden: das Neue an diesem letzten Kriegszug ist, daß zum erstenmal die Türkei die ganz moderne Heeresorganisation von drei Armeekorps, dank den deutschen Militärreformern, in und gegen Albanien hat aufbieten können, und zwar gleich gegen alle Teile Albaniens, um mit einer ebenso rücksichtslosen wie gerechten Entschlossenheit das albanische Gebiet ein für allemal der türkischen Regierung zu sichern.

Die albanische Stimmung bei Beginn dieses Türkenzugs hat sich in Liedern niedergeschlagen, deren eines lautet:*)

1. Am 25. April — beschloß die Ratsversammlung — zu Konstantinopel und ordnete an: — zwei Abteilungen Soldaten schickte sie — mit Geschützen und Munition; — die sandte sie nach Chimara.

2. Hinsandte sie auch zwei Kriegsschiffe — mit zwei Abteilungen Soldaten. — Sie kamen, uns zu beschießen. — Es kam ein Mutessarif — als Befehlshaber mit einigen Offizieren. — Sie kamen, uns zu vernichten.

3. Sie erschienen in Chimara, — wollten Antwort zugleich, — denselben Tag, dieselbe Stunde.

4. Alle Alten kamen zusammen, — hielten in Chimara eine Versammlung; — einer schaute den andern an. — Die armen Alten hatten Grund: — es gab keine lange Frist, — nur 30 Stunden.

5. Die Alten faßten einen Entschluß. — Sie gingen zum Pascha und sprachen: ‚Pascha, wir haben einen Entschluß gefaßt. — Magst du uns augenblicklich vernichten, — unsere Vorrechte geben wir nicht auf!‘

6. Es gingen Etliche nach Konstantinopel, — um die Besatzung wegzubringen; — sie gingen hinein in den Rat. — Der Vezir mit dem ganzen Rate — unterredete sich mit dem Sultan, — daß sie bleiben, so wie sie sind: — ‚Heil, Chimara!‘ sagten sie.

Und ein anderes mit seinem blutrünstigen Türkenhaß:

1. „Bravo, Nik Dhim, bravo! — Damals als man dich aussandte — mit der Post von Delvino.

*) In der Uebersetzung von Franz Sättler-Prag in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 21. Jahrgang, Heft 2.

2. Da machtest du dich auf in Begleitung deines Neffen — mit einigen Briefen — die nach Vl'or bestimmt waren. — Jene, die dich schickten, hatten Furcht, — daher gingen sie nicht selber.

3. Und siehe, auf offener Straße — lauerten Räuber euch auf. — Wehe, Nik Dhim, daß sie euch auflauerten bei einer Quelle in der Nähe von Radhim.

4. Sie griffen nach deinen Waffen: — „Giaur!" riefen sie, „ergib dich, — zu Ende ist dein Tag, zu Ende dein Leben!"

5. Du aber, Nik Dhim, wehrtest dich wacker: — „Ich will mich, bei Gott, nicht ergeben!" — Und durchbohrtest den einen mit dem Messer, — einen andern traf deine Pistole ins Auge.

6. Dich fand der neue Tag schon jenseits des Gebirges, — das Tageslicht inmitten der Einöde; doch schreckte dich nicht etwa das Gewissen.

7. Und wo du vorüberkamst — sangen dir die Vöglein — und grunzten die Schweine des Waldes:

8. „Nik Dhim, du Pallikar, — hast zwei verruchte Türken umgebracht, — dich selbst gerettet — und dem Dorfe Ehre gemacht!"

Deutsche Hilfe in Ueskūb.

An einem heißen, hochsommerlichen Julitag eile ich in der Eisenbahn über Budapest und Belgrad nach Mazedonien hinein: durch die ungarische Pußta mit ihren schweifenden Pferden und über die serbische Ebene mit ihren wühlenden Schweinen. Kukuruz und Getreide dehnt sich in weiten, fruchtbaren Feldern, und schon in Serbien kündigt sich der Orient an: mit der Wurfschaufel wirft der Bauer das durch stampfende Ochsen gedroschene Getreide gegen den Wind, damit er die weggewehte Spreu vom fallenden Korn trenne, ganz wie drüben in Kleinasien und wie weiland bei den Patriarchen der Bibel.

Noch durch das Tal der Morava, die nordwärts der Donau entgegenstrebt — durch das Defilee des Mädchenpasses und am Monolith des Jungfrausteins vorbei — über die serbisch-türkische Grenze zwischen Ristovatz und Zibeftsche — schließlich ins Tal des Vardar hinab, die zum Aegäischen Meer nach Saloniki hinunter drängt — und eine Halbtagreise vor Saloniki liefert mich die albanisch-mazedonische Orientbahn meinem ersten Zielpunkt aus:

Uesküb — Skoplje das altrömische Scopi aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert, später die Krönungsstadt bulgarischer und serbischer Zaren, heute die Residenz des türkischen Valis der Provinz Kossovo.*)

Bulgaren und Serben, Albaner und Griechen, Türken und Juden drängen sich auf den staubtiefen Straßen bei der Bahn in buntem Mischmasch um die Mittagsstunde, und wie ich eben mein Koupeè verlassen will, faßt mein Gepäck ein Albaner und fragt mich französisch, ob ich „monsieur le docteur Jaeckh" sei. Und schon tritt auch eine hohe Gestalt heran, offensichtlich ein Deutscher, straff und stramm, in der Haltung eines Offiziers, breit und groß, und begrüßt mich mit einem biederen „Grüß Gott und Willkommen!" und mit landsmännischem Handschlag.

Herr Mosel, ein deutscher Kaufmann und Landwirt in und bei Uesküb, ist es, dem mich ein gemeinsamer Kollege gemeldet hatte und der jetzt gekommen war, mir sein Heim als Quartier zu geben. Generalfeldmarschall Frhr. von der Goltz Pascha hatte das Gastgemach einst eingeweiht. In Mosel's deutschem Haus vereinigt sich väterlicherseits rheinische Gastlichkeit und Güte und mütterlicherseits Wiener Herzlichkeit und Heiterkeit, und die paar Tage in dieser freundlichen, kinderfrohen Familie sollten nicht nur die behaglichste Periode meiner ganzen Reise bilden, sie sollten ihr auch die gründlichste Vorbereitung erst ermöglichen und verbürgen. „Der deutsche Konsul" heißt Herr Mosel im Uesküber Volksmund — er ist es nicht — Deutschland hat leider noch keinen eigenen Konsul in Uesküb und begnügt sich noch mit seiner Vertretung durch das österreichische Amt, das zur Zeit ein Böhme bekleidet — — aber in diesem populären Ehrentitel drückt sich die eifrige Tätigkeit Mosel's für unsere deutschen Interessen auf dem kommerziellen wie dem politischen Gebiet aus. Zudem genießt Mosel persönlich vertrauensvolle Beziehungen zu den leitenden türkischen Persönlichkeiten: Generalgouverneur und Divisionär, Deputierte und Offiziere gehen bei ihm aus und ein. All das sollte mir sehr zu statten kommen, insbesonders die Tatsache, daß Mosel die ersten Wochen des albanischen Feldzugs hatte selbst mitmachen können (für die Kölnische Zeitung), bis dann der zur Inspektion eingetroffene Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha ein Verbot ausgesprochen hatte, weil ein italienischer Korrespondent die Vergünstigung mißbraucht hatte.

*) Die drei Vilajets Kossovo, Saloniki und Monastir bilden das Stück „Mazedonien", das mit dieser Bezeichnung türkisch-amtlich nicht existiert.

Die nächste und wichtigste Frage in Ueskülb ist für mich die: welches der drei operierenden Armeekorps kann ich am raschesten erreichen und wie kann ich ins Hauptquartier zum kommandierenden General gelangen? und wo befindet sich dieses? Niemand will das genau wissen, und mein Wille, quer durch Albanien bis ans Adriatische Meer hindurchzukommen, begegnet lauter Bedenken bei allen Uesküber Deutschen wie Türken, die mir alle abraten — die Albaner würden eben niedergeworfen und entwaffnet und da sei gegenüber der wütenden Erbitterung ein Durchlaß unmöglich — und die meine Ungeduld mit dem Trost beruhigen wollen: überhaupt werde ich gar keine Lokalerlaubnis erhalten, trotz dem Generalpaß des Kriegsministers.

Der Vali des Vilajets von Kossovo, dessen Hauptstadt Ueskülb ist (mit seinen 60 000 Einwohnern) und über das der Belagerungszustand verhängt ist, Generalgouverneur Mashar Bey hat das entscheidende Wort. Ich melde mich bei ihm droben in seinem Konak, jenseits der breiten Vardarbrücke, gegenüber dem alten Kastell. Die Wache hebt den Zeltteppich, der statt einer Tür den Audienzraum, den Selamlik schließt, in die Höhe und ich trete ein. Exzellenz sitzt im Eck hinter einem Schreibpult und bedeckt nach türkischer Sitte, wenn wir den Hut abnehmen, das Haupt mit dem sonst auf dem Tisch abgelegten Fez. Herr Mosel stellt mich vor, die übliche stille türkische Begrüßung folgt, der Selam mit der dreimal geteilten graziösen Handbewegung. Dann Pause, Ruhe. Exzellenz schweigt weiter und wippt leis auf dem Drehstuhl. Ich zwinge meine wachsende Ungeduld und hülle sie in schwere Würde. Der Diener reicht Kaffee und Zigaretten und langsam weicht das Sichanschauen und Sichberiechen einem diplomatischen Frage- und Antwortspiel. Ich komme allmählich auf den Kernpunkt: „Ist es möglich, Exzellenz, daß ich mich zu den Truppen begebe auf den albanischen Kriegsschauplatz?“

Ein prüfender Blick und ein einziges Wort: „Olmas, Efendim!“ — Das ist unmöglich, mein Herr!

Da hab’ ich’s! — Ich erhebe mich mit Grandezza und überreiche stolz das Empfehlungsschreiben des Kriegsministers. Exzellenz liest und sieht mich an: Olur, Efendim!“ — Dann geht es, mein Herr!

Na also! Ich danke ergebenst: „Teschekkür ederim!“ — Wieder Stille.

„Wohin wünschen Sie sich zu begeben“ — fährt dann der Gouverneur fort, in französischer Sprache.

„Am liebsten durch's Drintal westwärts querdurch zur Adria bis Skutari.“

„Das wird sehr schwierig sein. Ich rate Ihnen nordwärts: Prizren — Djakova — Ipek — Mitrovica — Pristina, und wieder zurück nach Ueskūb. Ich werde Ihnen gleich Beglaubigungsbriefe an die Mutessarifs und an die Kommandanten schreiben.“

Da hab' ich's wieder: also doch auf die nördliche Landpartie festgelegt! Inschallah!

Der Gouverneur schreibt und reicht mir einige seiner Karten, in denen er mich den einzelnen Kommandanten und Mutessarifen empfiehlt, auf besonderen Befehl des Kriegsministers selbst — wie er schriftlich hinzufügt. Das Originalautogramm selbst nimmt er an sich — entgegen meiner Bitte, es mir zu lassen: er müsse für seine Akten einen Beleg haben angesichts des außerordentlichen Falls meiner Zulassung.

Die Unterhaltung kommt jetzt plötzlich in lebhafteren Fluß. Die Empfehlung durch den allmächtigen Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha scheint gewirkt zu haben.

O, er liebe die Deutschen, diese starke Militärmacht, meint der Gouverneur; und wünsche, eine deutsch-türkische Militärallianz noch zu erleben; sie gebe ja für beide Teile die beste Kräftekonstellation — eine, die den Weltfrieden diktieren könne. Aber die deutsch-türkische Entwicklung werde dadurch erschwert, daß Deutschland kein überflüssiges Geld habe und so die Türkei finanziell auf Frankreich angewiesen bleibe.*) Deutschland sei eben nur Militärmacht

Ob Exzellenz Deutschland kenne?

Nein, leider noch nicht! Aber Frankreich: dorthin führe der französische Sprachunterricht, und dorthin habe jetzt erst auch eine

*) Dieses allgemeine türkische Vorurteil ist einige Monate später widerlegt worden: durch die Orientpolitik unsres neuen Auslandsministers von Kiderlen-Wächter, der die deutsche Anleihe für die Türkei fertig gebracht und so das französische Prestige des einzigen Weltbankiers gebrochen hat. Die obige Aeußerung des Generalgouverneurs bestätigt die Notwendigkeit dieser Kiderlen'schen Taktik.

Studienreise seine Beamten und manche Offiziere gebracht, und die könnten nicht genug rühmen, was sie in Frankreich gesehen hätten.

Gut! würden Exzellenz den Versuch einer türkischen Studienreise nach und durch Deutschland fördern? Wir können uns ruhig sehen lassen!

Gewiß! Das wäre ein vorzügliches Unternehmen, und er wäre der Erste, der Deutschland so studieren möchte.*)

Eh bien! Aber auch die Deutschen könnten davon profitieren, Türken kennen und schätzen zu lernen.

Ewwet, Efendim! Ja! Aber — so klagt resigniert der Gouverneur —: „Wir Türken können machen, was wir wollen; wir bekommen immer Unrecht in Europa. Das gilt für unsere albanische Politik, wie für die bulgarischen Banden."

Da hat der Generalgouverneur nun Recht: die türkische Regierung will in Mazedonien Ruhe schaffen und das Land wirtschaftlich entwickeln, aber die slawischen Nachbarn wollen bulgarisieren, serbisieren, hellenisieren und schicken bulgarische, serbische, griechische Banden über die Grenze, um dort ihre Blutsbrüder und Kirchengenossen zu radikalisieren und zu revolutionieren. Weil diese Slawen „Christen" heißen, nimmt das christliche Europa ihre Partei und gibt ihnen gar Geld; dabei spricht es deutsch-christliche Erfahrung im Orient offen aus: „Diese Christenart ist die größte Kanaille!" Die Kirche mißbraucht und erniedrigt dort das Christentum zu politischen Sonderzwecken. Und der muhammedanische Türke ist geduldig und gutmütig genug, die christlichen „Brüder", die gelegentlich auch gegenseitig wüten, weil jeder des andern Propaganda fürchtet, vor einander zu schützen, und die türkische Regierung ist tolerant und vorurteilslos genug, ruhig zuzulassen, was ich auch in Uesküb gesehen habe: bulgarische Turnvereine (türkische Staatsangehörige) holen den bulgarischen Bischof, den Chef der großbulgarischen Propaganda, an der Bahn ab, mit all ihren großbulgarischen Nationalemblemen, wie Fahnen und Standarten; und die türkische Polizei hält hiefür die öffentliche Ordnung aufrecht. Man setze in

*) Eine solche türkische Studienreise nach Deutschland habe ich für diesen Sommer (1911) organisieren können, mit dem Ergebnis, daß der bisher gleichfalls frankofile Deputierte von Konstantinopel, Hussein Dschahid Bey, der jungtürkische Chefredakteur des „Tanin", öffentlich bekennt: „Wenn heute die ganze Kultur Europas durch eine Elementarkatastrophe vernichtet würde und nur die deutsche Kultur übrig bliebe — sie allein könnte die gesamte europäische Kultur wieder aus sich heraus schaffen: so reich und so stark ist die deutsche Kultur."

diesen Satz statt bulgarisch — polnisch und statt türkisch — deutsch-preußisch, und man erhält eine deutsche Illustration dieses politischen Adynaton — eine deutsche Unmöglichkeit!

Dabei besteht die mazedonische Bevölkerung — selbst nach dem Zeugnis des Bulgaren Pantsche Doreff — aus 47% Muhammedanern, 30% Bulgaren und 23% Griechen. Die osmanische Türkei hat also allein Anspruch auf die Herrschaft.

Neuerdings will sich die Türkei durch eine Ansiedlungspolitik gegen die slawische Bevölkerung wehren — wieder wie Preußen-Deutschland gegen die polnische Propaganda. Gerade bei Ueskün erhalten jetzt muhammedanische Aus- und Rückwanderer aus Bosnien Boden und Baracken, aber systemlos und ohne Auswahl der Elemente, so daß sich ein Fiasko voraus sehen läßt. Auch hiefür kann eine türkische Studienreise in Deutschland Erfahrungen holen: in unsrer Ostmark.*)

Jetzt schon erkennen türkische Politiker das mazedonische Problem wesentlich als eine Bodenfrage. So macht der Konstantinopler Deputierte Hussein Dschahid Bey bereits den Vorschlag, türkische Latifundien in Mazedonien von Staatswegen aufzukaufen und zu parzellieren, aber nicht nur für muhammedanisch-türkische Bauern, sondern auch für besitzlose bulgarische und griechische Landarbeiter, um diese so wirtschaftlich osmanisch zu interessieren und sie der politischen Phrase von Sofia und Athen zu entziehen.

*

Die paar Tage in Ueskün füllen sich mit albanischen Informationen, meist im Haus Mosel. Da ist der treffliche Artillerieoberst Zia Bey und der in Deutschland ausgebildete Deputierte Wafsi Bey, Militärdezernent in der Kammer, und Nakki Bey, der Vorsitzende des Kriegsgerichts in Pristina: sie alle rüsten mich noch mit persönlichen Empfehlungsschreiben an ihre Freunde bei der Armee aus. Auch der Divisionär Dschavid Pascha verkehrt dort, der Kommandeur der letzten Teiloperation gegen die Albaner im Vorjahr: ein Tscherkesse von Geburt, ein Vierziger, gefürchtet und gehaßt von den Albanern ob seiner Entschlossenheit und Strenge. Den „Giaur-Pascha" nennen ihn die albanischen Häuptlinge ob seiner Härte,

*) Das ist dann auch geschehen: Die Besichtigung unserer Ansiedlungen bei Posen hat die türkische Studienkommission außerordentlich interessiert; sie will sogar bei der türkischen Regierung eine Sonderdeputation nach Posen zum Studium der landwirtschaftlichen Leistungen anregen.

und die türkischen Offiziere wünschen, daß er auch jetzt das Oberkommando wieder hätte: nicht ein einziges albanisches Steinhaus hätte er stehen lassen, jede Kula hätte er in die Luft gesprengt — meinen sie. Und sie sagen dem jetzigen Oberkommandierenden, Schevket Torgud Pascha, eine „Bonbonstaktik" nach, die jeden Schluck Jaurt-Milch bar bezahlt; dabei heult Europa gerade über seine angeblichen Grausamkeiten! Nun — ich werde bald mit eigenen Augen beobachten können; morgen geht's nach Albanien hinein.

Nicola hat bereits alles gepackt. Nicola ist der Diener des Herrn Mosel, ein Albaner, als zuverlässig erprobt, so sehr, daß ihn der österreichische Konsul als Kawaß haben möchte. Nicola wird mich begleiten. Nicola spricht sieben Sprachen: sein albanisch, dann türkisch, bulgarisch, serbisch, griechisch, französisch und etwas deutsch. Nicola war nie in einer Schule; er hat das alles als Hoteldiener gelernt — ein Beispiel albanischer natürlicher Intelligenz und für mich die denkbar beste Gewähr, Schwierigkeiten in Albanien überwinden zu können. Nicola ist — das sagt der Name schon — katholischer Albaner und zwar aus Djakova, dem „Bluttal", einem als wild berüchtigten Gau. So schützt ihn und mich die „Uniform" seiner Stammestracht: albanische Clans unterscheiden sich und erkennen sich wie Corps in der Art und Farbe der Ornamente und Posamente ihrer Hosen und Hemden.

Nicola hat singend und pfeifend gepackt: in Satteltaschen, die für unsre unterwegs zu mietenden Pferde bestimmt sind — Brot und Konserven, Photographiekasten (eine Nettel-Camera) und Leibwäsche, Mäntel für die rasch und stark sich abkühlenden Nächte und mein Kaki- und Reitzeug, samt einem englischen Sattel, und — was sehr wichtiges! — viele, viele Schachteln Insektenpulver — — — wir wagen uns ja ins klassische Land beißender Wanzen und grausamer Blutsauger. Die Zeltausrüstung meines Freundes Mosel würde mich statt meiner beiden Pferde, die ich nötig habe, drei kosten und zudem unsre Bewegungsfreiheit hemmen.

Was aber meinen Nicola mit dem kecken Käppi am meisten freut und am stolzesten macht, das ist der volle Patronengurt und der neue Revolver, den ihm auf meine Bitte und auf Befehl des Generalgouverneurs das Polizeikommando einhändigt. Auch ich erhalte einen Armeerevolver samt einem Waffenschein.

So schaut mein Albaner Nicola hochmütig auf seine entwaffneten Landsleute herab. Denn auch in Ueskübist die Proklamation der Regierung angeschlagen:

1. Alle Waffen, ohne Unterschied der Größe, die sich in den Händen der Stadt- und Landbevölkerung befinden, sind in den Konak zu bringen und abzuliefern.
2. Die Landbevölkerung hat ihre Waffen auf eigenen Wagen oder Zugtieren einzuliefern.
3. Für die Städte wird eine Frist von 3, für die Dörfer eine solche von 7 Tagen gewährt.
4. Die Flur-, Orts- und Stadtwächter haben ihre Waffen (ob Privat- oder Staatseigentum) zunächst auch abzuliefern; später werden sie von der Regierung selbst aus den vorrätigen Waffen je ein Stück mit entsprechender Munition erhalten, und zwar nach erfolgter Registrierung der Nummer und des Systems der Waffe; diese ist unter behördlicher Aufsicht seitens des Vorgängers dem Nachfolger einzuhändigen.



Türkische Pioniere schlagen eine Brücke über den Vardar bei Ueskküb; unter Pertew Bey's (×) und Hamdy Bey's (× ×) Kommando.

5. Derjenige, bei dem man anläßlich der nach Ablauf der Frist einzuleitenden genauen Hausdurchsuchungen Waffen findet, wird sich vor dem Kriegsgerichte zu verantworten haben und wird zur Zwangsarbeit verurteilt werden.
6. Die Waffen werden ohne Rücksicht auf Nationalität und Religionsbekenntnis abgenommen werden.
7. Die Brotmesser ausgenommen, sind alle Messer und Säbel abzuliefern.
8. Das Tragen von Doppelflinten und anderen Jagdgewehren ist nur auf Grund eines Waffenpasses gestattet.
9. Die Waffen sind seitens der Bevölkerung täglich zwischen 10 und 3 Uhr an die speziell zu diesem Zwecke gebildeten Kommissionen im Konak abzugeben.

Darauf sind in Ueskūb in den ersten zwei Tagen abgeliefert worden: 40 Repetiergewehre, 360 Martinigewehre, 560 Revolver, 160 blanke Waffen und gegen 11 000 Patronen.

Die Waffenzahl der Albaner wird aber auf etwa 200 000 Gewehre geschätzt.

V.

Die Bessa von Ferisovitsch.

Zu deutsch: Der Schwur auf dem Rütli!

Eine Halbtagreise nördlich von Ueskūb, gleichfalls noch an der mazedonisch-albanischen Orientbahn Salonik-Mitrovica, liegt der albanische Ort Ferisovitsch, im Wiesental zwischen Felsen und Wäldern. Von dort aus ist die jungtürkische Revolution ins Rollen gekommen, im Juli vor zwei Jahren, und von dort aus hat jetzt auch die albanische Reaktion sich der weiteren Entwicklung entgegengewälzt.

Auf der Heide um Ferisovitsch haben sich die Albaner angesammelt, die in bewaffneten Trupps zu Tausenden und Abertausenden von den Bergen herabgestiegen und aus den Tälern herübergezogen sind. Die Häuptlinge haben ihre Landsmannschaften zu geheimer Tagung zusammengerufen: Allarahsollah!

> Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
> ein uralt Bündnis nur von Väter Zeit,
> das wir erneuern! Wisset, Eidgenossen!
> Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
> und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
> so sind wir eines Stammes doch und Bluts,
> und eine Heimat ist's, in der wir hausen.

So mag ein albanischer Schiller einen albanischen Stauffacher zu einem albanischen Winkelrind reden lassen. Und dann tritt ein jungtürkischer Konrad Hunn auf, ein Offizier von Beruf, auch albanischer Abstammung und aus dem Geheimbund des „Komitees für Einheit und Fortschritt", und erzählt dem herdrängenden, aufhorchenden Ring seiner albanischen Lands- und Landleute, was er drüben „in der Stadt", in Istambul (εἰς τὴν πόλιν) alles gesehen und erfahren hat. Wie der Sultan Abdul Hamid im Serail schwach und schwächer geworden sei, und wie die nachbarlichen Feinde frech jetzt zugreifen wollen, vom gemeinsamen Vaterland Stück um Stück loszureißen: wie Bulgarien, so bald Bosnien, und so auch Albanien!

Ein entrüsteter Wutschrei antwortet aus der albanischen Masse und ein wildes Gewehrfeuer bekräftigt den einstimmigen, stillen Schwur, solche Schmach abzuwehren. Alla belassyny wersin! — Muskenite! „Komm, Kugel, und fahre ihm durch die Lungen!“

Also ist es doch wahr, was die albanischen Wälder über die Welt da draußen sich zuwispern und weiterraunen: daß die „sieben Könige Europas“ alle in einer festen Burg beisammen sitzen und sich emsig beraten, wie sie am besten den Türkenkaiser bekriegen könnten!



Albaner aus der Zadrima.

Der große Nachbar Oesterreich sei es — so meint der albanisch-jungtürkische Agitator —, der diesmal die Heimat bedrohe: Nemtzia! Aber:

. . . Wer von Ergebung spricht an Oesterreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar;
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer!

Und wieder sausen die Salven in die Weite und wieder hallt das Echo von den Wänden.

Wie aber solch schandvolles Geschick verhindern?

Ein Parlament, eine Pjlekjesia, ein Rat der Männer, muß einberufen werden, um den Sultan in Konstantinopel von der Kamarilla seiner verräterischen Minister zu befreien. Depeschen müssen eine solche Resolution dem Yildiz Kiosk kündigen, und besondere Botschaft muß der albanischen Leibgarde im Palast des Sultans melden, daß, falls sie gegen den Wunsch des Volkes sich verwenden lasse, ihre Frauen und Kinder in der Heimat getötet würden.

Die albanische Masse zieht zur Moschee bei Ferisovitsch und gelobt sich feierlich:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren.
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben!

Und wie sie noch beraten und Forderungen wie Bedingungen verhandeln und sich erregen, da naht sich der Bahnzug von Saloniki her und bringt nach Ferisovitsch die österreichische Schule: Lehrer und Kinder und Touristen der österreichischen Kolonie in Saloniki wollen ein Waldfest feiern und schwingen ihre schwarz-gelben Fähnchen und singen ihre Kaiser Franz Joseph-Hymne. Klingt das nicht alles gleich einer Bestätigung der Rede des albanisch-jungtürkischen Führers?! Gefahr im Verzug!

Die nationale Empfindlichkeit der Albaner ist entflammt: der österreichische Bahnbeamte wird an einen Baum gebunden und sein Häuschen angezündet und die Ausflugsgesellschaft wird verdrängt. . . .

Wie der Orientbahndirektor in Konstantinopel diesen Bericht erhalten hat, hat er der deutschen Diplomatie mitgeteilt: „In einer Woche wird die jungtürkische Revolution ausbrechen; die Jungtürken haben sich die Albaner gesichert und der Sultan wird vor seinen Albanern zittern; er wird die verlangte Verfassung gewähren müssen."

So sind die Dinge auch gegangen.

Das war die alte Bessa von Ferisovitsch — der albanische Schwur auf dem Rütli — im Juli 1908, jetzt vor zwei Jahren.

* * *

Und abermals sammeln sich die Albaner im Talgrund von Ferisovitsch zu noch geheimerer Tagung, zwei Jahre später, in diesem Frühsommer 1910. Aus allen Gauen und Kantonen kommen die Eidgenossen wieder sorgenschwer und jeder trägt eine andre Klage herbei; aber alle klagen sie grimmig gemeinsam: „Wir sind getäuscht worden! Die Jungtürken haben unsern Schwurvertrag gebrochen!"

Schon daß der Sultan inzwischen abgesetzt worden ist, verletzt die jungtürkisch-albanische Abmachung. Der Sultan Abdul Hamid war doch ein bequemer Padischah: versuchten seine Minister einmal die albanischen Völker zu Steuern und als Rekruten heranzuziehen und wagten sie gar einmal mit einigen Kompagnien Ernst machen zu wollen, so genügte ein bewaffneter Widerstand der gewehrgerüsteten Albaner an den engen Pässen und eine deutliche Drohung

durch die albanischen Prätorianer im Sultanspalast, und statt Pulver und Blei dämpften Orden und Gold, Titel und Tressen den Aufruhr der Häuptlinge und ihrer Gefolgschaft. Der Sultan wußte wohl, wozu er die anderthalb Millionen Albaner verwöhnen wollte: um sie als wilde, leicht zu fanatisierende Grenzwache mit ihren 200 000 Gewehren loslassen zu können gegen die verhaßte slawische Gefahr



Albaner auf dem Kriegspfad im Gebirge.

auf dem Balkan. Der Sultan vergaß aber, daß heutzutage noch so tapfere Banden und Freischaren durch jede disziplinierte Truppe und durch die Mechanik der Maschinenwaffen vernichtet werden.

Die Flinten sollen sie auch abliefern — so klagen in der Versammlung von Ferisovitsch die Albaner weiter. Und doch hatten die jungtürkischen Delegierten ihnen versprochen, sie dürften diese jahrhundertalte, familienheilige Tradition auch unter dem neuen Regime beibehalten. Aber die neue Militärdiktatur will nichts vom Ausnahmerecht eines Partikularismus wissen, sondern sie will alle Rassen und Religionen zu einem Einheitsstaat der Gerechtigkeit zusammenfügen und zentralisieren.

Auch Rekruten sollen sie jetzt in Konstantinopel stellen — so will das neue Gesetz der gleichen Rechte und Pflichten selbst die Albaner zwingen. Zwar:

Wir folgten, wenn der Heribann erging,
Dem Reichspanier und schlugen seine Schlachten.

Aber:

Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.
Daheim regierten wir uns fröhlich selbst
nach altem Brauch und eigenem Gesetz!

Schließlich sollen sie auch noch Steuern zahlen — knurren arme Albaner. Und was für Steuern! Einer erzählt, ein türkischer Beamter hätte von ihm eine Bartsteuer erheben wollen: zehn Piaster (zwei Mark) pro Bart! Allah belassyny wersin! Aber kein Albaner geht ohne Bart. Te chapte deu e te perpifte! Möge sich die Erde dir öffnen und dich verschlingen! — Ein Anderer: man habe ihm gesagt, er müsse eine Steuer bezahlen, so oft er in sein Frauengemach gehen wolle, das ihm allein doch eigen sei. — Ein Dritter: er habe Eier zur Stadt getragen; da habe ein türkischer Beamter pro Ei sechs Para (= vier Pfennig) Steuer ihm abnehmen wollen, das Ei koste aber schon sechs Para; da habe er seine Eier auf die Straße geworfen und sei weggelaufen. — Ein Vierter: er habe Hühner in die Stadt bringen wollen und unterwegs einem Beamten versteuern müssen; wie er aber zum Oktroi gekommen sei, habe es sich herausgestellt, daß die Quittung, die der angebliche erste Beamte an den Hals der Hühner gehängt hätte, alte Kalenderzettel gewesen seien; so sei er betrogen worden!

Ja, ordinäre Betrüger sind das, die solche „Steuern" unter das albanische Volk tragen, aber keine regulären Beamten. Private Betrüger sind es, welche die gutgläubige Naivität der albanischen Bauern ausbeuten; aber auch politische Propagandisten, welche die albanischen Instinkte gegen das jungtürkische Regime aufreizen.

Cui bono? Das sagt uns Issa Boletinaz, der Prototyp eines albanischen Feudalen. Landraub und Verschwägerung haben ihn mächtig gemacht und ihm einen wachsenden Anhang geschaffen. Schon der Sultan Abdul Hamid hat mit ihm paktiert und durch reiche Privilegien und durch bare Pensionsgelder ihn sich als Söldner gesichert. Jetzt unter der jungtürkischen Gleichmacherei bleibt das alttürkische Gold aus und Issa Boletinaz trutzt in seinem starken Turm bei Mitrovica schon seit einem Jahr der jungtürkischen Gerechtigkeit.

So etwa, wie zu Cäsars Zeit der Gallierchef Dumnorix geschildert wird: „Dumnorix ist ein höchst verwegener, unruhiger Kopf, der alle Eigenschaften besitzt, um sich beim Volke populär

zu machen. Seit mehreren Jahren hat er die Zölle und übrigen Abgaben der Aeduer zu einem geringen Preise gepachtet, weil ihn bei der Versteigerung niemand zu überbieten wagte. Auf diese Weise hat er nicht nur sein Vermögen vergrößert, sondern auch die Mittel erworben, um sich freigebig zu erweisen: er unterhält auf eigene Kosten ein großes Gefolge, und sein Einfluß beschränkt sich nicht bloß auf die Heimat, sondern erstreckt sich auch auf die benachbarten Stämme. Um seinen Anhang zu vermehren, verheiratete er seine Mutter an einen der edelsten und mächtigsten Biturigen, nahm selbst eine Helvetierin zur Frau, und vergab seine Stiefschwester und Basen in andere Stämme. Wegen dieser Schwägerschaft begünstigt er die Helvetier, doch haßt er Cäsar und die Römer auch aus persönlichen Gründen, weil durch ihre Intervention im Aeduerlande seine Macht verringert, und sein Bruder in die früher genossene Gewalt wieder eingesetzt wurde. Wenn den Römern irgendwie ein Unglück widerführe, so hegt er die Hoffnung durch Vermittlung der Helvetier zur Herrschaft zu gelangen; unter dem Einflusse der Römer aber muß er nicht nur auf diese verzichten, sondern darauf gefaßt sein, auch den Einfluß zu verlieren, welchen er bereits besitzt."

Issa Boletinaz Sendboten predigen gegen den jungtürkischen Imperialismus; sie durchwühlen die Bevölkerung da und dort und finden mehr und mehr Gehör. Auch andere Häuptlinge sehen ja ihre Junkervorrechte gebrochen und der Goldstrom aus dem Yildiz Kiosk Konstantinopels wärmt auch ihre Bauernschaft nicht mehr. Im Gegenteil: nun sollen sie selbst noch beisteuern — Abgaben, Waffen, Rekruten.

Auch die abenteuerlichen Raubritter der Pässe und der Täler sehen sich in ihrem Handwerk des Viehdiebstahls und der Brandschatzung durch die neutürkische Beamtenschaft gestört und gehindert, und führen ihre Banden dem aufgewiegelten Kontingent zu.

Die albanische „Autonomie" will jetzt zunächst die alten eigenen Gesetze der Gesetzlosigkeit konservieren, sie wendet sich gegen den jungtürkischen Despotismus der Gleichheit von Staatsrechten und Bürgerpflichten. Aber noch mischt sich in die jetzt beginnenden Putsche nicht die politische Forderung eines autonomen Nationalismus mit separatistischer Tendenz, mit eigenen Schulen und mit besonderen Alphabetzeichen.

Die neue Bessa von Ferisovitsch will nur negativ wirken: gegen die privilegienlose Rechtsstrenge des jungtürkischen Regimes; noch

nicht positiv: für ein bewusstes Programm albanischer Baschkim-(Unions-)vereine.

Wieder schwören die Albaner jetzt auf den Koran und auf ihre Waffen:

> Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
> so geben wir von einem Berg zum andern
> das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird
> aufgeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes.
> Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst,
> glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben,
> und gern ergreifen friedliches Geleit,
> aus unsern Landesmarken zu entweichen.

Allah bereket wersin!

Das ist jetzt die neue Bessa von Ferisovitsch — der albanische Schwur auf dem Rütli. . . .

Ein albanischer „Tell“ sollte mit einem „Geßler“ beginnen: in Ipek schießt der Albaner Jasar Abbas Balonja den türkischen Kommandanten Major Rüschdi Bey meuchlings nieder; — sein Revolvergeschoß verwundet auch den türkischen Bürgermeister, den Mutessarif Ismail Hakki Bey, schwer. Die Berge und Wälder beschützen den hinterhältigen Flüchtling mit ihrem deckenden Dunkel.

Das Signal ist gegeben. Die Mannen von Ipek rotten sich auf den Höhen vor der Ortschaft zusammen. Und drüben in Pristina sperren albanische Banden die Bazare und bedrohen bewaffnet die diplomatisierende Beamtenschaft und die geringe Garnison, und der eigenwillige Refrain ihres wachsenden Trotzes wiederholt das starrköpfige Nein: „Wir wollen keine Schulen und keine Gendarmen; wir wollen keine Volkszählung und keine Katasteraufnahme; wir wollen keine Gerechtigkeit und keine Freiheit!“

Gegen die freiheitlich-fortschrittliche Staatsorganisation der neuen Türkei wehrt sich so die frech-verwöhnte Ungebundenheit der alten Anarchie.

Da kann nur Kanonendonner das sich zusammenziehende Gewitter zur klärenden und reinigenden Entladung bringen. Der gefährliche Blitz hat ja bereits grelle Funken gezündet — in der Bessa von Ferisovitsch.

VI.

Kämpfe um die Pässe von Katschanik und Tschrnoljeva.

In Ferisovitsch liegt Katschanik südlich hinter mir und Tschrnoljeva westlich vor mir.

Beide Pässe beherrschen zwei Haupt- und Heeresstraßen: Tschrnoljeva den von Ferisovitsch weiter westwärts nach Prizren, Djakova und Ipek hinüber führenden Weg, und Katschanik die von Ueskübüber Ferisovitsch gen Pristina und nach Mitrovica nordwärts leitende Linie.

Ferisovitsch und Katschanik bedeuten zwei natürliche Trennungen. Ferisovitsch stellt die „Wasserscheide" zwischen Sitnitza-Morawa-Donau und dem Schwarzen Meer einerseits und Nerodimka-Lepenatz-Vardar und dem Aegäischen Mittelmeer andrerseits dar, und zwar in der seltenen Form einer Bifurkation. Und Katschanik bildet das Tunneltor zum nordalbanischen Gebirge.

Was Wunder, daß in die entscheidenden Felsen des Defilees von Katschanik das Geschick blutiger Kämpfe sich eingegraben hat! Dort hat die österreichische Armee vor zweihundert Jahren mit albanischen Hilfsscharen die türkischen Truppen bekriegt und damals hat der albanische Fahnenträger, weil der österreichische Obrist Freiherr von Strasser ihn beschimpft und beleidigt hat, dem österreichischen Kreuz den Rücken gekehrt und mit seinen Stämmen dem türkischen Halbmond den Sieg zugeführt.

Was Wunder auch, daß gleichfalls jetzt die burenähnliche Strategie der albanischen Freischärler darauf ausgeht, die Einbruchspforte bei Katschanik baldigst zu schließen und die einstweilen nordwärts verteilten türkischen Truppen im Kesseltreiben von Guerillagefechten aufzureiben und sie wie einst das österreichische Lager zu vernichten.

Mehr Verwunderung muß es schon erregen, daß die türkische Heeresleitung so sich ins albanische Land hineinwagt, ohne die Verbindungen rückwärts zu sichern.

Der Aufmarsch selbst ist rasch und glatt gegangen: der Oberkommandierende der türkischen Operationsarmee gegen Albanien, der Divisionsgeneral Schevket Torgud Pascha, ein tapferer Tscherkesse von Geburt, hat eine Streitmacht von zunächst 16 000 Mann, 600 Reitern, 64 Geschützen und 20 Maschinengewehren konzentriert,

und zwar 50 Infanteriebataillone, 10 Eskadronen, 11 Feldbatterien, 6 Gebirgsbatterien, 5 Maschinengewehrkompagnien, ½ Geniebataillon, 1 Telegraphenabteilung, 2 Sanitätsdetachements, 1 Feldspitalsektion, und 1½ Trainbataillon. All das samt Munition und Proviant und sonstigem Kriegsmaterial auf der eingleisigen Bahn Saloniki-Uesküb-Ferisovitsch-Mitrovica, mit nur $^{8}/_{70}$ Leistungsfähigkeit, in nicht ganz zwei Wochen. Das ist prompte Arbeit. Diese Truppen stehen an zwei Punkten: ganz im Norden bei Pristina und eine Tagfahrt südlich davon, bei Ferisovitsch. Diese 16 000 Mann des türkischen Kontingents stoßen auf die 18 000 Rebellen der albanischen Kantone; und so sicher fühlen sich die albanischen Schützen in ihrer Bergheimat, daß sie nach Pristina ins Zelt des Oberkommandierenden General Schevket Torgud Pascha eine förmliche Gesandtschaft schicken, die ihn auffordert, Nordalbanien binnen 24 Stunden zu räumen.

Zu gleicher Zeit schieben die Stämme von Gilan und Lipljan sich südwärts, 3000 und 4000 Krieger — auf geheimen Pfaden, die noch kein Türk' betrat — und reichen den 3000 Eidgenossen bei Katschanik die Freundeshand. Ein ehemaliger Saptieh, ein reitender Gendarm a. D., der verwegene Idris Safer aus dem wilden Labgau hält diese 10 000 Albaner unter seinem Befehl im weiten Feldlager um Katschanik zusammen. Der Engpaß ist verrammelt und verbarrikadiert, und wie der nächste Bahnzug über Viadukte und durch Tunnels gen Katschanik emporpustet, geht der Lokomotive allmählich der Atem aus: albanische Posten haben den Bahnhof besetzt und alle Beamte unter albanische Kontrolle gezwungen; sie haben den Telegraphendraht durchschnitten und sie bereiten dem türkischen Nachschub in den so überfallenen Bahnwagen den hohnvollen Empfang, daß sie nun ihrerseits die Soldaten entwaffnen und in die Kriegsgefangenschaft der Janitscharenkaserne abführen. Das Blatt hat sich gewendt!

Fast eine Woche dauert dieser albanische Triumph im Defilee von Katschanik: da nahen zwei Jägerbataillone vom Süden her, aus Saloniki über Uesküb, und drei Kolonnen vom Norden her, aus Ferisovitsch rückwärts, in der Stärke von 26 schwachen Bataillonen, 11 Batterien und 4 Maschinengewehrkompagnien. Das Feldgeschütz und die Mitrailleuse entscheidet schließlich die Scharmützel um Katschanik: das nimmermüde Schnellfeuer des Maschinengewehrs der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik (aus Berlin) überschüttet mit einem tödlichen Kugelhagel aus weiter Ferne die wankenden,

weichenden Reihen der verwirrten Naturkämpfer in der deckungslosen Ebene; dagegen hilft weder das Mauser- noch das Martinigewehr des Albaners, geschweige denn seine Flinte aus der Urväter Hausrat.



Das Tunnel bei Katschanik, wo die Albaner die türkischen Truppen abgeschnitten haben.

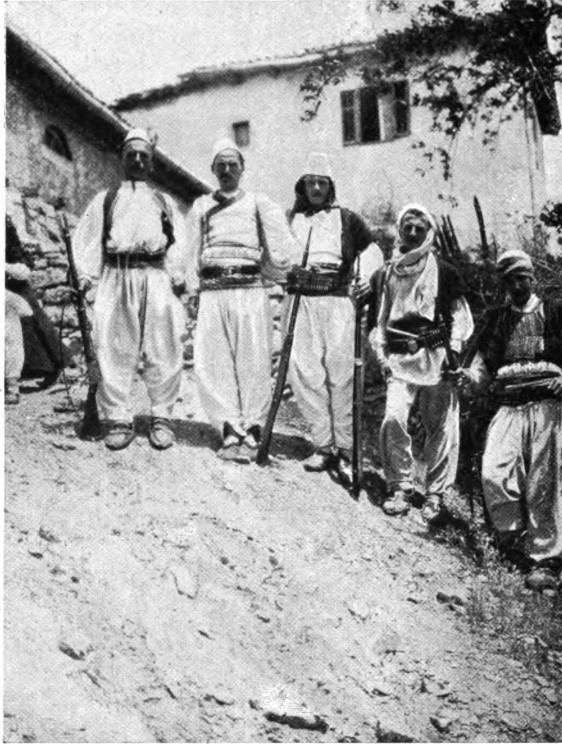
Auch die persönliche Tapferkeit muß da unterliegen. Ein Albaner liegt den ganzen Morgen im Feuer und bleibt gegen Mittag auf dem Platz. Das Gewehr des gefallenen Mannes nimmt sein Weib, das bisher ihm Patronen und Brot gebracht; auch die Frau fällt in der Linie. Der zehnjährige Sohn ergreift die Flinte und feuert, bis die stürmenden Soldaten auch ihn verwunden und ergreifen.

Die Kanonen werfen ihr Feuer in die benachbarten Ortschaften, und wie die Hütten und Häuser in Flammen aufgehen, stieben die albanischen Stämme auseinander und zersplittern sich, um der gemeinsamen Sache die Rettung von eigenem Hab und Gut vorzuziehen.

Als letzter Schütze verläßt Idris Safer mit seinen Leuten das Feld und schlägt sich durch unbekannte Pfade ins Gebirge, um dem Galgen des Kriegsgerichts zu entgehen.

Das blutige Drama von Katschanik hat einen Schlußakt, der fast wie ein Satyrspiel wirken kann. Wie das Kriegsgericht auf Grund

der Aufruhrakte die schuldigen Rädelsführer fassen und in den Dörfern verhaften lassen will, will niemand bei Katschanik mitgemacht haben. Aber: Hochmut kommt auch in Albanien oft vor dem Fall. Der erste Erfolg von Katschanik hatte die Albanesen so stolz gemacht



Vornehme Albaner vom Stamm der Hotti in Traboina.

gehabt, daß sie ihre frohen Gesichter gerne der Amateurkamera eines photographierenden Bahnbeamten ausgeliefert haben, in allerlei sich brüstenden Posen. Die Platten werden jetzt konfisziert und geben das durchsichtige corpus delicti der Havpthelden. Das Kriegsgericht kann Todesurteile „in effigie" verhängen — durch das photographische Bildnis.

* *
*

Katschanik bleibt militärisch besetzt und dadurch für alle und allerlei Nachschübe aus den türkischen Garnisonen geöffnet. Und von Ferisovitsch aus schützen zwei Batterien Schnellfeuer-

geschütze das dort sich wieder weitende Tal. Saftig und kräftig glänzt der braune Boden unter der Sonne sommerlichem Strahl und die türkischen Soldaten aus der dürftigen Steppe der kleinasiatischen Glut schütteln die staunenden Köpfe, darob daß die Fruchtbarkeit dieses Brachlandes nicht geweckt, nicht verarbeitet wird. Wie freudig und wie fleißig wollte da der anatolische Bauer ackern und säen, ernten und dreschen, wo jetzt der albanische Hirte sein ärmliches Vieh weiden läßt und es noch mit wachender Waffe behüten muß, oder wo der serbische Bauer vom albanischen Briganten bedrängt wird. Frieden und Ruhe tut not, und Gesetzlichkeit und Arbeit. . . .



Redifs aus Samsun (mit dem Baschlyk um das Haupt) in der Ebene von Ferisovitsch.

Die militärische Arbeit geht musterhaft voran: die Ebene von Ferisovitsch verwandelt sich in ein fleißiges, geschicktes Uebungsgelände. Die Redifs, die Reservisten aus Kleinasien, die für die albanische Expedition ausgehoben worden sind, sollen das neue türkische, das heißt das deutsche Exerzierreglement lernen und üben. Eines der vielen deutsch-türkischen Verdienste unseres Generalfeldmarschalls Frhr. von der Goltz Pascha ist das, daß er auch dieser Reform die Mahnung zu Grunde legt, die dereinst Paulus von Mazedonien aus an die Korinther gerichtet hat: „Der Buchstaben tötet, aber der Geist machet lebendig.“ Und so ist die türkische Uebernahme des deutschen Reglements keine mechanische Entlehnung, sondern eine selbständige Aneignung. So spricht sich Goltz-Pascha offen aus: „Unser Exerziermarsch kann durch einen fließenden bequemen Gleichschritt ersetzt werden.“ Das geschieht jetzt beim Lager von Ferisovitsch.

Und ganz richtig geht der kluge Kopf des Generalfeldmarschalls von der Goltz auf die historischen Vorbedingungen ein, wenn er philosophiert: „Deutsche Armeeverhältnisse können nur selten ohne weiteres auf die Türkei übertragen werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß eine jahrhunderte lange konsequente Erziehung unsres eigenen Heeres durch soldatische Monarchen uns viele Dinge als ganz selbstverständlich erscheinen läßt, die es nicht sind, und deren Mangel uns in der Fremde verwundert. Strenge Pünktlichkeit im Dienste, unbedingter Gehorsam auch bei abweichender Meinung, sorgfältige Pflichterfüllung nicht nur in wichtigen, sondern auch in den kleinsten Dingen, sodann aber der leitende Gedanke, daß jedes persönliche Interesse, selbst jede eigene Ansicht, schließlich dem Interesse des Staats sich unterordnen müsse, sind Produkte der Erziehung. Auf sie zu rechnen, wo diese Erziehung fehlt, wäre falsch und würde bald zu Enttäuschungen führen. Sodann gehört zum orientalischen Volkscharakter eine Sorglosigkeit, die ein Produkt des glücklichen Klimas und des heiteren Himmels ist: sie läßt einerseits schwere Schicksalsschläge leichter ertragen, führt aber auf der anderen Seite dazu, sich das Erreichen gewünschter Erfolge leichter zu denken, als es ist und namentlich dazu, über unerläßliche Vorbereitungen des Erfolges hinwegzusehen. Im allgemeinen hat das türkische Volk ein erstaunliches Talent zum Improvisieren und dies verführt noch mehr dazu, sich auf das gute Glück des Augenblicks zu verlassen."

Und so empfiehlt der deutsche Generalfeldmarschall den türkischen Instrukteuren die Regel: „In der ganzen Ausbildungsmethode muß das kriegsmäßig Praktische vollkommen in den Vordergrund gestellt und so anregend wie möglich gestaltet werden. Um die in allen Bewegungen bei uns Deutschen übliche Exaktheit zu erzielen, müßte schon die Zahl der Instrukteure eine größere sein und jeder Instrukteur schon über geschultes Unterpersonal verfügen. Auf Ordnung und Anspannung wird dagegen zu halten sein. Dies fällt auch bei dem türkischen Soldaten auf guten Boden. Von der Genauigkeit in der Durchführung der exerziermäßigen Einzelheiten kann aber abgesehen werden, damit nicht zuviel Zeit verloren geht. Einen ähnlichen Grundsatz sollen die Japaner bei ihrer Ausbildungsmethode befolgen." Und er resümiert: „Ueberall wird so eine freie, abwechslungsvolle, dem Bedürfnis des Feldlebens entsprechende Arbeit am Platze sein."

* *
*

Bald soll wieder eine heiße Feuerprobe das Lagerleben bei Ferisovitsch ablösen. So wie Katschanik die Zufahrt nach Ferisovitsch-Pristina-Mitrovica verschlossen hat, so wird jetzt die Straße von Ferisovitsch nach Prizren-Ipek-Djakova gesperrt, wieder von starken albanischen Scharen in festen Verschanzungen auf steilen Höhen. Der Albanerhäuptling Hassan Hussein hat im Sattel von Tschrnoljeva sich hingesetzt, breit und groß bei Stimlja. Und der Haupträdelsführer Issa Boletinaz hat sich dort mit ihm vereinigt.

Acht Bataillone rücken von Ferisovitsch aus, werden aber vom überlegenen Feind in hartnäckigem Ringen bis zur Verbindungslinie der Bahn zurückgedrängt.

Gebirgsgeschütze sollen schließlich die Entscheidung wieder erleichtern. Droben in Felsennestern hocken die Albaner, hinter den massigen Blöcken einer natürlichen Festung geborgen. In einer langen Linie von Budakova bis Tschrnoljeva. Etwa 1250 m hoch. Die Zeit bis zum Anmarsch der Truppen haben die Albaner dazu benützt, die dichten Buchenwäldchen vor ihrem gedeckten Ausguck abzuholzen, um ein freieres Zielfeld zu gewinnen und auch um ihre steinernen Schießscharten noch mit bequemen Bäumen auszubauen — zu förmlichen Armlehnen. Der hinterhältige Albaner liebt und kennt das Freischießen kaum.

Mitten in diese noch vorbereitende Tätigkeit hinein erscheint die Vorhut der türkischen Truppen, und zwar die mittlere Kolonne Kiasim Bey, auf einem Bergvorsprung, etwa 200 m niedriger als die albanische Position, durch eine weite Wiese von dieser getrennt, in etwa zwei Kilometer Entfernung. Sofort feuern die albanischen Schützen auf die ersten türkischen Soldaten, ohne viel zu treffen; diese suchen sofort Deckung hinter einem Eichwäldchen. Ein Bataillon auf dem rechten Flügel schleicht sich durch den Wald voran, mit der Aufgabe, die Albaner in der Flanke durch einen Bajonettangriff zu überraschen und zu werfen.

Einstweilen überschütten vier Gebirgsgeschütze das Zentrum der albanischen Steinforts. Der „Top“, die Kanone hat für den nur flintenkundigen Freischärler in Albanien immer etwas besonders Deprimierendes gehabt; auch jetzt werfen die einschlagenden Schrapnells rasche Verwirrung unter die albanischen Schützen. Schon mit dem zweiten Schuß hat das erste Geschütz auf 2200 m richtiges Ziel gefaßt. Die Saloniker und Uesküber Kanoniere bewähren sich, dank der deutschen Schulung.

Ein albanischer Ephialtes, mit Namen Rustem Kabasch, führt die anatolischen Redifs durch die „Thrmopylen" über Budakova gegen die albanische Flanke. Steil geht es bergauf. Fünf Stunden beschwerlichen Marsch haben die fünfzigjährigen Reservisten Kleinasiens bereits hinter sich. Da treffen sie auf den Feind, und sofort ins Feuer — mit dem Elan der Tapferkeit und mit der Ruhe der Religiosität. Ein solcher Bajonettsturm bricht die sich zerstreuenden Reihen der albanischen Desorganisation. Sauve qui peut!

*

Die albanische Linie weicht zwar südlich, bei Budakova, zurück; sie steht aber am andern Ende, bei Tschrnoljeva, nördlich noch in festem Widerstand. Dort kommandiert Major Dschaver Bey, einer der wenigen Offiziere, die sich in der Taktik der Bandenkämpfe auskennen: er hat jahrelang mit griechischen und bulgarischen Banden sich herum zu schlagen gehabt. Wohl wirft er auch jetzt die



Türkische Maschinengewehrabteilung.

albanischen Scharen von einer Hügelkette zur andern zurück, immer im steilen Sturm, von Stimlja her bis gegen Tschrnoljeva hin. Aber hier hat er schließlich 4000 Albaner gegen sich, in festen Steinhäusern mit zielenden Schießscharten. Und seine eigene Kolonne zählt nur zwei Bataillone. Einen ganzen Tag wogt und tobt der Kampf hin und her, ohne Entscheidung, trotz der todverachtenden Tapferkeit beider Teile. Die Albaner stürmen gegen die türkischen Maschinengewehre und springen bis auf 30 m an, trotz dem mitleidigen Zuruf

der Soldaten — — wie weggemäht sinken die albanischen Mannen zusammen:

Nun sind sie da! „Schnellfeuer!" „Steht!"
Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
Und mancher sinkt in Graus und Grab . . .

Und doch hält die Hauptmacht im Widerstand fest. Die Nacht zwingt zum Waffenstillstand. Die albanischen Weiber schaffen die Verwundeten und Gefallenen weg — wie dereinst die Frauen der alten Germanen, von denen Tacitus erzählt: corpora suorum etiam in proeliis referunt. Kein albanischer Leichnam darf in türkische Hände fallen! . . .

Aber Dschaver Bey schwört seinen Offizieren es zu, daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagen werde, wenn der nächste Tag nicht mit den albanischen Rebellen fertig werde. Noch in der Nacht beginnt die Umzingelung der albanischen Position und der grauende Tag enthüllt den Albanern türkische Truppen auf drei Seiten. Der Soldat zielt, die Zigarette im Mundwinkel, und schießt im Summen des osmanischen Kriegsgesangs mit seinem eintönigen, aber blutpeitschenden Takt.

Und die Geschütze, die von Prizren her endlich eintreffen, bringen die albanischen Steinblockhäuser samt ihrem Munitionsversteck zur Explosion, und schließlich ist auch hier wilde Flucht das Ende, ins Tal der Drenica hinein. Das Dorf Raintsch liegt gleich einem Trümmerhaufen da, brandverkohlt und geierumkreist. Aber die Straße nach Prizren hinüber ist frei, die Verbindung nach Norden durch Katschanik und nach Westen über Tschrnoljeva gewonnen.

* * *

Der Kriegsminister Mahmud Schevket eilt aus Konstantinopel herbei, um nach dem Rechten zu sehen: er kann alles recht finden. Da wo die albanische Bessa von Ferisovitsch die Rebellion beschworen hat, da thront jetzt des türkischen Militärdiktators Zelt, und er kann mit zufriedenen Sinnen herabschauen: auf die Führung durch den Oberkommandierenden Schevket Torgud Pascha und seine ordre de bataille, sowie auf der Truppen Tapferkeit selbst, ob sie reguläre Nisams sind aus der europäischen Türkei oder einberufene Redifs aus den asiatischen Provinzen, schlanke Lasen und hohe Georgier, von den Ufern des Schwarzen Meers — — sie haben sich alle brav und prächtig geschlagen, und ihr Corpsgeist ist gut und zuverlässig. Das können die als gewöhnliche Soldaten verkleideten und unter sie

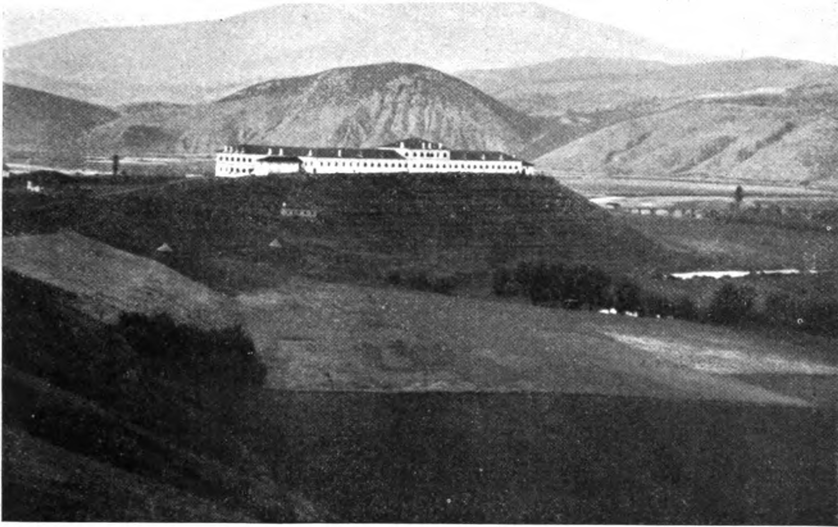
verteilten Offiziere bezeugen und bestätigen. Auch die Schwierigkeiten der ganzen Expedition können dem Kriegsminister nur willkommen sein: die so selten günstige Manöveraufgabe mag so gleich im Ernstfall sich lösen.

Die Schwierigkeiten wachsen. Keine genaue Kartographie: die besten Karten dankt die Türkei fremden Forschern; aber auch deren Ergebnisse, wie sie in der österreichischen Generalstabskarte vorliegen, sind noch sehr unvollständig. Keine Wege und keine Wagen, je weiter die Armee ins unbekannte Land der Berge und Alpen einrückt: nur Tragtiere für den Train wie für die Kanonen, oft über schmale „Ziegenpfadpässe" neben jähen Schluchten — die zwei Panzerautomobile aus Salonik — jedes mit einer Hotchkißmitrailleuse armiert — bleiben lange schon zurück. Keinerlei Fourage im öden Gebirge armer Albaner: all der Proviant wird schwer nachgeschoben. Der deutsche Traininstrukteur Oberst Michael gesteht angesichts dieser Situation, daß da alle europäische Praxis versage; er selbst stirbt bald darnach.

Da kann jetzt der Türke wahr machen, was General Isset Fuad Pascha sagt: „Das Talent, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, ist ohne Zweifel eine kostbare Gabe für den Glücklichen, der sich ihrer zu bedienen weiß. Wer ist derjenige, der sich beispielsweise anheischig machen könnte: einen Wagen zu fahren ohne Räder — oder ein Kavallerieregiment von 500 Pferden auszurüsten mit 300 Sätteln und 200 Zaumzeugen — oder Kriegsschiffe manöverieren zu lassen mit einer Besatzung, die niemals zur See gewesen ist — oder drei Batterien zu bespannen, von denen zwei wohl Pferde haben, aber keine Geschirre, während die dritte Batterie zwar Geschirre besitzt, aber keine Fahrzeuge. Wer kann endlich eine Omelette ohne Eier herstellen; oder eine Schwiegermutter haben, ohne sich zu verheiraten? Das Talent, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, muß auch dies ermöglichen." Oder was ein anderer General fordert: „Wir brauchen Leute, die im Notfalle mit einem Bohrer sägen und mit einer Säge bohren können!"

Albanien braucht solche Leute und der türkische Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha ist fest entschlossen, jetzt für immer zuzugreifen. Das erklärt er in seinem Zelt offen und ruhig: „Wir werden uns mit bloßen Augenblicksansprechungen nicht mehr begnügen — gutgläubig wie im Vorjahr, noch langmütig wie sonst manchmal. Das gleicht Schwachmütigkeit. Diesmal gilt's gründlich und endgültig!" Solche Energie der Worte wie der Taten mag

den bekehren, der dem Araber Mahmud Schevket Pascha zutraut, er könnte gerade als geborener Araber mit den gleichfalls zentrifugalen Tendenzen Albaniens sich aussöhnen. Nie und nimmer!



Militärhospital und Kaserne bei Mitrovica.

Das in wenigen Wochen sich mehr als verdoppelnde Aufgebot gibt den Gegenbeweis. Mehr als 40 000 Mann, 1000 Reiter, 100 Geschütze und 20 Maschinengewehre gehen jetzt daran, Albanien zu befrieden, mit 86 Bataillonen, 14 Eskadronen, 25 Feld- und Gebirgsbatterien und 5 Maschinengewehrkompagnien.

Gleich drei Pfeilen zielen und ziehen die drei Kolonnen durch Albanien hindurch zum Adriatischen Meer hinüber, Scutari zu. Nördlich: von Ipek aus die Brigade Oberst Hàssan Bey, durch die Prokletija („das verfluchte Gebirge") entlang der montenegrinischen Grenze, über die der flüchtige Issa Boletinaz hinübergedrängt wird. In der Mitte: von Djakova aus die erste Division unter General Osman Pascha und die zweite Division unter General Schevki Pascha durch die Malsia. Schließlich südlich: von Ferisovitsch und Prizren aus die Brigade Oberst Essad Bey, durch das Drintal und durch die Ljuma, den Albanerchef Jussuf Bey vor sich hertreibend. Die Guerillagefechte bleiben für die türkischen Truppen blutig, aber auch siegreich.

Fest tönt und treu der türkische Soldatengesang im Marschtritt der marseillaisemäßigen Melodie von den Felswänden wider:

سنجاغمز شانمز
عثمانلی عنوانمز
فدا اولسون قانمز
وطن برزم جانمز

Sandjakimiz chanimiz
Osmanli ounvanimiz
Feda olsoun kanimiz
Vatan birzim djanimiz.

Die Fahne trägt der Ehre teures Gut,
„Osmanen“ sind wir, stolz und kühn genannt.
So schenken wir mit Freuden unser Blut
und uns're Seligkeit dem heil'gen Vaterland!

VII.
Giaksur und Zotigiakut.

Blutschuldner und Bluträcher!

Von Ferisovitsch reite ich nach Prizren, sieben Stunden lang. Erst durch das truppendurchzogene Tal, dann die Höhen hinauf durch reiche, aber verwahrloste Buchenwälder. Auf der Tschafa Dulja ruht der Blick 950 m hoch über einem breiten Panorama: rückwärts grüßt nochmals das graue Haupt des schneeigen Ljubiton herüber, der domförmige Kalkgipfel mit zweieinhalbtausend Meter Höhe, und vor mir in der Weite schließt der Schardag in rötlichem Abendglühen das lange Amselfeld Kossovo Polje, dessen historische Visionen noch wach werden sollen.

Unterwegs reihen sich die Ruinen albanischer Blockhäuser: die Mauern der quadratischen Kulen klaffen, wo das Dynamit der Truppen sie gebrochen hat. So soll's auch drüben aussehen — erzählen die schwarzbärtigen Samsunleute —: in Djakova, wo die Häuser der Häuptlinge dem Erdboden gleichgemacht werden, der Selim Mulah Bairam Hurian, Mur Kajely und Naimi Saladin Ibrahim, oder in Granitsche beim Rebellenführer Suleiman Aga Batusch.

Aber auch Aufbauarbeiten beginnen bereits: Brücken und Straßen legen die Truppentechniker an, um der besonnenen Bevölkerung als Kulturbringer sich auszuweisen. Willige Albaner gewinnen türkischen Sold. An mancher Hütte grüßt ein weißer Lappen an einer Stange und zeigt den Willen zur Unterwerfung an.

Da begegnen mir auch schon albanische Rekruten unter türkischer Führung, etwas scheu und ungelenk, Hand in Hand spazierend und ein Lied singend. Ich horche hin: noch ist's nicht das osmanische

Soldatenlied; aber sie werden's lernen müssen — in Konstantinopel, wohin sie jetzt eingezogen werden, wider Willen noch. . . .

Die heimischen Waffen haben sie nicht mehr; aber in der Garnison zu Konstantinopel sollen sie ein gutes Gewehr bekommen. Darauf freuen sie sich — und auch die türkischen Offiziere: sie haben Schießübungen mit dem neuen albanischen Kontingent gemacht und sie als sichere Schützen kennen gelernt. Die türkische Armee kann nur gewinnen; aber ob nicht manches Mißverständnis noch die Ausbildung stören und hindern wird?*) . . . .



Albanische Kula (Steinhaus mit Schiessscharten) von türkischer Kavallerie umstellt.

Viele Wagen voll Waffen fahren talwärts, Ferisovitsch zu, von dürftigen Ochsen gezogen — ein halbes Hundert Wagen zähle ich. — Das konfiszierte Gewehrmaterial bringen sie aus den durchsuchten Kulen. Entwaffnete Albaner müssen die Gespanne führen,

*) Der Empfindlichkeit eines Rekruten einer solchen albanischen Kompagnie, des Hadschi Bin Bairam Reful, ist später der deutsche Instrukteur Oberstleutnant von Schlichting auf dem Kasernenhof in Konstantinopel zum Opfer gefallen, durch den todbringenden Schuß des sich beleidigt fühlenden Albaners aus Ipek.

mit mürrischen Mienen unterwürfig, und statt der früheren Flinte über der Schulter einen — — bunten Sonnenschirm unter dem Arm! Man sieht's ihnen an: sie kommen sich entehrt, entwürdigt vor. In langsam-schleppendem, müdem Gang schleichen sie einher — sie, die mit stolzem, schleunigem Schritt auszuschreiten gewohnt sind. Mein Kiradschi, ein albanischer Pferdepatron, der mir und meinem Nicola Reittiere gestellt hat, lacht und jodelt ob solchen Umschwungs der Dinge, die ihn befriedigt: er ist albanischer Handelsmann, braucht also offene und sichere Straßen, und hofft, daß die jetzige Entwaffnung den freien Verkehr fördern wird.

Bis zum letzten Augenblick wehren sich die Albaner dagegen, ihr Gewehr herzugeben: sie werfen die Waffen ins Wasser des Bachs oder sie bergen sie im Versteck der Felsen. Alles vergeblich! Die Gemeinschaft zwingt schließlich auch den Einzelnen zum Bekenntnis. Die Truppe umstellt jedes Dorf, so dicht, daß niemand mehr heraus- noch hineinkann. Dann wird festgestellt, wieviele Hütten und Häuser die Ortschaft zählt. Soviele Familienverbände werden es auch sein; die Haremseinrichtung duldet ja kein Mietsverhältnis von Fremden, weder bei Türken noch bei Albanern noch sonst bei Muhammedanern. Aber die Familienverwandtschaft wohnt zusammen. Also: wieviel Männer? Das haben die Dorfältesten wahrheitsgemäß anzugeben, bei Androhung der entehrenden Prügelstrafe. Der Vergleich der Aussagen der Dorfältesten ermöglicht eine Kontrolle: soviel männliche Mitglieder (vom zwölften Jahr an) gezählt werden, soviel Gewehre müssen abgeliefert werden, in zwei Stunden. Stimmt die Rechnung nicht, wird dem ganzen Dorf eine Haussuchung und dem so zu findenden Schuldigen die Verhaftung und das Kriegsgericht angedroht. Das hilft — tausende und abertausende Gewehre kommen so zusammen: Martini- und Mausergewehre, Manlicher Karabiner und amerikanische Browningpistolen, auch noch ungefährliche Feuersteinflinten und urahnalte Vorderlader. Ererbt haben sie die Albaner; oder geschenkt bekommen, von Häuptlingen, die sich so eine Gefolgschaft schaffen; oder erworben von Händlern und Schmugglern, die von Italien herüber und von Montenegro oder Griechenland hereinkommen, im Dienste der politischen Propaganda und des unterminierenden Kapitals der russischen und englischen Politik. Oder haben sie die Waffen auch von türkischen Soldaten erbeutet, in ehedem erfolgreichen Gefechten. Für eine Flinte gibt der Albaner alles dran, Gut und Blut.

Und Blut regiert ja Albanien — durch das Recht und durch die Pflicht der Blutrache. . . .

*

Die Blutrache bringt mir Prizren nahe: in einem Gespräch beim österreichischen Konsul Prohaska, der schon viele Jahre auf dem Balkan und in Albanien lebt; einem geborenen Böhmen, dem auch die deutschen Interessen anvertraut sind. Ich hab's gut getroffen: der Konsul ist eben von einer mehrtägigen Gemsenjagd aus den albanischen Bergen heimgekehrt und Weidmannsheil war seinen Strapazen beschieden: er bringt eine Gemse, eine dhi t'egra, heim.



Albanisch-muhammedanisches Ehepaar aus Shiola Syper.

Droben im Gartendickicht beim Konsulat sitzen wir in nächtlicher Dämmerung, bei einem gastfreundlichen Trunk Albanerweins, von den Hängen der Podrima (nördlich vom Drinstrom, der Oberalbanien teilt), dunkel und altgelagert, feurig und süß, wie ein spanischer Südwein . . . . . . so glüht er im Glase! Die Grillen zirpen gleich Heimchen am Herd, und wäre der buntgegürtete albanische Diener nicht mit seinen silberverzierten Pistolen, die er als Konsulatskawaß tragen darf, und die türkische Wache vor dem Haus — ich könnte mich behaglich daheim fühlen. Doch — von der nahen Moschee kommt auch eine fremde Melodie: lâ ilâhä illallâh Muhmedûn resulillah —

tönt es in der Modulation eines muhammedanischen Kyrie eleison vom singenden Mund des Munzzin auf dem Minaret, dessen Silhouette sich scharf im Mondschein zeichnet.

Und der Konsul hebt an:

Wir in Albanien haben die Höhe von Korsika und Sardinien — geographisch, liegen aber faktisch tiefer als die dortige Vendetta. Dort sind's immer nur wenige, die dem Gewehr gehören; hier sind es alle, immer und überall, der Knabe wie der Mann, auf dem Feld und in der Hütte, bei Tag und bei Nacht, vor Menschen wie vor Gott, in der Moschee wie in der Messe. Manche Forscher rühmen die albanische Gastfreundschaft, ihre Bessa. Das heißt: der Schwur, dann der Schutz, der durch diesen Schwur gewährt und verbürgt wird. Und manche meinen, eine solche Bessa heilige alles und begründe unverbrüchliches Vertrauen. Die Bessa ist aber nichts als die Furcht vor der Blutrache. Die Blutrache ist das Regulativ, das Ventil des Albaners. Ich habe einmal in der Ljuma gejagt, und habe meinen Kawaß sowie türkische Gendarmen als Bedeckung gehabt. Wir sind von Albanern aufgenommen worden, sie haben uns Kaffee und Zigaretten gereicht. Die Gastfreundschaft gilt so als besiegelt. Die Albaner haben uns dann zum Dorf hinausbegleitet und mich feierlich verabschiedet. . . . . Wir passieren später eine Schlucht und treffen dort unsre albanischen „Gastfreunde" wieder: hoch oben über uns in den Felsen und von dort beginnen sie, uns zu beschießen! Ein regelrechtes Gefecht zwischen meiner Begleitmannschaft und dem albanischen Ueberfall setzt ein und mit Mühe und Not retten wir uns aus dem Hinterhalt. . . . Natürlich folgt eine diplomatische Aktion, aber mit bloßem Protest. Die türkischen Behörden können nicht zugreifen. So haben Albaner mir die Bessa gehalten, so haben sie gegen mich pa bes gehandelt: bessawidrig, treulos.*)

*) Ein katholischer Geistlicher des Merditengebirges gibt Ingenieur Steinmetz die andersgeartete Charakteristik eines Vorkommnisses in Fandi: Zwei Männer leben dort in Blutfehde. Der Rächer kann, da sich der Verfolgte sehr in acht nimmt, nicht zum Schusse kommen; um endlich die Angelegenheit zum Abschlusse zu bringen, verspricht er — was dort öfters geschieht — einem dritten Inwohner des Dorfes eine Summe Geldes, falls dieser seinen Gegner erschieße. Der nichts Ahnende kommt nun kurz darauf in das Haus des gedungenen Helfers, und dieser schießt ihn, die Gelegenheit benutzend, nieder. Kaum ist die unerhörte Verletzung des Gastrechts ruchbar geworden, als sich schon die Ortsinsassen sammeln. Der Täter wird ergriffen und sofort zum Tode verurteilt, nicht etwa deswegen, weil er einen Mord begangen, sondern weil er sich dazu in seinem Hause hat verleiten lassen. Da jedoch ein Einzelner die Todesstrafe

Unter Albanern selbst wird solch ein Fall zum Anlaß der Blutrache: der Schuldige wird giaksur — Blutschuldner, und der Getroffene ist zotigiakut — Bluträcher.

Für materielle Schäden gilt das wie für ethische Regungen.

Kennen Sie schon die Drainage der albanischen Ackerbauern? Wir haben im waldlosen Karst trockene Gegenden. Da schleppen Weiber oft von fernen Quellen her mehrere Kilometer weit schwere Fässer Wasser heimwärts; oder anderswo sammeln Berieslungsleitungen, sogenannte vad, das wenige Wasser, das zu finden ist. Ein solcher Kanal kann die Lebensader der Bauernarbeit sein. Ein benachbarter Stamm braucht die gleiche Quelle zum gleichen Zweck und entzieht sie dem andern Gau. Das Gewehr knallt, einer fällt, und die Blutrache fordert Opfer. . . .

Oder: Vieh weidet auf der Alm, Schafe und Ziegen, Kühe und Kälber. Eine albanische Schar ist aufgebrochen, Viehraub zu treiben und ganze Herden heimzubringen, in die ärmere Heimat, im Sommer; nie im Winter, dessen Schnee die Spuren verrät. Einige Tage schleppen sie selbst die überwältigten Hirten mit, damit diese den Raub nicht zu früh bei ihrem Stamm melden können. Später setzt ihnen die beraubte Ortschaft nach. Die Kopfjägerei beginnt und die Blutrache fordert Opfer....



Eine Verdzin (ein Mann-Weib), genannt „Räuber-Bock", vom Stamm der Hotti.

Das andere Gebiet „moralischer" Motive: die Verführung eines Mädchens, der Ehebruch der Frau, die Zurückweisung eines Bräutigams. Kinder werden in der Wiege verlobt, aber die erwachsene Jungfrau will der albanischen Ehesklaverei sich nicht

---

nicht vollstrecken kann, weil er der Blutrache seitens der Familie des Gerichteten verfallen würde, wird beschlossen, daß alle auf ihn schießen sollten; und die erste Kugel jagt dem Delinquenten der eigene Bruder durchs Herz!

unterwerfen oder sie will den ihr so auserwählten Mann nicht. Das ist eine tödliche Beleidigung, und die Blutrache beginnt — zwischen Mann und Mann der beiden Familien; das Weib zählt nicht. Um eine solche Blutschuld der Familie fernzuhalten, kann das Mädchen — Mann werden. Das heißt: sie gelobt unverheiratet, virdschin, verdzin zu bleiben (wohl von virgo); sie wird in aller Form zum Mann geweiht, „zum Ritter geschlagen" — eine männliche Nonne, oder eine Art Amazone —, erhält Männerkleider und Männerwaffen und Männernamen: die ehrenwerte Vrend (Veneranda) kann so werden ein Zupp-Daschia (Räuber-Bock)! Kampf und Blutrache wird nun auch das Recht von „Räuber-Bock". Wehe aber, wenn dieser „Räuber-Bock" seine Männlichkeit sich rauben läßt und wieder Weib und Mutter wird! Der Tod ist das Los. . . .

Ob Muhammedaner und Christen darin sich unterscheiden? Ganz und gar nicht! So wie sie Blutsbrüderschaft verbinden kann — es gibt katholische Geistliche, die mit muhammedanischen Bairaktars einige Tropfen Blut austauschen und so zum pobratim zum Blutsbruder werden — so bekennen sich beide Konfessionen auch zur Blutrache. Der Katholik bekreuzt sich, ehe er die Kugel zum Ziel schickt; das ist der ganze Unterschied. Und der Pfarrer ist sakrosankt: aisch fratti! ich bin der Pfarrer — dieser Ruf schützt ihn auch nächtlicherweile. Aber sonst: gerade die westlichen Katholikenstämme heißen bei uns in Kossovo dzint'egra: wilde Leute! Und an „Wild-West" erinnern mich manchmal unsre Albaner, diese Balkan-Indianer, mit ihren Stämmen und Häuptlingen, die gegeneinander auf den Kriegspfad sich begeben, mit ihrem skalpartigen Haarschopf und mit ihrer Tabakdarreichung im Sinne einer Friedenspfeife.

Die Blutrache fordert ihre Opfer; sie ist ja kein Blutrecht nur, sondern geradezu eine Blutpflicht. Mann für Mann! Sonst könnte es gegen den Säumigen heißen: „Du hast das Blut deines Bruders gegessen!" Aber es gilt auch: „Jeder meiner Verwandten wiegt sechs Männer!" So kann der zotigiakut, der Bluträcher als „Herr des Blutes" vom giaksur, dem Blutschuldner, mehrere männliche Verwandte vor seine Flinte fordern, nach der sozialen Position des Getöteten. Nicht daß der Mörder, der Räuber oder der Beleidiger allein haftet — auch jedes männliche Glied der Familie kann verantwortlich werden; sogar der Säugling, welcher der persönlich unantastbaren Mutter von der Brust gerissen werden kann.

Wieviel Opfer jährlich? Wir haben keine Statistik in Albanien. Es sind schon 4000 bis 5000 solche Mordfälle jährlich für Oberalbanien

gezählt worden. Mein österreichischer Landsmann Baron Nopcsa hat berechnet: daß in Toplana 42% der männlichen Bevölkerung jährlich durch die Blutrache gemordet werden; in Spatschi 32%, bei den Schala 26%, bei den Nikaj 25%, in Sosi 25%, in Katschinari 25%, in Kazujeti 24%, in Oroschi 21%. Ein Sprichwort sagt: „In Toplana tötet man die Menschen wie die Schweine."

Jeder Gau hat wieder andere Blutgesetze.

Uebrigens ist gerade auch Baron Nopcsa die Bessa gebrochen worden: in Debra hat ihn Mustafa Lida in seine Gastfreundschaft aufgenommen und ihn dann doch tückisch verraten und gefangen genommen. Ich selbst — so sagt der österreichische Konsul — habe ihn zu befreien gehabt. Ich erzähle das noch.

Wir haben vom „Mord" der Blutrache gesprochen. Der Albaner empfindet anders .... etwa wie der Europäer beim Duell. Auch die Blutrache hat ihren genauen Ehrenkodex, ihren förmlichen Comment. Zum Beispiel — der giaksur und der zotigiakut, der Blutschuldner und der Bluträcher, begegnen sich im Haus eines Dritten: dann verkehren sie in allen Formen der albanischen Konvention miteinander, wie wenn nichts zwischen ihnen schwebe, und erst außerhalb des Bereichs dieses gastheiligen Hauses beginnt wieder der Blutbann. Ja, es kann vorkommen, daß ein Blutschuldner, welcher weiß, daß der Bluträcher gerade bei einem Nachbarn zu Gast ist, absichtlich auch in dieses Haus geht, um dort seinen Gegner zu begrüßen und so mit seiner Furchtlosigkeit und Unbefangenheit zu renommieren. Oder: ein Blutschuldner wird außerhalb seines Hauses so belauert und so gefährdet, daß er es vorzieht, sich in seiner dunklen, fensterlosen Kula zu verbarrikadieren. So kann er jahrelang geschützt und eingeschlossen bleiben, weltfremd und fahlfarbig wie ein richtiger Sträfling und Zuchthäusler. Nur wenn der Hungertod ihn bedroht, wird durch Parlamentäre eine Bessa erbeten und beschworen: ein Friedensschluß, ein Gottesfriede, eine treuga dei, für einige Tage, in denen er das Nötigste öffentlich arbeiten darf.

Eine solche Bessa kann für die Zeit der Erntepflicht geschlossen werden oder sie kann auch einen wichtigen Paßpfad oder eine unentbehrliche Quelle aus der Feindschaft ausnehmen und unter einen Gottesfrieden stellen.

Schließlich versteht auch der Albaner zu rechnen, das heißt, eine Blutpflicht in Zahlen werten zu lassen, in einigen Stämmen wenigstens. Da schwankt dann der Wert des Menschen zwischen 400 und 1000 Mark. Auch hiefür hat das Gewohnheitsrecht einen

Comment geschaffen. Der österreichische Generalkonsul Hahn erzählt, daß dann die um Verzeihung Flehenden sich in einen Zug ordnen, dem sich die Freunde des Mörders, nahe und entfernte Verwandte anschließen. Den Zug eröffnet der Priester mit Kruzifix und Evangelium in der Hand; dann folgen mehrere Wiegen, in denen Säuglinge liegen, und endlich der Reuige mit verbundenen Augen, die Hände auf den Rücken gebunden und einen Yatagan um den Hals gehängt; er ist umgeben und bewacht von den Seinigen, die ihn vor feindlichen Ueberfällen schützen. Sobald der Aufzug vor dem Hause der gegnerischen Familie angelangt ist, nehmen die Männer zum Zeichen der tiefsten Demut ihre Kopfbedeckungen ab und legen sie in die Wiegen. Der Mörder wird dann in das Haus geführt und an den ihn schützenden Herd gestellt; alle Uebrigen bleiben aber vor der Türe und stellen die Wiegen so auf, daß die Füße der Säuglinge nach Osten gerichtet sind. Nun erscheint einer der nächsten Verwandten des Ermordeten und fragt, welches der Grund sei, der die Anwesenden herbeigeführt habe. Jetzt bringt der Priester das Anliegen vor und bittet unter entsprechenden christlichen Ermahnungen und unter Hinweis auf das unschuldige Blut der Kinder um Verzeihung. Erst nach einer längeren Szene des Sträubens und Bittens gibt der Beleidigte nach: er ergreift, halb noch widerstrebend, eine der Wiegen, dreht sie dreimal von der Linken zur Rechten im Kreise herum und setzt sie dann so nieder, daß die Füße des Kindes jetzt gegen Westen gerichtet sind, und diesem Beispiele folgen bie Anwesenden mit den übrigen Wiegen. Dieser Brauch scheint seine Bedeutung darin zu haben, daß, da die Toten mit dem Kopfe nach Westen bestattet werden, die Schlafenden sich aber nach Osten richten, die erste Stellung der Wiegen die Todeswürdigkeit des Verbrechers bedeuten soll, die zweite Stellung jedoch die Rückgabe zum Leben. Das Sträuben und Flehen dauert oft mehrere Stunden. Wenn dem Mörder endlich Verzeihung gewährt und dies durch gegenseitige Umarmung besiegelt ist, erklärt der Gegner, daß er auf die Rache verzichte, dafür aber die Buße fordere. Diese wird ihm dann durch eine Summe zugestanden und ihre Erfüllung durch Ueberlassung einer oft nicht unbedeutenden Anzahl Waffen als Pfänder gewährleistet. Diesen Verhandlungen folgt das Gastmahl, bei dem die völlige Aussöhnung stattfindet, und nun ist der Augenblick gekommen, wo an die Großmut des Verzeihenden appelliert wird, um an der Bußsumme etwas abzulassen. Dieser geht gewöhnlich auf die Bitte ein und stellt auch die sämtlichen Pfandstücke ihren Eigentümern zurück. Die Sitte fordert, daß der Be-

gnadigte durch Ueberreichung einer wertvollen Waffe als Geschenk seine Erkenntlichkeit bezeugt.

Immer wieder die Waffe! Das Faustrecht der Flinte regelt das Leben der albanischen Berge. Das türkische Kriegsministerium will jetzt die Entwaffnung erzwingen und so auch die Wurzel und das Werkzeug der Blutrache ausrotten. „Noch nie haben die Türken so fest zugegriffen, wie jetzt“ — bestätigt mir der Konsul.

Das Kriegsgericht in Pristina hat den albanischen Häuptling Abdullah Bey dem Galgen ausgeliefert: seinen fünfzehnjährigen Sohn treibt die Pflicht der Blutrache ins Zelt des Kriegsgerichts, in der Hand den Revolver, den er gegen die Offiziere abdrückt. So ist dem Albaner die Racheforderung in Fleisch und Blut übergegangen: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, Leben um Leben!

Wird der Albaner die Entwaffnung überwinden? Oder kommt die Gefahr, daß er so den Mächten zugetrieben wird, die ihn mit Waffen versorgen wollen, aus eigenen, egoistischen Interessen? So wie es das albanische Lied sagt und singt, das der österreichische Ingenieur Steinmetz übersetzt hat, von Suleiman Aga, dem Chef der albanischen Rebellion vor jetzt sieben Jahren, als die Stämme der Krasnici und Gaschi gegen den türkischen Gouverneur Schemsi Pascha sich erhoben haben:

Sulejman-Aga i ngat e hol
Po i ban veren tek bje bor.
Nuk po i bje murtatit n'dor,
Nuk po i bje n'dor murtati.
Po i con fjal Saban Binaku:
Mlez Krasnicen e krent e Gasit,
Mos t'i bjen n'dor murtatit,
Se s' jan mretit por jan krajlit,
S' jan mretit nizam t' zi.
Mlez Krasnicen kaleri,
Djelm e krent büt e vi,
N' at Djakov po dom me hi.
Eksirek na pas ka mri,
Na ka arz nji pas i ri,
Cet zulum per cet Scüpni,
E medet per cet Scüpni.
Se s' kist' pas nji bur daii,
Por Ag Batus e nji frat i ri.
Pater Nou bin n' dzog t' zi
Bas te mreti kenka hi,
Kist kerkue stat krajli,
Iste ban ridzadzi:
„Ja s' ma fal c' at Malsi!
„Dzast argat ma e mira spi,
„Kater zen e kater zi,
„S' mahen beret n' gur t' zi,
„Me nji magar po bajn stat spi,
„S' dzeta kun me turlü t' ti.
„Des e das n' bor e n' si
„Bajn me spin si madzumi,
„Buk n' dor e krüp permi,
„E pusk n' dor e zjerm n' dzi!“
Kur nuk skelet kjo Scüpni!
C' po lifton Scüpnia skret
Pa martine, pa fisek!
C' po i skrujm letrat, o medet,
Dom me i cue te baba mret,
As na con arm e fisek,
As na con barut t' zi,
Dom, i skrujm letrat cüs t' dim,
E dom me i cue n' krajli,
Po bajm krüs stat cin spi!

———————

Sulejman Aga, der kühne Held,
in den Bergen dies Frühjahr auf sich hält;
nicht fällt dem Feind er in die Hand,
noch fällt der Feind ihm in die Hand.
Saban Binaku läßt ihm verkünden,
bereit schon Krasnici und Gaschi stünden,
daß sie ihm helfen, die Feinde besiegen,
weil die in des Kaisers Solde liegen,
nicht seien sie des Sultans schwarze Streiter!
Versammelt stehen der Krasnici Reiter,
die Bursche und Männer, gewillt zum Streit,
zum Einzug nach Djakova stehen bereit.
Viel Unheil hat unser Land betroffen,
Ein neuer Pascha ist eingetroffen:
der streute über's Albanenland
viel Not und Elend mit harter Hand,
weil nicht vorhanden Männer von Ehren,
um gegen Gewalt das Volk zu wehren,
Bloß Ag' Batusa und Pater Nou.
Den Rappen bestieg der Pater Nou,
zum Sultan eilte der fromme Mann
und zu den sieben Königen*) sodann:
„O übet Gnade, die Not ist groß,
„o mildert Albaniens trübes Los!
„Der Reichste besitzt nur ein Stückchen Feld,
„vier Schafe, vier Ziegen der Reichste sich hält.
„Aus Felsen man wenig Futter gewinnt,
„für sieben Häuser ein Tragtier dient.
„In Sturm und Schnee trägt ohne Rast,
„entblößt und nackt, der Mann die Last;
„die Flinte bei sich, bloß Salz und Brot,
„wird stets er von Todesgefahr bedroht!"
Der Malsore aber ergibt sich nicht,
auch ohne Gewehr und Patronen er ficht!
Nun geht von uns in des Sultans Hände
ein Brief, daß er Gewehre uns sende,
auch schicke Patronen er uns sogleich.
Sonst wenden wir uns nach Oesterreich
und schreiben dahin, so gut wir's verstehn:
„Siebenhundert Häuser zum Kreuz übergehen!"

* * *

s'ist finstre Mitternacht geworden im Konsulatsgarten, vor lauter Blutrache. Der Kawaß geleitet mich durch die dunklen holprigen Gassen von Prizren in mein „Hotel", den Han eines Serben, mit der Laterne leuchtend und mit dem Stock den winkligen Weg weisend, über ruhegestörte heulende Hunde und über schlaftrunken liegende Albaner.

VIII.

Kossovo polje.

So heißt slawisch das Amselfeld, das ich zwischen Ferisovitsch und Prizren durchritten habe: heute eine öde, stille Steppe ..... einst der von dröhnendem Kriegsgeschrei durchtobte Boden weltentscheidender Völkerschlachten. . . .

---

*) So stellt sich der Albaner die Welt da draußen vor: als von „den sieben Königen" beherrscht. Vgl. Seite 25.

Kossovo polje! So lautet heute noch das Schiboleth der Balkanstämme — den Slawen als Richtpunkt für eine Revanche der Verjagten, den Türken als Grundstein für das Recht des Siegers und Besitzers.

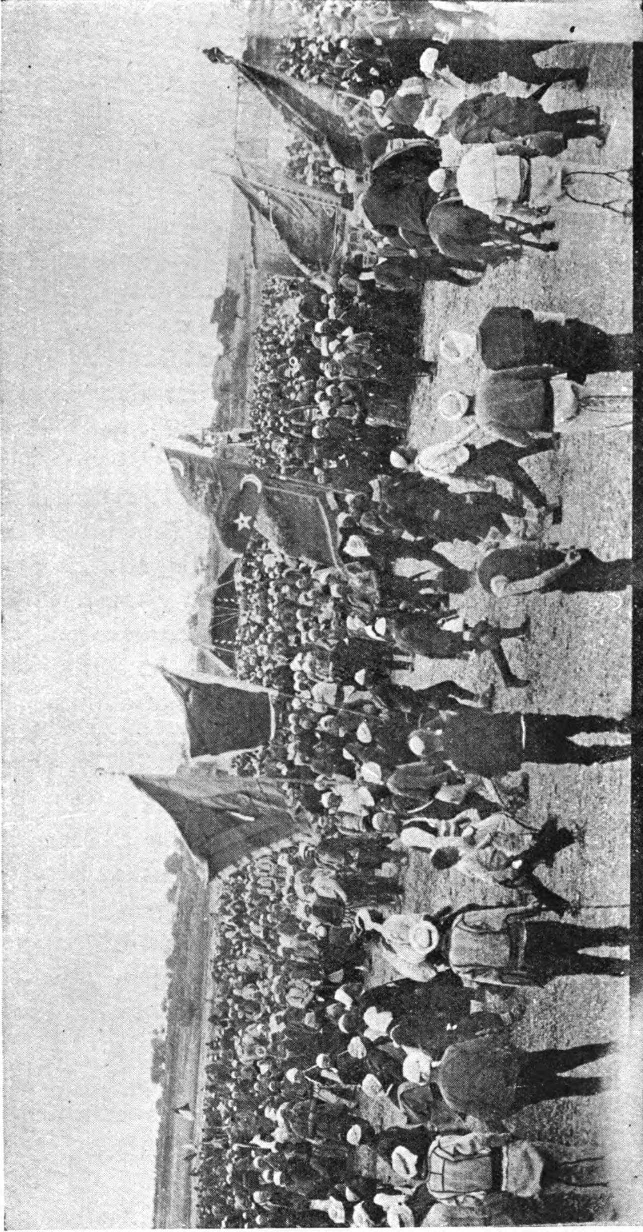
Auch albanisches Blut hat diese gierige Erde getrunken.

Ich raste auf Kossovo polje im Schatten einer vier Meter breiten Eiche: was hat dieser jahrhundertealte Baum nicht alles erlebt! — im Rechteck dieser Hochebene, deren gebirgige Ringwälle 15 km breit und 60 km lang sich hinziehen. Eine Million Volk wohl ist da durcheinander geworfen und durcheinander geschüttelt worden, Hunderttausende Streiter sind da zerstampft und zertreten worden. Der Sumpf von Sazli mittendrin hat slawische wie türkische Kraft aufgesogen und in sich begraben und er läßt den gleichen Quell lebenschaffenden Wassers für beide Völker aus sich strömen, nordwärts der Donau zu und südwärts zum Vardar. . . .

Die Geschichte erhält Geschehnisse der Vergangenheit zum Verständnis der Gegenwart. Die altehrwürdige, runzeldurchfurchte Eiche rauscht und raunt — vom Ringen von Kreuz und Halbmond.

Serben und Walachen, Bulgaren und Ungarn, Bosniaken und Kroaten hat der greise Serbenzar Lasar um sich versammelt in starken Heerscharen, im Sommer 1389. Und drüben lagert die Türkenmacht unter Sultan Murad Hudavendighiar. Der 15. Juni bringt den gräßlichen Zusammenprall. Wohl fällt der Sultan Murad im eigenen Zelt durch den meuchelmörderischen Dolch des serbischen Edelmanns Milosch Obilitsch, wohl bleibt sein tapferer Fahnenträger Gazi Mestan Bey auf der blutigen Walstatt. Aber der Sultanssohn Bajasid Ildirim, der Blitz, zerschlägt und zerschmettert mit seiner eisernen Keule die feindliche Uebermacht. Der Serbenzar wird enthauptet, gleichfalls der heimtückische Milosch Obilitsch: ihn haben die Janitscharen verfolgt und ergriffen, bei einer Bäuerin, die seinem Pferd die Fesseln durchschneidet und ihm so die Flucht verwehrt; er rächt sich noch an ihr, indem er sie zu sich ruft, um ihr sein Testament anzuvertrauen, und wie sie ihm das horchende Haupt hinhält, beißt er ihr die Nase ab. Babin nos — der Alten Nase: so heißt heute noch ein Ort auf dem Kossovo polje. Pyramiden von Köpfen bauen sich in die Höhe und der siegreiche Sultan drückt die blutige Hand unter eilige Dokumente als Signum seiner Schrift — die Thougra.

Der starke Stamm der albanischen Mirditen gefällt sich in der Sage, daß diese Völkerschlacht durch sie entschieden worden ist und daß sie ihnen ihren Namen gebracht hat. „Mir dit!“ sollen sie dem



Die Albaner eilen zur Huldigung vor den Sultan Mehmed V. (im Sommer 1911) auf's Amselfeld Kossovo polje.

unschlüssigen Sultan zugerufen haben: „Dit mir!“ — „Ein guter Tag!“ — und er habe das als gute Vorbedeutung genommen und sei in den Kampf gezogen; der Sieg habe dann ihnen den Namen der Mirditen gesichert.

Eine Moschee verkörpert die Erinnerung an diesen ersten Triumph des türkischen Halbmonds auf Kossovo polje: sie birgt unter einer Kuppel im Kenotaph Sultan Murads Reste, mit kalligraphischen Kalifenzeichen und Koransprüchen rings um den Katafalk. Der Leib ist wohl in die asiatische Heimat Brussa zurückgekehrt, aber das Herz bleibt in dieser Türbe geborgen. So empfindet auch der leitende Kopf in Konstantinopel dieses albanische Glied als Herzpunkt und Eckstein seiner europäischen Stellung gegenüber einem slawischen Balkanbund.....

Ein zweiter Murad hat diesen Besitz zu verteidigen, auch in der Völkerschlacht eines Oktober, 1448, vom 17. bis 19. Oktober. Diesmal drängt der Ungar Hunyady herunter und dem hilft der albanische Alexander, Georg Kastriota: .... „viele Hundert Häuser zum Kreuz übergehen!“ Diese Drohung ist damals wahr geworden; aber der Türke hat's doch gewonnen, auch gegen diesen Balkanbund....

Damals sind die Waffen noch gleich gewesen, heute sind sie verschieden. Die Albaner haben im Grund ihre Art und ihr Werkzeug konserviert; sie sind antiquiert. Die Türkei aber modernisiert und reformiert sich, zuerst im Militär, und diese Macht entscheidet zunächst. Damals hat die Türkei ihre Position gehalten, bei gleichen Kräften und Mitteln hüben wie drüben — heute ist sie auch einer gleichen Koalition der slawischen Balkanvölker überlegen, militärisch-numerisch und militärisch-qualitativ. Aber Albanien muß bei der Türkei sein und bleiben — nicht nur besiegt und bezwungen, sondern versöhnt und gewonnen.

Wie wär's, wenn der neue Sultan es wagen würde, auf's Kossovo polje zu kommen? Der Kalif von Angesicht zu Angesicht! — eine solche Heerschau, eine solche Volksschau müßte die Million muhammedanischer Albaner befriedigen und begeistern, auf der breiten Grundlage einer großen Tradition, die bindet und einigt. Auf die Stärkung der Autorität gerade des Sultans legt ja die Heeresleitung besonderen Wert: auf den Sultan beruft sie sich und auf den Sultan verweist sie die Albaner. Ein solcher Selamlik des Sultans könnte eine neue Bessa, einen dauernden Urfehdeschwur erreichen und verbürgen. Wo jetzt erst der Kopf zu gehorchen beginnt, kann so

das Herz der religiös-nationalen Instinkte zum Jubel geweckt und aufgerührt werden. „Moralische Eroberungen“ und „Imponderabilien“ haben auch im Orient politisches Gewicht. . . . . *)

Kossovo polje ist früher fruchtbar gewesen; heute hausen hier albanische Viehhirten auf der Weide und tscherkessische Handwerker in wenigen Niederlassungen. Langsam erschließt die Bahn Salonik-Ueskiib-Mitrovica das Gelände. Erst schießen die Albaner — wieder wie drüben die Indianer — auf die trassierenden Ingenieure; dann wie das „Teufelswerk“ doch den Segen von Wandel und Handel bringt, petitionieren sie in Konstantinopel um baldigsten Bahnanschluß. So hat es Pristina gemacht, und so mögen's andre albanische Orte machen.

Dann wird meine einsame Eiche nicht mehr so traurig in die weite Leere starren — über Kossovo polje.

. . . . Wolken ziehen drüber hin. . . .

Nochmals bricht die Abendsonne durch und schüttet eine ganze Palette bunter Farben über die Berge der Ferne und über das träumerische Amselfeld. . . . Der zauberische Reichtum von Licht und Schatten verschwendet sich in reicher, rascher Folge: vom Blau zum Rot, vom Braun zum Gold, und vom Violett zum Schwarz. . .

Ueber der dunkelnden Ebene von Kossovo polje steigt der Halbmond auf . . . . er steigt und leuchtet . . . . . und läuft den Weg gleich als ein Held . . .

IX.

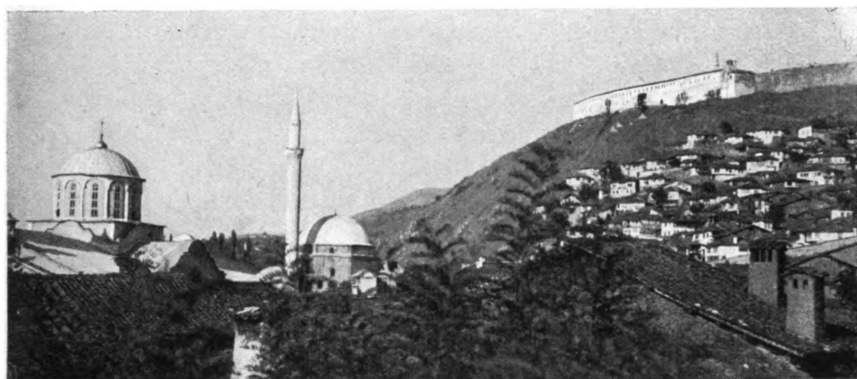
In der Zitadelle von Prizren.

Weithallende Trompetensignale wecken mich nach der ersten Nacht in Prizren — gleich Arabesken zu deutschen Weisen klingen die langgezogenen Töne der türkischen Hornisten. Und aus dem dichten Gestrüpp hinter meinem Han antworten die den Türken überall heiligen Turteltauben in nistenden Scharen mit gurrendem Morgengruß.

Kaum bin ich in den Kleidern und genieße den Blick über den Waldpark, aus dessen sattem Grün das halbmondgeschmückte, fahl-

*) Bekanntlich hat der Sultan Mehmed V. in diesem Sommer wirklich die für den alten Herrn sicherlich sehr unbequemen Strapazen einer Fahrt ins Kossovo polje auf sich genommen.

farbige Minaret einer muhammedanischen Moschee einträchtiglich neben dem goldenen Kreuz einer katholisch-serbischen Kirche emporragt — — da meldet sich auch schon in aller Frühe ein militärischer Posten und will meine Papiere haben: wer und woher, wohin und wozu? ... „Mars regiert die Stunde!“.. Das Standrecht des Belagerungszustandes ist über Stadt und Land verhängt und das Echo meines nächtlichen Einritts auf den steinschallenden Gassen hat nicht nur die bellenden Köter, auch die patrouillierenden Wachen interessiert.



Die serbische Kirche und die muhammedanische Moschee in Prizren; oben die Zitadelle über dem Serbenviertel.

Ich ziehe es vor, meine Personalien dem Militärkommandanten, dem Mutessarif Hassan Tussun Bey, einem Generalstabsoberst, selbst zu bringen, zugleich mit meinen Empfehlungsbriefen. Das jungtürkische Militärregime besetzt — so wie ich's im vorigen Jahr schon durch Kleinasien hindurch gefunden habe — die wichtigsten Verwaltungszentren mit zuverlässigen, tüchtigen Offizieren, meist aus der Schule der deutschen Instrukteure. Im Konak empfängt er mich in seinem Selamlik, der — wie immer — nur Diwans mit Rauchtischen ringsum und einen Pult in der Mitte beherbergt. Erst höflich-liebenswürdig, dann aufrichtig-herzlich — sowie ich legitimiert bin — hebt die politische Plauderei an, beim üblichen Gastkaffee mit Regiezigaretten. Zunächst persönlich-praktisch: Darf ich ins Drintal hinüber bis zur Adria? — oder nur nordwärts nach Djakova-Ipek-Mitrovica?

Oberst Hassan Tussun Bey kann und will das im Augenblick nicht entscheiden, er muß erst Meldungen über die Lage ab-

warten. Aber: was geschehen könne, werde geschehen. Einstweilen werde er für mich Pferde suchen lassen — meine bisherigen aus Ferisovitsch haben mit ihrem Arabadschi wieder heimkehren müssen — und einen Saptiehtschausch, einen Gendarmerieserganten soll ich haben „zum Schutz und zur Ehre.“ Teschekkür ederim!

*

Also doch Kontrolle über jeden Schritt und Tritt? Sollte die deutsche Warnung doch Grund haben? Kaum sitze ich wieder in der fruchtvollen Kürbislaube des serbischen Chandschi, da tritt auch der Tschausch schon seinen Posten an: er stellt sein Pferd in den Stall und sich zu meiner Verfügung. Ich lade ihn ein, sich's gemütlich zu machen, seinen Kjef zu halten, das orientalische far niente, das faulenzende Nichtstun — und lasse ihn da . . . und wandere mit meinem Djakova-Albaner Nicola durch die Basare der „Stadt“ Prizren.

40 000 Einwohner zählt Prizren, meist Albaner, auch Serben und Walachen; alles in den primitiven „Einfamilienhäusern“ des Orients, mit dessen offenem Straßenbetrieb des Handwerks, wie wir ihn auch aus dem deutschen Mittelalter kennen, in der Gerbergasse, Sattlergasse, Schmiedgasse u. dgl. Damit habe ich gleich das albanische Handwerk von Prizren genannt: Gerber und Sattler, Silber- und Waffenschmiede. Weber produzieren im Basar auch aus Schafwolle, die sie nässen und kneten, trocknen und walken, jenen weißen Filz, der als kegelrundes Käppi den oben oft rasierten Kopf des Albaners deckt. Die Hauptwaffenschmiede der ganzen Balkanhalbinsel hat Prizren schon geheißen; heute hat die wirksame Ueberlegenheit des europäischen Gewehrs das heimische Gewerbe beschränkt. Feine prachtvolle Einlegephantasien für Gewehrgriffe, scharfe Dolchmesser und geschwungene Yatagane schmiedet albanische Kunst- und Handfertigkeit noch. Dann zierliche Filigranwunder in Ringen, für Finger und Arm, auch in Amuletts, die der muhammedanische wie der katholische Albaner mit gleicher Gläubigkeit sich auf die Brust bindet. Schließlich musterreiche Tabatieren, und auffällig große Zigarettenspitzen — bis zu einem Viertelmeter lang und sehr beliebt, wegen der albanischen Sitte, sich gegenseitig Zigaretten zu schenken, die man für einander wickelt und mit der Zunge beklebt. So hält die Spitze den Speichel des aufmerksamen Gebers fern. Diese Vorsicht gebietet manche Krankheit der „Zivilisation“, die dort wie in der Großstadt grassiert. Das hat mich immer eine große Ueberwindung gekostet, ein solches Mundwerk albanischer Gastfreundschaft anzu-

nehmen und aufzurauchen; eine Abweisung verletzt aber die albanische Empfindlichkeit tief.

Der städtische Albaner scheint friedlicher und ruhiger als sein Genosse und Kunde vom Land: er ist Handwerker und Händler und seine Arbeit profitiert von Verkehr und Sicherheit. Der albanische Acker- oder Viehbauer hat sich mit Seinesgleichen und mit Briganten herumzuschlagen und entwickelt so die angeborene, ungebundene Wildheit. . . .

Ich bummle durch die Basarbuden: wohl werde ich angegafft — ich bin der einzige Fremdling in diesem abgelegenen Prizren, und meine Reisemütze, die ich da noch trage, verrät mich — — aber keinerlei Zudringlichkeit wie sonst im Orient, kein Anhalten oder Nachlaufen, kein Anpreisen und kein Feilschen, kein Geschrei und kein Bettel. . . .

Das heißt — doch: mehr und mehr folgen mir Albaner nach — ein förmlicher Auflauf — und parlamentieren mit meinem Nicola — — endlich erfahr' ich's: sie haben meinen Photographieapparat entdeckt und halten mich für einen Photographen von Beruf. Ich soll sie alle photographieren, jeden besonders, einen nach dem andern! Der städtische Albaner liebt und bevorzugt also, was der albanische Aelpler verwehrt und verabscheut, weil die Bildaufnahme ihm auch die Seele heraus- und mitnehmen könnte. Den ganzen Tag könnte ich mit dieser Liebhaberei von „Atelieraufträgen" füllen, und zudem soll ich, sowie ich geknipst habe, auch auf der Stelle das fix-fertige Portrait gleich aus der Kassette herausziehen. Daß meine tadellose Nettel-Kamera diese Kunst nicht kann, nimmt mir den Nimbus eines europäischen Hexenmeisters.

Zigeuner und Zigeunerinnen kommen von draußen rein, wo sie in ziegenfellschwarzen Zelten, in der cerga kampieren, um den abergläubischen Albanern weiszusagen — richtiger: was weiszumachen — und um die arztlosen Albaner zu bequacksalbern, oder auch indem sie Lehmziegel brennen und verhandeln. Eine hochgewachsene Zigeunerin, eine sehnig-straffe Gestalt, aufrecht und stolznackig schreitend wie „eine Fürstin", halbnackt in ihrer ölig glänzenden Schönheit, will Schmuck haben, einen strahlenden Silberreif an den schlanken, schwarzbraunen Finger. Das kauderwelschende Weib hat kein Geld, aber sie hat Kukuruz, Maiskolben, und davon legt sie dem Albaner ein ganzes Stück ums andre hin, neben den probierten Ring; willig erst, dann schon mehr zögernd, nur noch hälftig, bis der Tauschhandel

gleich gilt und gleich wiegt: der Albaner hat sein Maisbrot verdient und die Zigeunerin ihre Geschmeide.

Solche Zigeunerinnen sammeln sich, seit Soldaten in Prizren einquartiert sind. Meist heißblütige Samsunleute von der fernen Küste des Schwarzen Meers, und jetzt schon viele Wochen im albanischen Land. An ihrem Baschlik sind sie leicht erkennbar: an dem Kopftuch von der kolchischen Küste, dessen Wickel Stirn und Haupt gegen der Sonne Glut schützt und dessen beide Enden hinten in den Nacken hängen. Graugrün wie die Erde ist die bequeme, praktische Farbe. Auch der rote Fez ist aus der Armee ganz und gar verschwunden: dieser weitleuchtende, verräterische Zielpunkt ist durch einen gleichfalls erdfarbenen und darum in der Ferne für den Feind unsichtbaren Fez ersetzt, beim Offizier durch den grimmerbesetzten Kalpak. Der Fez ist ja überhaupt gar keine türkisch-nationale Kopfbedeckung; er ist vielmehr griechischen Ursprungs: die phrygische Mütze, durch die der einer griechischen Insel entstammende Reformsultan vor hundert Jahren den türkischen Turban zu verdrängen begonnen hat; und als Fabrikat ist der rote Fez österreichischer und deutscher Herkunft, gleichfalls Importware für die Türkei.... Jetzt wird auch die ganze Uniform dem Feldgelände „uniform“: gleichmäßig graugrün, gemäß dem klugen Gesetz deckender Mimikry. Darin gehen die Türken ihre eigenen, guten Wege selbständig, frei von der Tradition des deutschen Paradeglanzes und der deutschen Farbenbuntheit. Auch eine andre deutsche „Sitte“ nehmen die türkischen Soldaten nicht an — den Alkohol. In ganz Prizren gibt's keine Weinkneipe, in welcher Rekruten gröhlen könnten; nur „alkoholfreie“ Garküchen, mit viel gesundem Gemüse, auch mit zartem Hammelfleisch, das meist mit Kartoffeln und Tomaten,



Zigeunerin bei Prizren.

Reis und Pflanzen durchgekocht wird, à la „Irisch Stew“. Und immer ein Glas frischen Wassers dazu — — auch wenn ich wollte, könnte ich keinen Wein bekommen. Am Brunnen in Prizren konzentriert sich das öffentliche Leben: dort drängt sich Gruppe um Gruppe, in Kannen Wasser zu schöpfen. Weiter auch: um sich zu waschen. Und wieder beneide ich den Muhammedaner um seine religiös gegründete Körperkultur — wie um seine zuverlässige Nüchternheit, so auch um seine regelrechte Reinlichkeit. Fünf Mal im Tag gebeut der Koran Waschungen, und das Volk vollzieht sie; auch der Soldat: Hände und Arme, Füße und Beine, Haupt und Stirn, und nach der Mahlzeit auch Mundspülung und Bartreinigung. Was der europäische Gentleman als besondere Sauberkeit pflegt, das übt der türkische Muhammedaner — auch als einfacher Bauer und gemeiner Soldat — noch gründlicher und noch häufiger. Kein „Klosettpapier“ — nur Wasser auch dort; und nach nächtlichem Exzeß immer gleich eine Baddouche, auch wieder in der Kaserne für die Soldatenkompagnie. Hamamdschimisin? — lautet die Frage des Korporals: Wer ist des Badens bedürftig? — und die Leute melden sich zur Badreinigung. . . Schließlich die drei Gebetsbewegungen des Tags — was sind sie mit ihrer rhythmischen Kniebeuge und Rumpfübung anders? — als ein sanitäres System, die Muskeln geschmeidig zu machen, beim Aufstehen schon in der Frühe, vor der Mahlzeit mittags und beim Zubettgehen abends. Das moderne „Müllern“ hat der weise Hygieniker Muhammed schon vor mehr als einem Jahrtausend anticipiert! Für die analkoholische Praxis kann das deutsche Militär seine „Instrukteure“ und „Reformer“ aus der Türkei holen; da kann der Schüler den Meister lehren.

*

Mitten durch Prizren rauscht die klare Bistrica; albanische Buben vergnügen sich drin. Eine gedeckte Holzbrücke, gleich der bei Luzern, nur schmäler und kürzer, führt hinüber — die feste Arastabrücke — und leitet hinauf zur Zitadelle, auf der Svilenstufe des Sarplanina. An die Albanerstadt fügt sich das Serbenviertel, das den Berg hinaufwächst, mit winzigen Häuschen an den winkligen Gassen der wendenden und steigenden Serpentinen. Den keuchenden Kletterer lohnt oben ein rundschweifender Fernblick, über die enger werdende Ebene hinweg bis zu den albanischen Dolomiten. . . .

Das Kastell — einst eine serbische Burg, jetzt eine türkische Zitadelle — krönt mit kanonenbewehrten Zinnen den runden Bergkegel und beherrscht die Talpforten zum Drinstrom wie in die Ljuma-

berge, und das siebmäßig von Kugeln durchlöcherte Südtor erzählt von manchem tapferen Ansturm der wilden Leute aus der berüchtigten Ljuma.

Ich passiere die Wache mit dem Teskere des Kommandanten und frage nach dem diensttuenden Offizier: im Hof der Zitadelle haust er in seinem Zelt. Im Hof lagern auch die Soldaten. Alle andern Räume des Kastells sind mit kriegsgefangenen Albanern angefüllt.



Albanische Buben in der Bistrica.

Die Bairaktars, Fahnenträger und Führer, drängen sich hinter sperrenden Eisengittern und glotzen bösmütig auf die militärischen Manöver — und sehnsüchtig in die schimmernde Weite der heimatlichen Almen: „Auf den Bergen ist Freiheit!"

Mir ist's, als ob ich das albanische Lied klagen hörte:

Dort dein Schwert spricht an der Mauer:
„Wo mein Herr?" — in tiefer Trauer —
„Wo mein Herr, dass er die Klinge
Ziehe und wie sonst sie schwinge!"
Dort dein Hengst im Stall, er klaget:
„Wo mein Herr?" — er klagt und fraget:
„Wo mein Herr?" um mich zu pflegen,
Mir den Sattel aufzulegen!
Wo mein Herr? dass er mich reite,
Ich voll Lust ihn trag ins Weite! . . .

Die Menge aber der albanischen Mißleiteten und jetzigen Gefangenen darf im weiten Hof sich ergehen: sie verrichten Helferdienste für die Soldaten, schleppen Wasser aus der Zisterne und putzen Waffenröcke bei den Zelten, und erhalten die Küche der Kompagnie in gleichen Geschirren. Ich selbst koste aus einem beliebigen Napf: Pilaw — Reis mit Hammelfett — schmeckt ganz gut. Ich lasse diese Gefangenen durch meinen Nicola auch ausfragen: keiner

klagt über irgend welche Mißhandlung — — aber die europäische Presse ist voll von angeblichen Foltergreueln des türkischen Kriegsgerichts: England schwelgt wieder einmal pharisäerisch in „turkish crudelities!“ Nur die Häuptlinge hinter den Gittern scheinen ein schlechtes Gewissen zu haben — — der Galgen dort drüben hat schon einige Mal den Spruch des Standrechts rasch erfüllt. . . Wie sie sehen, daß mein albanischer Nicola Informationen sammelt, beginnt ein Bairaktar aus dem Gittergefängnis heraus eine Ansprache an mich zu halten: er beteuert — so übersetzt mir Nicola — seine Unschuld und appelliert an meine Intervention, da er mich für einen Konsul hält, also für den Vertreter einer einflußreichen Macht. Der türkische Offizier verbietet ihm fortzufahren und ich ziehe mich aus der Hörnähe zurück. . .

Im Zelt plaudern wir weiter; das Feldbett ist Diwan, Kaffeebrett und Rauchtisch zugleich. Der Bruder des Offiziers — selbst ein Albaner — ist durch Albanerkugeln gefallen: er hat eine Maschinengewehrabteilung kommandiert — — die Albaner stürmen an, weil sie die zerschmetternde Wirkung der Gewehrmaschine noch nicht kennen — ganz nahe heran — — da will er, um unnötiges Blutvergießen zu hindern, sie warnen, ihnen mit albanischen Worten zurufen, sie seien doch Brüder, sie sollen sich ergeben, sie seien sonst des sicheren Todes — — und schon fällt er selbst, durchbohrt von den auf ihn vereinigten Schüssen der wütenden Albaner, die dann das Maschinengewehr hinmäht. . . .

Ein Hornsignal — — der Offizier springt auf, entschuldigt sich und verläßt das Zelt. Ich schaue nach. Draußen steh'n schon die Soldaten in Reih' und Glied, das Gesicht der Feuermajestät der Sonne zugekehrt, die eben hinter dem rotschimmernden Gebirge niedersinkt. . . Trommelwirbel — — Trompetenweise — — die Soldaten präsentieren das Gewehr, der Offizier salutiert mit dem Säbel, und so grüßt frommes Gebet Allah und den Propheten: Padischakim tschok jascha! Lang lebe der Padischah! so tönt's unisono mächtig vom Berg zum Tal — — einmal, zweimal, dreimal, je mit Trommelwirbel und Trompetenweise. . . Die Albaner stehen und schauen und staunen; und eine Ahnung vom patriotischen Elan dieser Truppen dämmert in ihrem rebellischen Hirn — — mag es zum Licht des Begriffs und zur Flamme der Begeisterung sich langsam entzünden! . .

Die katholische Angelusglocke abends in München und das stille Gebet der ebenfalls mit Trommelwirbel präsentierenden Schloßwache vor der Kgl. Residenz — das ist ein ähnlicher Ausdruck der gleichen Formel: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Das Münchner Schau-

spiel hat aber mich nie so stark und tief ergriffen, wie diese eintönige Allah- und Padischahhuldigung, die zur gleichen Zeit das ganze Reich durchdringt und zur gleichen Stunde mehr als eine halbe Million der türkischen Krieger in einem einzigen, intensiven Gedankenwunsch vereinigt und konzentriert .... in den Wüsten Arabiens, wie an den Flüssen des Euphrat und Tigris, wie in den Bergen Albaniens.... Allah vatani saklasin! Gott schütze das Vaterland!

Die Kraft einer solch national-religiösen Begeisterung kann im Notfall solche Wunder wirken, wie einst der Gebetsfanatismus des Propheten Elias — bei der Witwe zu Zarpath: „Dem Oelkrug soll nichts mangeln!" In der Zitadelle zu Prizren existiert etwas Derartiges. Geheimnisvoll führt mich der Offizier in die Kasematten .... irgend wohin — durch dunkle, unterirdische Gänge, voll dumpfen Moders — — — bis irgendwo ein Punkt schwächliche Dämmerung verspricht. Eine rufende Frage des Offiziers — und eine antwortende Stimme von dort..... Ein durchdringender, dicker Geruch, mehr und mehr ein Gestank.... Ich soll raten! ... Das können Kranke sein ... verfaulende Leichen ... verwesende Hingerichtete .... was weiß ich?!... Die Phantasie durchjagt alle Schauer der Märchen aus „Tausend und eine Nacht": die verwunschene Zauberhöhle des Räuberhauptmanns Alibaba oder die leuchtende Wunderlampe des edlen Aladdin....... Ich errate es nicht.... Da — halt! Ein Soldat kniet auf dem Boden und schöpft aus einem Loch eine Flüssigkeit — — — dunkles, dickes Oel! Aus einer ölquellenden Zisterne, die nimmer leer geworden ist noch wird... So löst sich das Rätsel: schon seit alten Generationen genießt diese Zitadelle in dieser Kasematte den Ruf wundersamer Heilwirkung; von weit her wandern Gläubige, dort zu schöpfen. Die rechnerische Regierung profitiert davon, indem sie für jedes Quantum weggeholten alten Oels ebensoviel zu bringendes frisches Oel fordert. So hält sie den Lagerbestand und so erhält sie zugleich für ihre Zwecke brauchbares Material. Das ist das Geheimnis des „Oelkrugs zu Prizren", dem nichts mangelt, wie einst dem Oelkrug der Witwe zu Zarpath.....

Wir verabschieden uns auf den Zinnen der Zitadelle: wann ich von der Expedition zurückkomme, soll ich im Zelt des Offiziers Gastfreundschaft genießen. Vor dem Lager steht der Heliograph, dessen Signale die Verbindung mit Djakova herstellen .... weit hinüber.

Ob mein Weg mich morgen dorthin führen mag nordwärts oder doch ins Drintal westwärts?

*

Unten entscheidet sich's: eine Ordonnanz erwartet mich bereits. Meldung ist gekommen, ich könne es wagen, ins Drintal zur Adria vorzudringen. Dorthin ist das Hauptquartier mit dem Oberkommandierenden General Schevket Torgud auf dem Marsch. Zwei Generalstabsoffiziere sind heute von Prizren auch dorthin abgeritten; sie soll ich zu erreichen versuchen und mich ihnen anschließen. Inschallah!

Aber unter einer Bedingung: ich soll einen türkischen Fez aufsetzen, um nicht als Fremdling das Mißtrauen der Albaner noch die Fragen türkischer Soldaten zu erregen. Gut! .. Gemeinhin fährt in der übrigen Türkei der Fremde besser und sicherer unter seinem Hut, der ihn weithin als Angehörigen einer reklamierenden Macht legitimieren und behüten kann, während der nivellierende Fez ihn für fernauflauernde Feinde dem heimischen Volke gleichmacht. Der Hut des Ausländers kann wie der Schlot eines Kriegsschiffes wirken — als „Angströhre"; der rote Fez wie die demokratische Gleichheit des Rechts aller gegen alle.

Gleichgültig! Mir genügt's: Verzicht auf Djakova, wo allerdings meines Nicola's Familie uns erwarten würde, und auf Ipek-Mitrovica-Pristina, auch auf das serbische Kloster Detschan Monastir; und dafür Zulassung in ein Gebiet, das allen bisherigen Bevorzugten doch verschlossen geblieben war, so daß Augenzeugenberichte über das dortige Kriegslager fehlen. Der Schlachtenmaler Th. Rocholl, der einst den thessalischen Feldzug der Türken hatte mitmachen dürfen und dessen Bild von der Schlacht bei Domokos den Sultanspalast Dolmabagtsche am Bosporus schmückt, hat in Prizren umkehren müssen; gleichfalls — wie gesagt — Freund Mosel, sowie der Londoner „Times"-Korrespondent Mister James und der italienische „Secolo"-Journalist aus Mailand, ebenso der Russe Naumoff. Und gestern noch hat auch der österreichische Konsul in Prizren gemeint, das werde mir kaum möglich werden, wegen der erbitterten Stimmung der Stämme der Malsoren, der „Gebirgler", die zur Zeit entwaffnet werden.

Nun geht's! Die Pferde stehen schon im Stall; die besten sollen's sein, die der Gendarmeriekommandant in der von den Truppen ausgebeuteten Gegend hat auftreiben können, zwei Pferde für ein türkisches Pfund pro Tag, einschließlich den Pferdeknecht und Pfadfinder: niedere Tiere, etwa wie Ponnies; dazu noch mager; eine heimische Race, zäh und ausdauernd, und auf den Saumpfaden neben den Schluchten sicher wie Gemsen. Etwas Konserven, viel Brot,

und für Nicola sein albanischer Lieblingskäs, steinhart und sauerstinkend, schließlich eine Masse Tabak und Zigaretten, für Gastfreundschaft verwendbar — — das bereichert unsre bisherige Ausrüstung. Rechts und links hängt's im bisac, in der albanischen Satteltasche, am Holzsattel des Lastpferdes, am samar, einem sägbockartigen Gestell, auf dem hochoben Nicola thront, wie auf einem Kamelhöcker hockend, die Füße im albanischen Bügel einer Seilschnur,



Meine Begleitung aus Prizren durch's Drintal: links und rechts je ein Soldat; vorne der Kiradschi, der mein Pferd hält; hinter dem Baum Nicola; neben ihm der türkische Hadschisohn, und im Holzsattel zwei Albaner, die sich unterwegs zugesellt haben.

und auch das Pferd selbst durch ein Seil leitend, das wieder in ein Seilgeflecht ausläuft, in dem der Kopf des Pferdes steckt. Glücklicherweise habe ich europäisches Sattelzeug und Zaumzeug mitgebracht; auf meinem englischen Sattel aus Uesküb will mir der albanische Pferdeknecht, der Kiradschi, ein Kissen festbinden! — weil er nur das harte Brett des hölzernen samar gewohnt ist.

Tunjatejetta! Allahrahsollah! „Gottbefohlen! Möge dir das Leben verlängert werden!“ Alle Sprachen klingen im babylonischen Bau von Prizren. Auch „Au revoir!“ und „Auf Wiedersehen!“

habe ich in Prizren gesagt und gemeint — — — ich sollte aber nicht mehr nach Prizren zurückkehren. . . .

Das war die letzte Nacht in Albanien — bis zur Küste hinüber — in einem „Hotel.“ War es auch nur ein primitives Zimmer — nichts drin als zwei Bettstellen, für mich und Nicola gemeinsam — es war doch wenigstens ein Bettlager.

Das war die letzte Nacht in diesem Albanien in einem Bett und sogar ohne Ungeziefer. Wenn ich jetzt im Morgengrauen mit meiner Karawane tiefer nach Albanien hinein reite, muß ich mich an das albanische Lied gewöhnen:

Ne t'poet nana, se si anst huzuri,
düsek toka, jestek guri!
Wenn dich die Mutter fragt, wie ist dein Sein?
Die Erde ist mein Bett, mein Kissen ist ein Stein!

X.

Ins Drintal.

Rialto und Robinson.

Der Morgenstern strahlt über der Zitadelle von Prizren, wie wir zum Städtchen hinausreiten. Vorneweg der Saptiehsergeant, das Gewehr vor sich quer über den Sattelknauf gelegt, und seine Füße in schaufelartigen Eisenplatten gehalten. Dann ich auf meinem albanischen Traber, der mich eine neue Reitkunst lehrt: er geht im wiegenden Paßschritt, im Zeltertempo des Kamels, das beide Beine einer Seite fast zu gleicher Zeit hebt und setzt. Dann Nicola hoch oben auf dem Gepäckturm des Lastpferdes; ihm zur Seite der immer muntere Kiradschi, Pferdepatron und Pfadweiser. Schließlich noch ein türkischer Priester, ein Hadschi, ein Mekkapilger, samt seinem jungen, etwa zwanzigjährigen Sohn: beide haben, als sie hörten, daß wir gen Skutari ziehen, darum gebeten, unsrem Schutz sich anschließen zu dürfen, um unterwegs Verwandte zu besuchen; beide haben zusammen ein einziges Pferd gemietet, das sie abwechselnd benützen, auf dem hohen Holzbock des samar. . .

Hinter Prizren begegnet uns eine Kompagnie Nisamtruppen, die von einem mehrtägigen Streifzug aus den Ljumabergen zurückkommen: einige Verwundete und ein paar Marode werden von Kameraden auf den Pferden gestützt. Einige Lasttiere mit konfiszierten Gewehrbündeln beweisen den Erfolg dieses militärischen Ausflugs. . . .

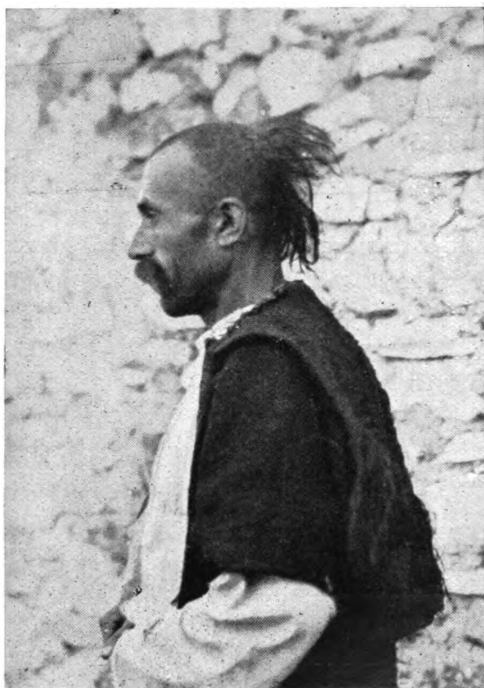
Wir haben's gut getroffen; mein orientalischer Kismet, zu dem ich in all den Jahren meiner türkischen Touren volles Vertrauen gefaßt habe, scheint auch in Albanien mich günstig zu führen. s'ist just Markttag heute, der die Skyptaren aus den Bergen lockt. Da kommen sie in Scharen uns entgegen: hohe und hagere Gestalten, habichtnasig und adleräugig, haarstruppig und bartstoppelig. Unfreundlich und unfroh huschen sie vorbei, niedergeschlagen wie in Scham über den ungewohnten Bergstock, den die früher flintengeübte Hand jetzt hält. Etwas muß der Albaner doch in der Faust tragen, besonders zum Marktthing: da hat es dann früher zu raschem Zwist kommen können, gleich einer italienischen Messerstecherei oder einer bairischen Bierkrugprügelei; nur daß das albanische Gewehr gefährlicher wirkt. Jetzt aber will die Entwaffnung eine gewisse Ordnung erzwingen...

Endlich doch ein Gruß: „He, Mann aus Djakova!“ — so ruft einer unsern Nicola an. Die beiden kennen sich und begrüßen sich, zweimal Wange an Wange legend, tauschen Tabak und geben sich Grüße an verschwägerte Familien auf.



Mein „Mann aus Djakova“ hat braune Hosen, eng anliegend und schwarz bordiert; ein rotes Gürteltuch um die Hüfte geschlungen; ein buntes Hemd; eine vielfarbige Weste mit silbernen Kettenschnüren. Unser Kiradschi aus Prizren dagegen ist ganz in Weiß gekleidet, d. h. grau-dreckig natürlich: er hat ganz weite Pluder-

hosen, etwa wie ein Bajazzo, an den auch sein Spitzbubengesicht erinnert; ein weißes Hemd; und eine ärmellose Weste, mit hinten hängenden Fransen, wie eine Mantilla (dzurdin), diese aber schwarz, und meist über'm Arm nachgetragen. Eine dritte Tracht bringen die uns begegnenden Albaner: auch weiße Hosen, aber sehr eng; einen rüp, einen Patronengürtel (aber jetzt leer) in der Taille, und eine dunkle Joppe (dzamadan), kurz wie ein Spenzer, mit geschlitzten Aermeln; andersmal sind sie wieder geschlossen. Alles meist aus heimischer Schafwolle grob gewoben. Noch mancherlei Variationen gibt es, den Albanern selbst in ihren Differenzen genau bekannt: wie die Verschnürungen und Verschnörkelungen einer Kneipjacke, ihre Ornamente und Posamente, ihre Farben und ihre Stoffe die Stämme von deutschen Studentenverbänden dem Kundigen verraten, oder die Regimenter von einander unterscheiden — so bezeichnen die gleichen Kostümmittel mit verschiedenen Applikationen den Corpsgeist albanischer Genossenschaften und Kameradschaften. Nur die Kappe (ksul) habe ich überall gemeinsam gleich gefunden: immer weiß aus Schafwolle gewalkt, immer auch kegelrund; nur um Skutari in der Fezform, und in Lurja in der Cervisart. Da und dort hält ein Kopftuch das Käppi fest und schützt gleichzeitig gegen Sonnenhitze. Der Skalpschopf (percen und auch cerpen) am Hinterkopf inmitten des ringsum rasierten Hauptes zeichnet wieder andre Stämme aus: das kann der Unerschrockenheit des Indianers gleichen, der sich auch davor nicht fürchtet, daß der Feind ihn an der Skalplocke faßt. . . . Männer wie Frauen marschieren lautlos in Opanken, in selbstgestrickten Strumpfsocken, über die ein Schaffellstück mit Riemen geschnürt ist.



Albaner aus der Malsia von Komana (mit dem „percen", dem Skalpschopf).

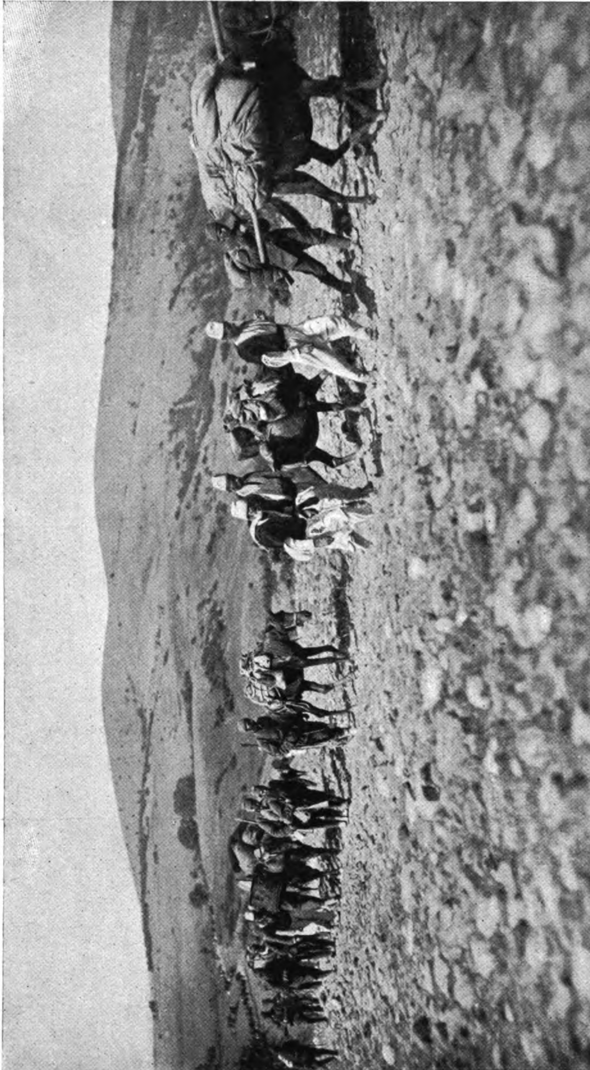
Die Weiber verhüllen und vermummen vor uns ängstlich das Gesicht, katholische noch mehr als muhammedanische. Pechschwarzes Zottelhaar flattert in Strähnen. Knapp unter dem Knie endigt der bunte Reifrock, unten sich weitend und steif abstehend. Auf der Brust klirren Amulettemünzen. Was zum Markt befördert wird, schleppt das Weib: Holz und Mais, Wolle und Eier. In der Sonne Glut, während der Mann den Platz im Schatten hat. Ueber Stock und Stein zu Fuß, wo der Mann auf dem Esel oder Pferd sitzt....... Da sprengt ein Albaner daher, hoch zu Roß, und hinter sich noch drei Pferde am Lasso — — aber sein Weib schleppt sich langsam nach, eine schwere Truhe auf dem gekrümmten Rücken, gleich der Leistung eines Lastträgers, eines Hamals im Hafe zu Konstantinopel.. Und dort keuchen Weiber einen Hügel herab, hohe und breite Heubündel auf dem gebeugten Buckel, so schwer lastend und so tief drückend, daß der Oberkörper in der Taille rechtwinklig zum Unterleib sich stellt und das zum Boden gekehrte Gesicht nicht erkennbar wird; und die hurtigen Hände arbeiten noch mit der Handspindel oder am Strickgewebe....... „Schwer herein schwankt der Wagen".. das albanische Weib, wo der enge Weg keinen Wagen verträgt. . .

Unser Hohlpfad geht durch Maisfelder, die durch weidengeflochtene Zäune voneinander getrennt sind. Hagenbutten röten sich und Brombeeren reifen, und wie ich sie pflücke und genieße, staunen die Albaner, daß es Menschen gibt, die so etwas essen....

Wir steigen bergan — — — kommen über karstiges Gestein. Ein Leutnant mit einer Patrouille taucht auf. Wieder die musternde Frage (in französischer Sprache): wer und woher, wohin und wozu? Und wieder meine wortlose Antwort: durch Darreichung der Autogramme von Generalgouverneur und Militärkommandant. Wieder überfließende Freundlichkeit als Wirkung: weil ich ein Deutscher sei. O — Deutschland und Türkei müßten engste Freundschaft schließen, so — — und der Offizier legt seine beiden Zeigfinger dicht nebeneinander.... Wie häufig habe ich diese Geste schon gefunden!... Ich solle einige Tage dreingeben, in ihrem Lager am Drin bleiben, dort drüben. — Danke: mich treibt's ins Hauptquartier vor. — Aber, wenn ich zurückkehre, soll ich sein Zeltgenosse sein. — Gewiß, gerne! au revoir! Gruß und Handschlag....

Bald stoßen wir auf das Truppenbiwak: da wo wir dem Drinstrom uns nähern. Dort liegt ein Bataillon, vor Hani ri, um abseits in den Seitenrinnen zerstreute Kulen zu visitieren und um die Straße längs dem Drin zu verbessern und zu verbreitern. Auch eine Brücke

über einen Drinzufluß zimmern die Soldaten aus Baumholz vom wuchernden Wald. Rechnende, raisonable Albaner lassen sich zum Frondienst werben und verdienen gerne seltenen Sold; unter scherzen-



Türkischer Train mit gefangenen Albanern als Führern.

dem Lachen und schreiendem Singen fliegen Erdschollen und Holzspäne. Die Verkehrsförderung kommt friedlichen Albanern zu gute... Der Militärtelegraph wächst ins Drintal hinein.

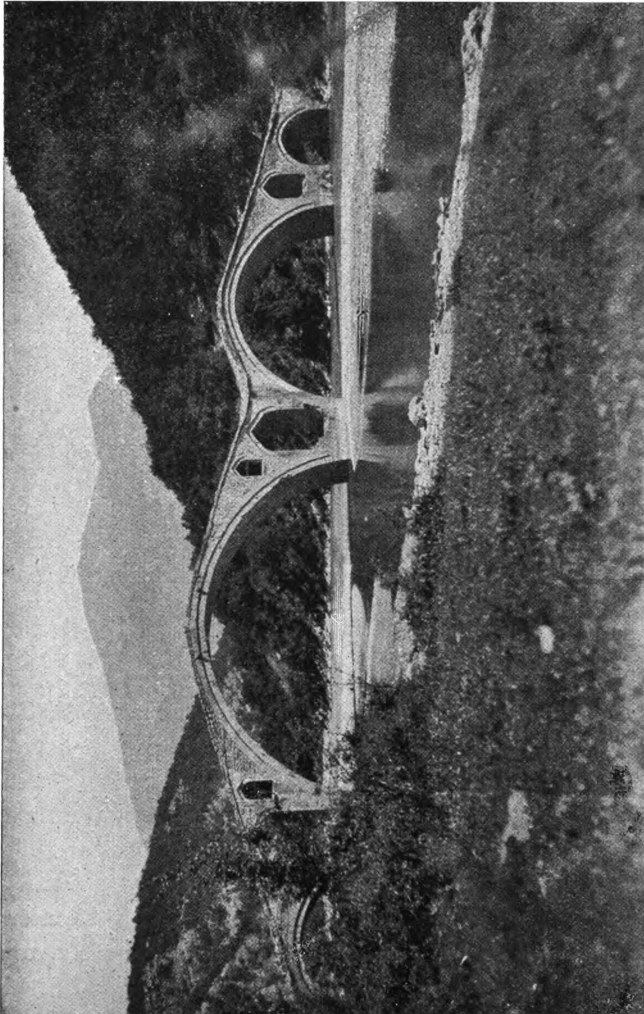
Hohe und jähe Hänge säumen drüben am nördlichen Ufer den Drinstrom ein, den Weißen Drin, der von Norden kommt, aus dem Metojabecken, von Ipek herunter. Enten stieben flatternd aus dem Schilf und Reiher steigen schwebend; aber der Albaner jagt nicht. Kaum daß er fischt. Dort steht einer im neckarbreiten Fluß und fängt Fische..... Schildkröten schleichen über den felsigen Pfad, der zwischen dem andrängenden Berg und dem rauschenden Drin eingeengt wird.

Steine über Steine.... Steine im Strom, der zu schäumenden Schnellen gezwungen wird und darum kein Floß noch Nachen duldet; und Steine auf der Straße, spitz und stumpf, und rund und eckig, lauter Steine des Anstoßes. Das biblische Bild bekommt in solchen Gegenden erst seine orientalische Bedeutung: .... „sie werden dich auf Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest!" Aber zehntausende Soldaten stoßen sich Schritt für Schritt, Mann für Mann über diesen Steinpfad, nimmermüd .... und die stürzenden Tragtiere des Trains .... stundenlang...

Vor der südlich kommenden Mündung des Ljumaflusses in den schwellenden Drin wölbt sich eine Steinbrücke über die Ljuma. Am Brückenkopf — proni sat, „trockener Bach" könnte jetzt im Sommer die wasserlose, kieselvolle Ljuma heißen — sperrt eine steinquadrige Kula mit Schießscharten den Uebergang; sie beherrscht das Ljumatal wie das Drintal — gleich einer Raubritterburg, die mit Zöllen und Zehnten den Bauern und Händler schindet. Das türkische Regime bricht jetzt diese trutzigen Feudalherrschaften.... Ziegen weiden im Frieden, mit jodelnden Hirtenknaben....

Zwei Kilometer später . . . ich mache staunend Halt und bewundere. Eine breite Brücke schwingt sich über den Drin, wieder aus Stein, stolz und kühn, leicht und zierlich, fest und sicher, in zwei etwa zwanzig Meter hohen, weitgespannten Bögen, die aus Quadersteinen aufsteigen und die in bequemen Treppen sich aufstufen. Das vielbewunderte Kunstwerk der Rialtobrücke zu Venedig muß weichen, mag verschwinden vor der grandiosen Grandezza dieses Doppelrialtos in dieser verschlossenen Welt. Das ist das größere Zwillingsbrüderpaar eines überflügelten Vaters. In Venedig mag die Wiege stehen; am Drin ist der Triumph groß geworden. Wohl unter venetianischem Einfluß: die Brücke stammt aus der Zeit des 15. Jahrhunderts, da Venedig an der adriatischen Küste geherrscht und von Skutari her landeinwärts gewirkt hat, durch diesen Karawanenweg der Venezianer und Ragusaner. Ura vezirit heißt die Brücke —

Vezierbrücke. Der Name verewigt die Kulturtat eines türkischen Veziers in dieser Architektur. Patriotischer Stolz läßt den General Schevket Torgud Pascha, wie wir auf dieses türkische Kunst- und Kulturwerk zu sprechen kommen, die selbstbewußten Worte prägen:



Die „Vezier-Brücke“ über den Drinstrom, aus dem 15. Jahrhundert, unter venezianischem Einfluss gebaut.

„Ja — wir Türken haben jetzt nur an die Arbeit unserer Altvordern in Albanien anzuknüpfen; niemand hat sonst je für dieses Land etwas geleistet.“

Zwei Brücken sind es sogar, die dort die Drinberge verbinden: ura cüpri — „die kleine Brücke“, und doch ein Doppelriese gegen

Rialto — und ura vezirit, die Vezierbrücke. Die erste vor dem Zusammenfluß des Weißen Drin aus dem Norden und des Schwarzen Drin aus dem Süden, und die zweite bald nach dieser Vereinigung. Ziegengehörn soll Drin heißen: so wächst er dort aus seinen beiden Stangen zusammen, und so strebt er von dort breit und breiter westwärts dem adriatischen Meer zu, nördlich das Land der Podrima lassend und südlich das der Zadrima. . . .

Mittendrin zwischen beiden Drinbrücken biwakiert wieder eine türkische Kompagnie mit Kanonen, bei Bruti, um die beiden Drinübergänge zu sichern — die einzigen Brückenwege auf der einzigen Straße von Prizren durch ganz Albanien bis nach Skutari. Diese „Straße" bleibt lange noch ein Saumpfad zwischen anwachsenden Felsen und abfallenden Schluchten. Hinter uns klettert eine berittene Albanerschar auf ihren gemsenraschen Pferdchen über die holprigen Treppen der ersten Brücke — hinauf und hinunter, und nochmals hinauf und hinunter — und jetzt bedrängt sie uns auf den Fersen und will vorbei und voraus. . . . . Unmöglich: Mann hinter Mann kann nur vorwärts kommen . . . . bis die zweite Brücke, einen Kilometer weiter, wieder Spielraum schafft, und die verwegen dreinschauenden Gesellen voranstürmen können . . . . wieder über die Brücke, auf und ab, auf und ab . . . im leuchtenden Sonnenschein ein blitzendes Bild von bunten Punkten und flatternden Tüchern . . . . und drüben hinein ins dunkle, bergende Waldesdickicht . . . . . verschwunden . . . Der Hufschlag verhallt. . .

Nicht allzulange. . . . Wie wir nachkommen, staut sich die hurtige Albanerkohorte vor einer den Engpaß sperrenden Truppenkolonne. . . Geschrei und Geschimpf, türkische Kommandoworte und albanische Beteuerung. . . . . . . Keine Partei versteht die Sprache der andern. Aber die Gesten sind klar: die fußwund marschierten Soldaten, die ohne einen Offizier sind, wollen den Albanern die Pferde wegnehmen. Schon droht Handgemenge und Gewalttat . . . . da erscheinen wir im Schauspiel. Der sprachgewandte Albaner Nicola übersetzt Forderung und Ablehnung hinüber und herüber, und auch Begründung; und mein türkischer Tschausch rettet die Gerechtigkeit der Militärregierung, indem er Verrechnung und Bezahlung vorschlägt, fällig im Hauptquartier auf Grund meines Zeugnisses. . . . Nein — bitten und beschwören die Albaner: schon zwei Wochen lang hätte eine andere Soldateska ihnen die Tiere entführt, gleichfalls ohne das zuvor versprochene Pachtgeld; jetzt hätten sie die Pferde endlich wieder zurückholen können und wollen sie sie heimwärts führen —

Schkodra zu — und jetzt sollen sie nochmals Gefahr laufen? . . . Und — wie sie hören, wohin mich der Weg führt — ich solle das dem General künden . . . . diese Ungerechtigkeit. . . . . Mein Sergeant erzwingt meinem Pferd Platz durch die murrenden müden Soldaten hindurch, die ins Gestrüpp der Hänge sich drängen — — — von der halbhöflichen Oeffnung profitieren sofort auch die albanischen Reiter hinter mir und brechen mit plötzlichem Ruck los, voran und vorwärts, und überrennen die überraschten und unschlüssigen Fußgänger — — schließlich machen auch diese gute Miene zum verlorenen Spiel. . . Einige Zigaretten noch und wir verabschieden uns: ich solle aber ja nichts von dem eben Erlebten melden; denn es sei strenger Befehl, alles der albanischen Bevölkerung bei Piaster und Para, mit Heller und Pfennig, zu bezahlen. . . . .

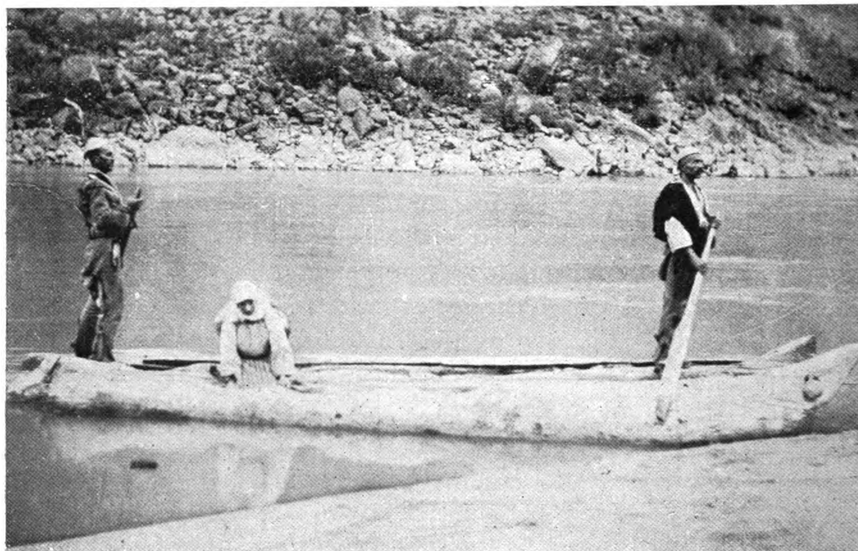
Bei der nächsten Lichtung erwartet mich die albanische Gemeinschaft und spricht gutgemeinte Dankesworte. Ich darf die ganze Schar sogar photographieren . . . zag und zögernd zwar. Unser türkischer Begleiter — der Pilger aus Mekka — aber tritt beiseite; er hält sich fromm an die Vorschrift des jüdisch begründeten Islam: „Du sollst dir kein Bildnis machen!“ — Amin!

Zwei elende Alten können sich vor Fieberfrost kaum im Holzsattel und im Strickbügel halten; ich gebe ihnen Chinin aus meiner Apotheke und ernte nochmalige Dankbezeugung . . . . und dann die Weggenossenschaft der ganzen Reiterhorde während zweier Tage — — eine gute Gelegenheit für Fragen und Kenntnisse. . . .

*

Das albanische Land des Primitiven hat trotzdem seine großen Kontraste: das giak der Blutrache und die bessa der Gastfreundschaft. So auch die modern-mutige Technik jener grandiosen Brückenarchitektur, und keine zwei Dutzend Kilometer weiter am Drin als zweites Mittel der Flußüberwindung — ein Indianerkanoe! Drüben im südamerikanischen Urwald von Brasilien bei den aussterbenden Indianern und hinten im tiefsten Zentralasien drin — dort treibt der gleiche plumpe Einbaum durchs Wasser, wie im europäischen Albanien — bei Spas über den Drin. Nur hinüber und herüber — nicht einmal stromab- oder aufwärts; also noch primitiver als in Asien und Amerika. Die Stromschnellen des Drins und die Steinmassen darin verbieten wohl noch eine „Schiffahrt“, selbst mit dem Kanoe; aber auch die bewußt gewollte Verschlossenheit der hinterwäldlerischen Albaner, die sogar eine Fähre vernichten kann, wo sie zwei Ufer verbinden soll. Bei Dusmani hat ein solcher urzeitlicher Baumtrog

zwei Stämmen die Nachbarschaft erleichtert, allzusehr erleichtert: Frauenraub und Blutfehde ist die Folge, und wie die Freundschaft geht die Fähre in Stücke, den Drinstrom hinunter, und eine Furt nur ermöglicht Uebergang und Ueberfall. Solange — bis beide Stämme



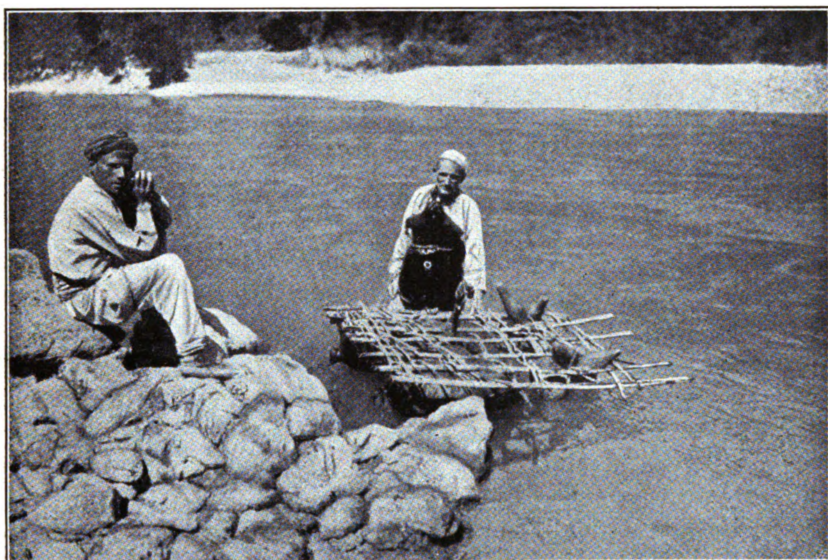
Albanisches Kanoe (Doppel-Einbaum) durch den Drin.

der störenden Stromtrennung so satt sind, daß ein albanischer Rat gleich einer feierlichen „Konferenz der Mächte" — mit dem ganzen Zeremoniell einer diplomatischen Konvention — eine Bessa für die Fähre beschwören läßt, den Schutz für einen notwendigen Weg.

Das Kanoe bei Spas ist gleich ein Doppeleinbaum, in welchem Pferde stehen zum Transport über den Drin. Je ein etwa zwei Meter langer Buchenstamm ist innen wie ein Backtrog hohl und außen roh behauen; ein Querbalken verbindet vorne wie hinten beide Einbäume. Ein albanischer Ferge stoßt ab und lenkt — ein moderner, europäischer Robinson — mit einem etwa einmetrigen, löffelförmigen Ruder, in der Diagonale der Strömung.

Das ferne Amerika der Indianer und das innere Zentralasien lebt — wie gesagt — in diesem Albanien, aber auch noch das alte Assyrien und das arabische Mesopotamien: im scherk des albanischen Ziegenschlauchs. Der wird mit dem Mund aufgeblasen wie ein Luftkissen — er ist hergestellt aus einer sorglich vom Kadaver abgezogenen Ziegenhaut, deren Enden an den Löchern der Extremitäten mit Bast

zugeschnürt werden. Ein solches „Luftkissen" eines Ziegenfelles bindet der Albaner sich vor die Brust und schwimmt mit diesem Gürtelluftballon über den Fluß. Entweder trägt er ein solches Fahrzeug bei sich und legt's nach Gebrauch wieder ausgepustet beisammen, schlägt's sich über die Schulter und wandert weiter; oder ein Fährmann vermietet an bestimmten Stellen solche Schwimmhäute, deren er auch einige unter ein viereckiges, etwa ein quadratmetriges Weidengeflecht bindet, um auf dieser Grundlage seinen Passagier hinüberzubefördern, ihn lenkend und leitend; nebenher stapfend, wo das Wasser seicht ist, oder mitschwimmend über den Tiefen.



Albanischer „Tscherk": aufgeblasene Ziegenfelle mit Weidengeflecht, um so den Fluss zu durchschwimmen.

Der Münchner Privatdozent Dr. Wirth schildert seine Schwimmfahrt also: „Man bindet mir zwei schersch vor und empfiehlt mir dringend, mich nicht zu rühren, bis ich den Ruf höre: Schwimmen! Der Ferge zieht sich nun auch aus, bindet sich einen Schlauch vor, nimmt die Kleider und das wenige Gepäck auf den Kopf, so zwar, daß ein Strick es an seiner Stirn festhält, bekreuzigt sich — und hinein! Sofort erfaßt uns der rasende Strudel. Der Ferge packt mich und wendet mich gegen die Strömung. Ich merke, wie er aus allen Kräften arbeitet. Einen Augenblick schaue ich um und erblicke seine vor Aufregung verzerrten Züge. Ich muß sagen, es ist auch für mich,

wenn ich von der Schlacht bei San Juan auf Kuba und einer nächtlichen Alpenfahrt bei den Kopfjägern Formosas absehe, der aufregenste Augenblick meines Lebens. Schon sind wir über die Mitte, und ich vermeine in Sicherheit zu sein, da ergreift uns ein Wirbel und dreht uns um. Wir schwanken auf und ab, nicht anders als auf dem wogenden Meere. Da ruft der mich beständig packende und lenkende Ferge mit gewaltiger Stimme: pie nott! (beginn zu schwimmen). Mit aller Anstrengung kämpfe ich mich gegen das Ufer. Immer noch werden wir mit großer Schnelligkeit abwärts getrieben. Aber wir gewinnen an Strecke. Beide getrennt. Da winkt eine Bucht mit ruhigerem Wasser. Schon bin ich nahe dem Lande und versuche Boden zu fassen. Umsonst. Der Fluß ist grundlos, wie er es gleich vom Gegenufer aus ist. Noch ein letztes Aufraffen jedoch, einige starke Schläge, und keuchend halten wir uns an einem vorspringenden Felsen. Ein Skipetar, der uns zugeschaut, steigt herunter und hilft: er drückt seine Verwunderung und Anerkennung aus und lädt mich ein, bei ihm zu nächtigen. Vorher fröstelnd, bin ich jetzt, obwohl der Strom recht kühl war, durch Anstrengung so warm geworden, daß ich noch vorziehe, mich vom Winde trocknen zu lassen. Darauf nimmt der Ferge, unter herzlichem Abschied, seine drei Ziegenfelle und wandert eilig, im Hemde, stromaufwärts. Wir verfolgen mit den Augen, wie er verschiedene Stellen versucht, sich anders entschließt, weiter aufwärts geht und endlich sich neuerdings dem brausenden Wirbel anvertraute: er treibt ungefähr zweieinhalbmal so weit den Fluß hinunter, als er breit ist. Wir sind zusammen vorher um seine vierfache Breite abwärts getrieben, so stark ist die Strömung."

Schon einmal habe ich das System dieser „Luftkissen" von Ziegenschläuchen gefunden: drüben im türkischen Irak, auf dem Euphrat und Tigris im Kelek,*) aber dort in Asien doch schon viel weiter entwickelt als im albanischen Europa: vom einzigen Schlauchfell bis zum großen Schlauchfloß vervollkommnet, das über vielen Dutzenden solcher Luftschläuche aufgebaut wird und schwere Lasten von zahlreichen Menschen und gestapelten Waren tragen kann. So hat Moltke in türkischen Diensten den Tigris überschritten: „ein Floß von 40 Schläuchen trägt ein schweres Geschütz mit 4—5 Mann,

*) Wirth vermutet auch sprachliche Zusammenhänge zwischen dem albanischen scherk am Drin, dem mesopotamischen kelek, dem griechischen Schlauch ασχυς dem hinterindischen sjachs und dem mitteldeutschen „Schelch" (im Fränkischen am Main); und er kombiniert „Fernwirkungen zwischen den Hängen Tibets und den Küsten der Adria" und dem deutschen Mainstrom.

die größeren Flöße von 80 Schläuchen nehmen 16 Mann Infanterie mit ihren Zelten auf." Dort — in Mesopotamien — ist diese Methode heimisch schon in Niniveh: schon auf Reliefs, welche die Taten des assyrischen Königs Assurnasirpal (880 vor Christus) vorstellen, durchschwimmen die Krieger mit aufgeblasenen Schläuchen den Euphrat und den Tigris. Und so kennt Herodot sowie Xenophon in seiner Anabasis diesen Transport in Asien, den in Europa heute Albanien in seiner allerursprünglichsten und primitivsten Einzelform praktiziert.

Nochmals am Drin treffe ich ein albanisches Kanoe auf den schaukelnden Wogen: beim Vau Spasi, unter dem Hani Spasi — bei der Furt unter der Herberge.

Dort rasten wir, wie der Abend über die Berge heraufdunkelt. 14 Stunden sind wir unterwegs gewesen; 12 Stunden davon im harten Sattel, über eine Strecke von 60 km. Im Transportschritt zumeist, bergauf und bergab, über Stock und Stein.

Meine Albaner schützen sich vor der rasch abkühlenden Nacht im Han, in der Herberge, gleich einer Alphütte. Da drinnen sammelt sich eine stinkige Stickluft, da der Albaner immer in seinen dreckigen Kleidern schläft und seine lumpigen Wollstücke selten wechselt: aller Schweiß und Dunst steckt drin — eine Brutstätte springender und hüpfender Gäste... Ich ziehe es vor, im Freien mich zu strecken, im Mantel eingewickelt; hart und kalt, aber luftig und reinlich; und über mir ringsum das reiche Zeltgewölbe funkelnder, strahlender Sternenpracht..... •

Der Boden unter mir tönt und trägt Kunde von nahenden Rossen herbei... Bald hallen auch die Felsen wieder vom Hufschlag eiliger Reiter..... Einige Gestalten tauchen aus dem Bergwald im Mondschein auf..... Fackellicht schafft Helle.... Zwei Offiziere springen vom Pferde, und eine Patrouille hält. Die beiden Generalstäbler sind's, die Prizren vor mir verlassen hatten und die ich unterwegs finden sollte; sie haben eine Streifung zum Goskatal unternommen und kehren zurück, um gleichfalls beim Hani Spasi zu nächtigen.

Ich — auf sie zu .... und ehe ich ein Wort spreche, begrüßt mich der eine Offizier — deutsch inmitten Albaniens: „Grüß Gott! — und Gott sei Dank!" Der Militärtelegraph hatte mich avisiert. Trotz unsrer Müdigkeit kommen wir noch in ein politisches Gespräch — deutsch in Albanien! Nedjib Bey — so heißt der Major — ist noch nie in Deutschland gewesen und spricht trotzdem ein geläufiges Deutsch.

Einmal hätte er schon nach Deutschland kommen können, in eine Garnison; aber seine Frau hat sich's nicht vorstellen können, wie sie, eine orthodoxe Türkin, in Europa entschleiert gehen müßte, und ohne Frau wollte er nicht in die Fremde. Sein Deutsch hat er in der Konstantinopler Kriegsschule gelernt; alles will jetzt Deutsch lernen. Die Anmeldungen können gar nicht alle berücksichtigt werden. „Baut deutsche Schulen in der Türkei, wie die Franzosen!" Was sind jetzt 12 deutsche Schulen in der ganzen Türkei gegen 600 französische Schulen! Die kluge Orientpolitik Napoleons und die emsige Energie klerikaler Orden hat sie geschaffen. So liest der Türke französische Zeitungen, d. h. unter anderem auch: Inserate und Prospekte französischer Firmen und Fabriken, und bestellt in Frankreich, was Deutschland liefern könnte und sollte.

„Baut deutsche Schulen in der Türkei!" Dieser Refrain hat mich unruhig schlafen lassen. Ich will nicht rasten, in Deutschland das Interesse für diese nationalpolitische wie handels-wirtschaftliche Notwendigkeit zu erregen und zu vermehren. *)

„Schafft deutsche Schulen in der Türkei!" Der Drinstrom rauscht und brandet .... und wälzt diese Mahnung mit der Melodie seiner Wellen in meine Träume.....

Deutschland, Deutschland über alles! ...

XI.

Tschafa und Kula.

s'ist noch Nacht — das Zündholz zeigt ½4 Uhr auf der Scheibe — da huschen schon weißhosige Gespenster aus dem Han und koppeln die wiehernden Pferde los ... füttern und satteln....

Körperwärmenden Kaffee reicht der albanische Handschi, von orientalischer Qualität und Quantität in kleinen Kännchen; noch trockenes Brot dazu, aus Kukuruz gebacken. Auch für die Reise muß das reichen: die „Konserven" des Serben aus Prizren entschachteln sich als schlecht und schwimmen im Drin, den Fischen zum Fraß. Sonst hat der Handschi nichts in seinem Kramladen, im Warenhaus des albanischen Westens — als Wolle und Stoffe, Salz

*) Ich darf den Erfolg anfügen, daß zur Zeit eine gutfundierte deutsch-türkische Schulvereinsorganisation in der Bildung begriffen ist, im Anschluß an die deutsche Reise der türkischen Studienkommission.

und Zucker, Tabak und Tee, Kaffee und Kannen, vom bergwandernden Händler hergeschleppt, auch Käs vom Schafhalter und Ziegenhirten, und hartes Maisbrot aus Kukuruz. Frisches Wasser spenden die Quellen. Diät ist gesund....

Beim Ausritt in die albanische Einsamkeit hat in Prizren der österreichische Konsul mir gewünscht: „Nicht zu viel Tschafas!" Ich frage, was das sei; und er meint, ich werde es schon selbst spüren. Also eine albanische Wanze vielleicht? oder ähnliches liebliches Getier in diesem albanischen Eldorado bluträcherischer Ungezieferzucht? Der Konsul lächelt und vertröstet mich auf meine eigenen Sinnen...

Wieder schlägt das fremde Wort an mein Ohr —— Tschafa —— der Kiradschi spricht es aus und drängt zum raschen Aufbruch wegen der Tschafas, die uns aufhalten werden.

Also etwas am Tag! — Der Kiradschi weist mit der Hand den Berg hinauf, zur Höhe, und spreizt zwei Finger, fährt am einen rauf und am andern runter und bezeichnet den Punkt über dem spitzen Winkel als Tschafa.

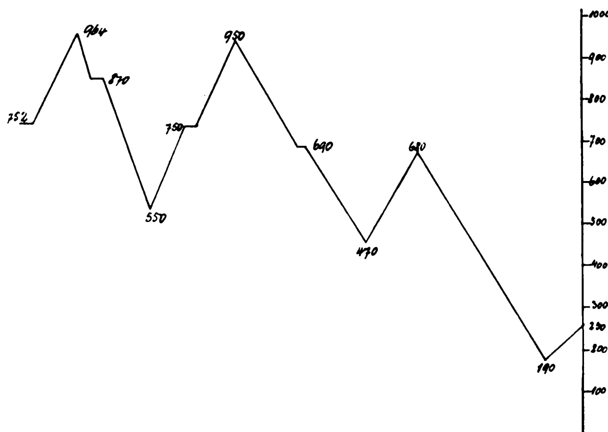
Richtig: der Weg steigt bald so steil an wie der Schenkel des Dreiecks der beiden gespreizten Finger .... schweißfordernd .... Kaum ist das Pferd dampfend den Gemspfad hinaufgekeucht und man will sich gerade nach dem Rezept Eulenspiegels der gewonnenen Steige freuen, triumphieren über das gebeugte Genick des Bergherrn, dem man den Fuß in den Nacken zu setzen wähnt —— da fällt auch schon sofort der Pfad wieder abwärts, weiter abwärts ..... und drüben droht schon wieder ein höher gewachsener Bergriese .... und weiter wieder einer, wieder höher .... und der albanische Rübezahl lacht im Echo sich schüttelnder Wälder und tanzender Steine, daß das dumme, kecke Menschenkind seinen Nacken bezwingen will.

Tschafa heißt der Nacken — des Berges: gleich einer Nackenrinne überqueren die albanischen Paßpfade die Berge, wohl aus strategischen Gründen gegenseitiger Sicherheit. Man glaubt, sie zu beugen, und man wird gebogen.

Die Karte des Generalstabs verspricht uns heute zwischen Spas und Puku folgende fallende und sich steigernde Genüsse: von Spas 256 m hoch, zunächst herunter bis 190 m, dann zu ersten Tschafa (Mel pels) 680 m hoch; wieder herunter auf 470 m und wieder hinauf bis zur kurz zuvor verlassenen Höhe von nochmals 690 m und weiter bis zur Tschafa Malit 950 m hinauf; wieder abwärts auf 750 m und nochmals abwärts auf 550 m; und wieder hinauf bis 870 m und über

die Tschafa Rapja weiter bis 964 m; und schließlich doch nochmal herunter bis 752 m nach Puku.

Etwa so im Schema:



Wo so die Natur in stolzen Sprüngen weit ausschreitet, da klettern wir kleine Menschen mühselig nach. . . .

A eje bur i fort? A keni mujit? Bist du ein starker Mann? Hast du's gekonnt? So grüßt den Aufklimmenden und Ankeuchenden der albanische Hirte auf der Alm. Po, Kadal, Kadal! Ja, aber langsam! gesteht der Gegengruß. Und: a eje bur! Du bist ein starker Mann! bestätigt die Anerkennung. Der Tabak zur Zigarette wird getauscht, und der Albaner, der heruntersteigt, also weniger strapaziert ist, kommt dem heraufsteigenden müderen Wanderer entgegen, indem er ihm die Zigarette wickelt, klebt und reicht. Dann wird gerastet und geplaudert . . . . just jetzt von den Taten der türkischen Truppen.

Das Kommando zieht zwei ganze Divisionen allein über diese Tschafa-Spitzen hinauf und hinab und hindurch: 23 Bataillone, 2 Züge Kavallerie, 2 Gebirgsbatterien und 3 Maschinengewehrabteilungen hinter einander her — etwa 20 000 Mann; dazu die Pferde, denen auf den engen Steigen die Kanonen abgenommen werden müssen. Die Soldaten selbst packen zu und tragen die Geschütze hinauf, die Maschinengewehre über den Schultern und die Kanonenrohre auf raschgefertigten Holzbahren . . . . . . Klettern die Pferde wie Gemsen und Ziegen und stürzen doch jäh ab, so kleben diese maschinenbeschwerten Menschen in ihren Tschariks, ihren rindsledernen Sandalen und mit ihren Wickelgamaschen — unsre Schuhe und Stiefel können da nicht mit — gleich Katzen zwischen dem rollen-

den Steinschlag .... und kommen hinan und hinauf ... Hurrah! Merhaba asker! Bravo, Soldaten!

Bei Arni ist's, im Herz der Arnauten, im Zentrum albanischer Schwierigkeiten: wo die Redifs aus Kleinasien, schlanke Lasen aus Samsun, fünfzigjährige Reservisten, acht Stunden marschiert sind und auf den verschanzten Feind stoßen, der droben in deckenden Steinnestern sitzt — — da nehmen die Kerle das Feuer auf und treffen und stürmen in nimmermüder Bravour die kugelspeienden Spitzen; und liegen sie selbst im Feuer, da zielen sie in unerschütterlicher Ruhe, die Zigarette rauchend und eine nationale Melodie summend. „Glauben Sie jetzt" — so fragt mich in solcher Erinnerung der türkische Generalissimus — „daß nach solchen Schwierigkeiten und Strapazen der Engpaß der griechischen Thermopylen für unsere Truppen nur einen Spaziergang bedeutet?"

Merhaba asker! Heil dem Krieger!

* * *

Die Staffage der Landschaft?

Erst von Spas aus über Granitblöcke .... in Eichenwaldungen hinein... Großes Farrkraut grünt und hoher Wacholder wuchert, mit Beeren so groß wie Kirschen.... Im Flußtal der Goska folgen dann wirkliche Kirschbäume und ganze Nußwälder.... Später auch Tabakland, mit jenem Berieselungssystem einer primitiven Drainage: in den Leitungen ausgehöhlter Bäume, die das felsquellende Wasser den fruchtbringenden Feldern zuführen.... Höher hinauf dann Fichten und Tannen, alt und reich.... Talwärts wieder Edelkastanien und glänzende Birken.... Schließlich Linden, so dickrund und so ehrwürdig, wie bei uns nur jene „Dorflinden" es sind, die als Seltenheiten gepflegt und gezeigt werden. Hier aber weiten sie sich hundertweis ... mehr als hundertweis; und schenken willkommene Schattenkühlung in diesen sonndurchkochten Strapazen.

Uralt sind diese selten starken Bäume, und Urwald ist jenes wilde Dickicht, voll fallender und faulender Stämme. Niemand gehört der Wald und allen; gemeinsam holen die Albaner, was sie brauchen, und wie sie's wollen. Mit ihren Hackmessern hauen sie grünende Zweige ab, soweit sie in den Aesten klettern können, um das Laub als Viehfutter für den Winter fortzutragen. Jetzt im Sommer nagen die Ziegen selbst die frischen Schößlinge ab. Oder: ein bequemer Waldbrand, rascher oft angelegt als wieder gelöscht, schafft Platz für Viehweiden und für Ackerland. Beiderlei Bauernarbeit ist so ärmlich als möglich: kleines Kroppzeug, alte Kühe wie bei uns kleine

Kälber, keine Pflege und wenig Nahrung — so degeneriert die Rasse. Keine Ställe, also auch keine Düngung für die Felder. Der Pflug — ein doppelter Holzbalken; die Egge — ein steinbeschwertes Weidengeflecht; die Dreschmaschine — ein stampfendes Pferd — — so bleibt auch der fleißige, arme Albaner ein primitiver Robinson — oder gar ein prähistorisches, neolithisches Menschenskind — in seiner Weltverschlagenheit; und erfinderisch wie Robinson. Das zeigt die Wasserturbine, die wir da treffen: ein rohgezimmertes Rad, das ein stürzender Bach als Miniatur-Mühle treibt.

„Der Bach der neunundneunzig Furten" — so wird von meinem albanischen Pfadfinder das Wasserriß genannt, das wir nach der Tschafa Malit durchreiten, in ewig sich wiederholenden Windungen und Gabelungen. Auch diese hundertflüssigen Windungen haben die marschierenden Truppen zu überwinden und zu durchwaten.

Jenseits der Tschafa hat körniger Granit überwogen, diesseits spaltiger Schiefer, mit weichen Formen und grotesken Figuren: ein Kamel springt aus der Steinformation heraus, und später eine Sphinx. Unsre Albaner freuen sich, allerlei Profile zu finden, und scherzen... Nur, wie ich später grüne Steinplatten untersuche und gar einige Proben mitnehme — Malachitstücke, welche weithin Kupfererz anzeigen — da werden sie mißtrauisch und schauen scheel: also doch ein Fremder — trotz dem täuschenden Türkenfez —, der Bodenschätze sucht und wegschleppen will. Aber Allah duldet doch keine Bergwerke — Allah hat der Erde Gold und Silber und Edelsteine anvertraut — und dort sollen sie bleiben im Land, gleich verwunschenen Schätzen... Maschallah!

Nochmals werden sie unbehaglich — die abergläubischen Albaner. Beim Han zur Mittagsrast, wieder beim Kaffeeschlürfen und Brotkauen. Einer unserer Offiziere läßt sich von seiner Ordonnanz Reitweh und Bergweh aus den durchschüttelten Knochen massieren. Ich nehme ein Sonnenbad und halte Siesta auf meinem Luftkissen. Schon dieses europäische Instrument erregt Kopfschütteln — aber noch anerkennendes. Ablehnung soll es erst bedeuten, als ich einige fürwitzige Albaner in meinen Photographieapparat durch die Mattscheibe schauen lasse und sie so ihre Genossen auf dem Kopf gehen sehen. Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Keiner der ganzen Gesellschaft ist mehr auf die Platte zu bringen. Doch kann ich in der allgemeinen Aufregung unbemerkt ein scheu vorüberhuschendes albanisches Mädchen drankriegen, ohne daß sie es merkt mit ihren zu Boden gekehrten Blicken, noch einer der Männer — weißgeklei-

det fast wie ein Mann — zum Unterschied von den buntfarbigen Frauen — ist sie das einzige hübsche Mädchen, das ich in Albanien sehen sollte, neben einer einzigen schönen albanischen Frau.

* * *

Der Abend steigt mit uns die letzte Tschafa hinauf .... und die Alpen ringsum zünden an der scheidenden Sonne ihre flammenden Feuer an .... und glänzen und glühen in majestätischem Purpur — — Anbetung heischend und Andacht bringend: „O Täler weit, o Höhen!..



Albanisches (muhammedanisches) Mädchen im Dukadzin.

Andächt'ger Aufenthalt!“... In weiterer Ferne die firnigen Gletscher der nordalbanischen Alpen, der Bjeschkat nalta, mit ihren über 3000 m ragenden Graten und kalkigen Kuppen, und näher her das steinerne Meer der Prokletija, das „verfluchte Gebirge“ des kahlen Karstes, mit gezahnten Zacken, in phantastischen Formen...

Dort hindurch sucht gleichfalls eine türkische Division ihren schwierigen Weg — von Ipek her an der montenegrinischen Grenze hin und südwärts auf Skutari zu... Wir selbst kommen in Puku an, einem albanischen Ort auf einem Hochplateau, mit einem Truppendetachement, 752 m hoch, einsam gelegen, da wo einst eine römische Garnison sich angesiedelt hat. 15 Stunden lang sind wir wieder unter-

wegs gewesen, davon 11 Stunden im Sattel, für 44 km Landkarte, über aufhaltende Tschafas.

Meine Albaner legen sich wieder in den Han. Die Offiziere laden mich zu ihrem in Puku kommandierenden Kameraden ein, einem Hauptmann, der zugleich als Kaimakam, als Schultheiß und Landrat fungiert — gemäß dem jungtürkischen Prinzip, wichtige Verwaltungsposten durch zuverlässige Militärs zu sichern. Der Offizier haust in einer albanischen Kula: in einem steinernen, kahlen Raum, der nichts hat als ein Feldbett und eine Kiste als Amtstisch, und an der Wand gute Waffen und eine qualmende Fackel; zwei Soldaten als Wache davor. Der Hauptmann schickt Boten aus und läßt eine Kula für uns räumen; eine Viertelstunde von seinem Quartier entfernt. Die Kulen sind vielfach auf Schußweite von einander getrennt und so vor einander bewahrt.

Diese Kula ist ein quadratisches, massives Steinhaus, hinter einer hohen cyklopischen Quadermauer. Eine Treppe führt außerhalb des Wohnhauses bis in den ersten Stock und dort erst treten wir durch eine schmale Pforte ein. Durch einen engen Gang, der gerade eine Person durchlassen kann, geht's bis in den Hauptraum: der ist pechschwarz, vom schwärenden Ruß des auf einem Stein liegenden Kienspans und der in einer Ecke eingemauerten Kaminfeuerstätte. Fenster gibt es keine, nur in der Höhe Luken gleich Schießscharten, mit dicken Holzblöcken verschlossen. Möbel gibt es keine: alles erledigt sich auf dem ebenen Boden — das Schlafen auf etwas Laub unter einem Teppich, und das Essen mit gekreuzten Beinen kauernd. Ein Glas Milch können wir noch bekommen. Wir legen uns in den Kleidern je in die vier Ecken auf den Erdboden: die zwei Generalstäbler, ich und mein Nicola. Der Türke ist „demokratisch", auch der Offizier: er läßt den Diener im gleichen Raum.

Gedschenis hair olsun! Gute Nacht! Das ist gleich gesagt und gut gemeint, und unsre müden Körper stört auch nicht das harte Lager des steinernen Estrichs noch die dicke Luft der verrammten Zelle — einem Gefängnis gleicht sie. Auch die Schnarchtöne meiner drei Genossen könnte ich noch ertragen — — aber nicht, was da kreucht und fleucht, und summt und surrt, und juckt und kratzt, und beißt und saugt .... gierig, endlich einmal einen „europäischen" Körper „genießen" zu können; auch nicht gehindert durch die breite Streu meines Insektenpulvers rings um mich. Der orientalische Leib ist durch jahrhundertlange Infizierung jetzt immun gegen Parasiten: meine Türken und mein Albaner spüren nichts und träumen süß ...

während ich „Blutschuld“ zahle — ein hilfloser giaksur! Flöhe und Läuse und Wanzen — und was weiß ich noch für Geziefer — dringen durch jede denkbare Oeffnung meiner möglichst geschlossenen Kleider mir an den Leib . . . . . und drehen und wenden mich — — so belebt und so lebendig komme ich mir allmählich vor wie — — ein madiger, läufiger Käsekörper Albaniens. . . . Und keine Rettung . . . . . bis der Tag graut. . . .

Der Albaner aber besingt solche „Fliegen“ im Liebeslied:

Kommt, Genossen, laßt uns gehen,
denn um uns ist es geschehen.
Als das Vögelchen gekommen,
hat's uns den Verstand genommen.
Möcht' ich doch zur Fliege werden,
überall zu sein auf Erden,
rings im Hof umherzufliegen,
auf dem Dache mich zu schmiegen,
in den Busen ihr zu kriechen,
ihn zu beißen, ihn zu färben,
o, dann würd' ich willig sterben!

In solch schlafloser Nacht kann Lucian's Lobrede auf die Fliege und die griechische Mythologie erscheinen. Ein schwarzlockiges Mädchen Myja verliebt sich in den schönen, ewig schlummernden Hirten Endymion und umschwärmt ihn mit kosendem Singsang in seiner Grotte. Darob ergrimmt Endymions Geliebte, die Mondgöttin Selene, in grollender Eifersucht und verwandelt das neckische Kind in das sechsbeinige Scheusal der „Fliege“: so soll sie summen und surren!

Ihre albanische Schwester Myja ist aber bluträcherischer: sie dürstet darnach, „uns zu beißen, uns zu färben. . . . .“

So kommt die Nacht heran — o ging' sie wieder!

XII.

Braut und Frau — Liebe und Ehe.

Anderntags geht's wieder auf schluchtnahen Schleichpfaden erst über karstige Berge, dann langsam talabwärts dem Drin zu. Der ist seit Spas mit einem eckig gebogenen und nördlich gestreckten Knie dem Gebirge ausgewichen, so daß er etwa die Richtung der beiden Schenkel eines gleichwinkligen Dreiecks umläuft, dessen Grundlinie wir gerade durchqueren — in den Nackenkämmen der Berge, um

dann noch parallel mit dem Drin uns vorzuschieben und schließlich sein Deltageröll wieder zu erreichen, Skutari zu.

Drüben bei Spas und hier bei Puku steht je eine Kalaja Lek Dukadzinit: Ruinen von Festungen von Lek Dukadzin — von Alexander Dukadzin, einem albanischen Feudalherrn aus dem 15. Jahrhundert, der — nach dem großen Skanderbeg — der berühmteste und bekannteste Held der albanischen Kriegsgeschichte geworden und geblieben ist, dank seinen zähen Kämpfen, die er den türkischen Feldzügen entgegengeworfen hat. Saxa loquuntur! Ruinen sind heute seine Forts; aber der Geist seines Sinnes und seiner Zeit atmet heute noch in seinem Volk. Die albanische Sage sieht Mark Dukadzin (seinen Bruder) in der Kirche von Dutschani: dort soll er heute noch hausen mit einem Bart, der bis in den Boden gewachsen ist — im albanischen Kyffhäuserschlaf. Und der Kanun Lek Dukadzinit gilt heute noch im albanischen Gebirge von Spas bis Puku und südlich bis Oroschi, als kanonisches Recht, als ἄγραφος νόμος des albanischen Solon, als ungeschriebenes Gesetz, geheiligt und gehalten durch treue Gewohnheit — in Blutrache und Brautraub, in Liebe und Ehe .... durch der Jahrhunderte Würde....

Da weckt heute der türkischen Trompeten Ton den albanischen Barbarossa aus seinem tiefen Traum — aber nicht zur Erfüllung, sondern zum letzten Ende albanischer Wünsche und Ziele. Und Lek Dukadzin's Kanon-Gesetz schwindet dahin und seine Burgen fallen zu Staub wie einst die Mauern der Bewaffneten von Jericho....

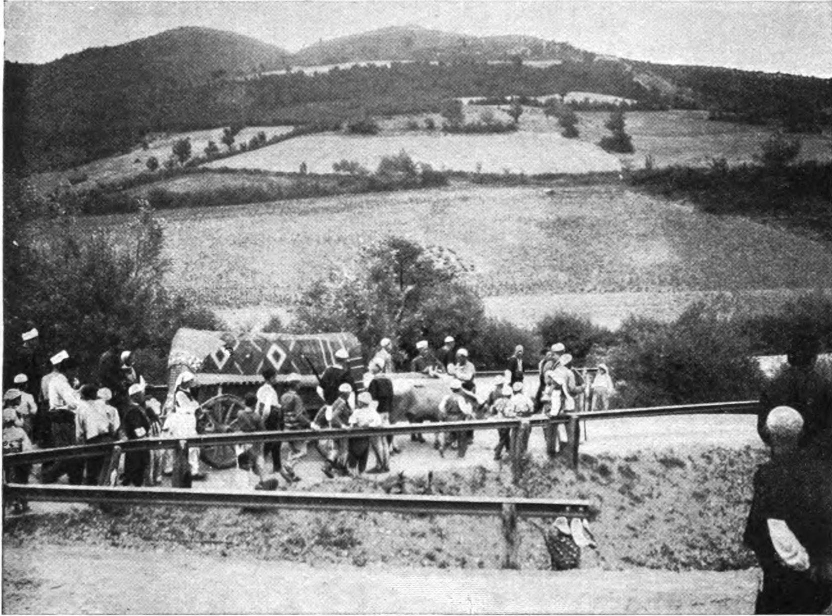
Das zeigt der Hochzeitszug, dem wir begegnen.

Ich hatte gehört, das sei in Albanien ein jubelndes Schauspiel, gleich einer Fantasia in Marokko: reichgesattelte, lustig tänzelnde Rosse und waffenschwingende, kugelnknallende Reiter. Das kleine Käppi nochmals so keck über's Ohr gerückt, und im koketten Galopp stolz paradierend. Vorne eine blutrote Fahne, mit Koranversen in Goldfaden bestickt; dann eine Kiste mit handgesponnenem Linnen drin und mit buntgewebten Teppichen drauf, von geschmückten Pferden getragen. Dann die glückliche Braut selbst, im Wagen von Ochsen gezogen; ringsum schreiende und schießende Albaner. Von Dorf zu Dorf, von Kula zu Kula mit widerhallendem Patronengeknatter grüßend und begrüßt.

So soll's sein und so war's auch — noch vor wenigen Wochen. Doch heute — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

Das Arrangement des bräutlichen Zugs ist gleich geblieben: Gäste und Wagen und Pferde. Aber träge trotten die Tiere, und still

und schlapp hängen die Reiter droben, vornüber gebückt, wie in verhaltener Scham. Die Gewehre fehlen ihnen, und mit ihnen ist den Albanern auch der drin verschlossene Stolz und Frohmut entzogen und genommen worden, wie der Lebensnerv ihrer Eigenart.



Albanischer Hochzeitszug in der freien Ebene:
Die Braut neben dem Wagen der Aussteuer.

Nicht mehr muß nach einer solchen Schießerei, die auch die Blutrache des verschmähten Bräutigams am glücklicheren Rivalen vollziehen kann, die allzurasch verwitwete Braut klagen:*)

In der Brautnacht, welch' ein Leid!
Warst dem Tode du geweiht,
drang der Schuß durchs Oberkleid.
Ihr Verwandten alle, klaget,
daß der Tod den Liebling nahm.
Ich, die Fremde, voller Gram
scheide heut', die gestern kam.
Gestern schon geschmückt, fürwahr,
heut' mit aufgelöstem Haar.

*) Aus dem Albanischen ins Deutsche übertragen von O. L. B. Wolff bei G. von Hahn, a. a. O. II. 123 ff.; ebenso die folgenden Poesien, während die späteren, metrisch-wörtlichen Uebersetzungen von Franz Sättler-Prag (a. a. O.) stammen.

„Gestern noch auf stolzen Rossen — heute durch die Brust geschossen“ — — das kann das Geschick eines albanischen Hochzeiters und Liebhabers sein — im bisherigen alten Regime; und er kann der Mutter kaum die Kunde des albanischen Liedes schicken:

Jenseits von Kjabeses Brücke
fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
die zwei Ochsen zu verwerten
und das Geld dafür zu geben
meiner Liebsten, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quälet —
Sagt, ich hätte mich vermählet.
Wenn sie fragt, wer meine Lust? —
Sprecht: drei Kugeln in die Brust,
sechs in meine Arm' und Beine!
Fragt sie dann, wer zum Vereine
sei des Hochzeitsmahls gekommen? —
Sagt: die Krähen und die Raben
kamen als Verwandte, haben
alles fressend fortgenommen!

In der Aera des alten Regimes der Anarchie. Heute will die militärtürkische Energie Recht und Gesetz, Ordnung und Schutz auch in diese Berge und Täler tragen, mit dem Zwang der Gewalt und wider den Willen albanischer Eigenliebe...

Der stützende Bergstock und der schützende Sonnenschirm muß den waffenberaubten Albanern jetzt genügen..... Traurig und gedrückt schleicht der Hochzeitszug dahin — — an uns vorbei: manch ein Auge guckt ingrimmig und zuckt blitzartig zu unserer türkischen Truppe herüber, aber das Haupt duckt sich demütig und die Hand grüßt in untertänigem Selam. Allahrasollah!

*

Wir reiten weiter und plaudern über albanische Mädchen und Frauen, Liebe und Ehe.... Was ich aus unsrer albanischen und türkischen Weggenossenschaft heraushöre, und was sich nach Gauen und Gegenden verschieden entwickeln kann, läßt sich im Wesentlichen etwa so zum Typischen formulieren:

Zunächst das Liebeslied eines Mädchens:

Ibrahim, großer Pascha, mein Herr,
wer hat dir Böses von mir hinterbracht?
Nimm doch nicht solche Verleumdungen über mich an.
Dich habe ich geliebt und dich liebe ich!

Wehe, Knabe, ich gehe zugrunde durch dich,
da du mir deinen Mund entziehst, du sehr Schlimmer!
Nach Belieben, Knabe, betrachte mit den Augen
die zarte Gestalt, gleich der Zypresse!

Deine Lippen sind Myrtenblüten!
Möge Gott dir verzeihen!
Entweder töte mich oder gib mir ein Heilmittel!

Ein solches „Heilmittel" kann der Brautraub sein: der junge Mann entführt das Mädchen, kann aber allerdings dadurch blutschuldig werden; sicherlich dann, wenn das Mädchen bereits mit einem andern Mann verlobt ist.

In der Wiege schon werden sich Kinder versprochen durch Austausch von Münzen zwischen zwei Familien, und im Heranwachsen werden Knaben und Mädchen dann förmlich verlobt durch den Wechsel von Ringen. Die Jungfrau, die dann doch den so für sie gewählten Bräutigam zurückzuweisen wagt, muss jene verdzin werden — besser: bleiben —, deren Amazonenpflichten schon geschildert worden sind; sonst lädt sie Blutrache auf ihr Haus.*)



Frauen und Kinder der Hotti,
in der Mitte eine „Amazone" in Mannestracht.

Das Wiegenwort muss auch ganz ungleiche Paare binden. So stellt ein mir übergebenes amtliches türkisches Dokument von

---

*) Ingenieur Steinmetz-Sarajevo erzählt folgendes albanische Beispiel: Ein Nikaj ist mit einem Soschi-Mädchen verlobt, doch kurz vor der Hochzeit entflieht die Braut zu ihrer in Schala verheirateten Schwester. Ihr Bruder befindet sich nun

Galib Pascha, früher Vali in Kossovo, als eine Satzung des Lek Dukadzin fest: „Es gilt bei den Stämmen als eine große Schande, wenn eine Witwe mit einem Manne ausserhalb ihres Stammes sich verheiraten würde; deshalb wird einer Witwe niemals erlaubt, aus dem Hause zu gehen, doch wird ihr Lebensunterhalt von den Stammesgenossen ihres verstorbenen Mannes in der Weise geregelt, dass ihr außer freier Unterkunft und ausser Lebensmitteln auch eine grosse Aufmerksamkeit geleistet wird; wenn der Verstorbene einen ledigen oder verwitweten Bruder oder Vetter hat, in welchem Alter er auch stehen mag, ob im greisen Alter oder noch in der Wiege, so wird sie diesem sofort verehelicht. So kommt es sehr häufig vor, dass eine Witwe, die zwar noch in dem jugendlichen Alter von etwa dreißig Jahren steht, ihren zukünftigen Mann als einen Knaben von zwei Jahren gross zieht, vor seiner Wiege Schlafliedchen singend, wie wenn er ihr eigenes Kind wäre. Bis das Kind aber so gross geworden ist, dass man ihn als Mann titulieren kann, ist sie natürlich schon ein altes Weib; aber, wenn sie auch noch so lange Zeit in äußerster Geduld warten musste, so ist ihr es doch am Ende herzlich willkommen, einen frischen jungen Mann als Gatten umarmen zu können. Aber für den armen jungen Mann gibt es wahrscheinlich keine schmerzhaftere Höllenqual mehr, als seine frische Jugend in den Armen solch einer Hexe zu verbringen. Nicht selten kommt auch der umgekehrte Fall vor, daß eine blühende junge Witwe einen schon ziemlich bejahrten Mann heiraten muss, was gewiß auch für sie kein Leckerbissen ist."

So diese amtliche Aufzeichnung des Generalgouverneurs in Albanien.

So erklärt sich auch ein albanisches Lied wie diese Klage der jungen Frau eines kindischen Greises:

Ich Aermste, die kein Glück ich hab',
Ich Aermste, die kein Glück ich hab'!

---

als Familienoberhaupt in einer sehr unangenehmen Lage: der Bräutigam fordert die Braut, und die Nichteinhaltung des Eheversprechens hat die Blutrache zur Folge. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, ergreift er die verheiratete Schwester aus Schala, die zum Besuche ihrer Familie gekommen war, und führt sie kurzerhand dem Nikaj an Stelle der entflohenen jüngeren Schwester zu. Dieser ist damit zufrieden, hat er doch weder die eine noch die andere früher je gesehen. Die Angelegenheit scheint damit erledigt. Doch später entflieht die Frau wieder zu ihrem ersten Manne, und der Nikaj wird bei dem Versuche, sie zurückzuholen, von dem Schala erschossen.

Ich werfe die Fenstergitter hinaus,
  Ich Aermste, die kein Glück ich hab'!
Sie freiten mir einen Alten, o Graus!
  Ich Aermste, die kein Glück ich hab'!
Einen Greis, so klein wie ein Kind an der Brust,
  Ich Aermste, die kein Glück ich hab'!
Einen Mann, wie ein Krümchen, mir zum Verdruß,
  Ich Aermste, die kein Glück ich hab'!

Und auch das Locklied eines Jünglings an eine solche unglückliche Frau:

Warum kommst du nicht heraus zu den Genossinnen?
Sumbulo, du rote Pflaume!
Töte doch deinen kranken Mann!
Sumbulo, du rote Pflaume!
Daß er sterbe und ich dich heiraten kann!
Sumbulo, du rote Pflaume!
Dich will ich mit lauter Silber schmücken!
Sumbulo, du rote Pflaume!
O du, dich mit lauter Silber!
Sumbulo, du rote Pflaume!
Heraus, du! nicht hast du Mühe,
Denn du hast keinen leidenschaftlichen Mann!

Und schließlich auch das heimliche Zwiegespräch solcher Verschwörung:

Genosse, wo weilt mein Lieb?
Bei einem April-Veilchen,
dort, wo ich sie in Gedanken nicht vermutete.
Deine Lippen sind Rosen,
der Hals wie ein Lampenschimmer,
unbezahlbar deine Brüste
weder mit der Bank von Egypten*)
noch mit Edelsteinen:
das Auge ist 300 Napoleon wert.

O du Lamm, weiß wie ein Stern!
weißes Lamm der Herde!
Dir gebührt ein goldener Sitz:
möge der Mann sterben, den du hast!
„Laß ihn sterben, ich mag ihn nicht.
Er ist für mich ein Krüppel.
Ich will mir einen wackern Mann nehmen,
um mich mit ihm zu vergnügen!"

*) Gemeint ist die Bank in Alexandria, von deren Schätzen im albanischen Volke die übertriebensten Vorstellungen herrschen.

Da legt sich der Ehebruch nahe — sehr häufig. Nur daß die Blutschuld bei einigen katholischen Stämmen eine eigene Ausnahme kennt: der Blutfreund, der pobratim, der mit seinem Freund einige Tropfen Blut getauscht und getrunken hat, kann auch dessen Ehefrau genießen, ohne der Blutrache zu verfallen. Blutsfreunde stehen unter dem Schutz des heiligen Johannes!

Neben dem Wiegenverspruch bleibt der Brautkauf bestehen. Das Mädchen wird auf 20 bis 400 Mark „geschätzt", gewogen und gewertet. Diese Geldgabe des bräutlichen Käufers begründet seine grenzenlose Allgewalt über das unterwürfig-gehorsame Weib.

Die Alleinherrschaft des männlichen Geschlechts drückt sich auch im Erbrecht aus. Davon gibt jener türkische Kommentar des albanischen Lek Dukadzin folgende Kunde: „Obgleich die Frauen im Frieden sowie in ihrer Verborgenheit in den Burgen auch im Kriegsfall durch das Laden der Gewehre für ihre Männer tätig sind, so sind sie dennoch durchaus nicht erbberechtigt, weil die Männer allein die Beschützer der Ehre und Würde der Familie sind, weshalb auch die ganze Hinterlassenschaft an die männlichen Nachkommen übergeht, wenn das Kind auch noch so jung und unmündig ist".

Das Männliche hat die All- und Alleinherrschaft, schon im Knaben*) und Kind. Es gibt Stämme und Zeiten, wo die Braut erst zur Trauung hat gehen dürfen, wenn sie zuvor einen Sohn geboren hat.**) Die Witwe, die keinen Knaben hat, kann dem Bruder des

---

*) Der österreichische Generalkonsul Dr. G. von Hahn hat in Albanien auch die Knabenliebe konstatiert: in der dorischen Form, „genau so, wie sie uns die Alten darstellen": „Die Knabenliebe scheint mir dort so allgemein und so innig mit dem ganzen Leben verwachsen, daß ich von der anfänglichen Vermutung, als wäre sie mit dem Islam dort eingewandert, zurückgekommen bin." Und der albanische Gege selbst erzählt: „Die Empfänglichkeit für die Knabenliebe stellt sich gewöhnlich gegen das 16. Jahr ein und dauert drei, vier, fünf und mehrere Jahre. Die Knaben aber werden etwa vom 12. Jahre an geliebt, und mit dem 16. oder 17. verlassen. Dann verwandelt sich die Liebe aber nicht selten in Haß; der Liebhaber denkt nur noch an das, was er durch die Schuld des Geliebten erduldet hat, und sinnt auf Rache, die bis zum Morde, häufiger zur Schändung führt. Selten füllt jedoch nur eine Neigung den erwähnten Zeitraum, und man kann annehmen, daß jeder junge Mann bis zu seiner Verheiratung zwei- oder dreimal den Gegenstand seiner Neigung wechsle. Mit der Verheiratung kommt aber diese romantische Lebensperiode in der Regel zum Abschluß."

**) Etwas ähnliches wird aus dem katholischen und österreichischen Bosnien berichtet (von Norbert Jacques): Ist die Vielweiberei unter den Moslemin

Verstorbenen verehelicht werden, auch wenn er schon verheiratet ist; so entsteht — bei katholischen wie bei muhammedanischen Stämmen — der Harem der Polygamie, nur um dem Namen eine männliche Nachkommenschaft zu schaffen; oder auch die Kalamität des Konkubinats, um die Schande der Kinderlosigkeit zu vermeiden.



Malsorinnen mit Wasserfaß und Handspindel.

Das Weib, das uns begegnet, wie es die buntbemalte, holzgezimmerte, schwere Wiege gleich einem drückenden Rucksack auf

selten praktisch durchgeführt, so herrschen in manchen Gegenden unter der christlichen Bevölkerung Sitten, die den Gesetzen und Anschauungen des christlichen Mutterlandes unbekannt sind. Im Landstrich von Ljubuski z. B. geht der gesetzlichen Heirat meist eine Probeheirat voraus. Das Paar, das es versuchen will, zieht sich in eine Waldhütte zurück, nachdem es vor einem Notar einen Vertrag gemacht hat, in welchem dem Teil, für den die Probe ungünstig ausfällt, eine Entschädigung zugesagt wird. Im Norden an der Sawe liegt ein Landstrich, der das Gastrecht des Gastnehmers auf Frau und Töchter des Hauses ausdehnt und dergleichen mehr. — Das orientalische Christentum hat eben andere Maßstäbe, als wir ihm in falscher Analogie zuschieben.

dem gebeugten Rücken schleppt — und drin das Kind eingeschnürt — und wie es dabei im Marschieren immer Strümpfe strickt oder mit dem Handrocken spinnt — diese alltägliche Erscheinung im Felsgebirge wie in der Talweide verkörpert die Bestimmung und die Geltung des albanischen Weibs: durchaus nur als Objekt ausgebeutet, nie als Subjekt anerkannt zu werden; ein Mittel nur zum Zweck der Zucht und des Frondienstes zu sein; ein Werkzeug der Bürde ohne Würde.

So — wie ein albanisches Hochzeitstanzlied singt:

Der Rabe raubte ein Rebhuhn:
was will er mit diesem Rebhuhn?
Mit ihm nur spielen und nur scherzen,
mit ihm das Leben so verbringen.

Oder so: „Sei du die sanfte Taube für das Nest — ich bin der Löwe für den Kampf!“

Entsprechend auch dem Charakter des albanischen Geschlechts- und Sprachgebrauchs, der das Wort „lieben“ nicht kennt, sondern nur „me dast“, das heisst einfach: „wollen!“ Der Wille zur Macht, zum Eigentum!



Muhammedanische Albanerin des Gebirges.

Holzschleppen und Stoffweben, Brotbacken und Essenkochen — das darf das albanische Weib im buntgewirkten Hosenrock, aber keinen Kaffee zubereiten. Das ist Männergeschäft und Männerehre, gleich der Uebung der Gastfreundschaft, die nie die Frau präsentiert. Will ich aber für's Nachtquartier der Kula und für den Kaffee der Geselligkeit einige Piastergroschen bezahlen, so verschwindet wieder der Mann und verweigert die Entgegennahme eines Entgeltes; aber er gestattet den

Kindern, die klingende Münze zu empfangen und sie den harrenden Frauen im Harem zu bringen.

Dieses Frauenhaus finde ich häufig außerhalb der geschützten Kula, neben dem Männerhaus, manchmal durch einen Steg mit diesem verbunden. Dort draußen hausen die Frauen bei einander, vom Mann und Bruder und Vater, in patriarchalischer Gemeinschaft — dort in der gleichen Freiheit wie der Viehstall . . . Weib und Tier — sie haben gleiches Obdach außerhalb der Kula und gleiche Schätzung: dem Gegner preisgegeben, der das nicht angreift, was der Mann nicht achtet. So kann die Bessa einer Frau, der „Schutz" durch sie unterwegs so sicher gelten — nicht weil sie sakrosankt ist, sondern weil sie „jenseits von Gut und Böse" steht. Der Schein der Hochschätzung verschleiert nur die Praxis der Sklavenhaltung. Die Frau kann töten, sie wird aber nicht selbst getötet. (Eine einzige Ausnahme davon in der Blutrache sollte ich noch kennen lernen.) Kein Grusswort habe ich je einen Albaner einer uns begegnenden Frau bieten hören, ob sie weniger hässlich ist oder mehr: meist sind sie ja verbraucht und zerrieben, verrunzelt und verwelkt, wenigstens im Gebirge; und man mag sich über die erotische Glut der albanischen Liebespoesie verwundern angesichts solcher „Schönen".

Soweit sich das feststellen läßt: die muhammedanischen Frauen sehe ich vielfach nur vermummt; mehr aber doch noch schleierlos und völlig frei, wieder wenigstens im Gebirge: auf der Alm profitiert sie von der Freiheit der Berge in der maskenlosen Offenbarung ihres Gesichts.

Je weiter wir aber heute in die Ebene des Drindeltas hinunterreiten, desto zahlreicher werden die katholischen Albaner: schon überrascht uns im Han eine Ferkelherde bei unsrer Mittagsrast, ein Zeichen der christlichen Gegend, da der korantreue Muhammedaner ja kein Schwein bei sich duldet. Je näher vollends zur Stadt Skutari wir herankommen, desto klarer wird dort der Einfluss der städtischen und der katholischen Sitte. Die muhammedanische Albanerin der Stadt verschwindet in der plumpen Rundung des vielfarbigen, weithosigen Gewandes. Die katholischen Ehefrauen des städtischen Albaners genießen zwar etwas mehr Luft und Freiheit in ihrer aber doch auch alle Formen verhüllenden Tracht. Aehnlich wie ich's bei der katholischen Armenierin in Kleinasien angetroffen habe: auch sie entzieht dem Fremden ihr Gesicht und bedeckt dessen unteren Teil mit einem stets bereiten Tuch, während

die muhammedanische Kurdin wieder ganz frei geht. So kann christliche Konvention gebunden bleiben und muhammedanische Entwicklung sich emanzipieren. Denn die Frau des Korans war ja anfänglich nicht verhüllt und ist erst dem asketischen Einfluss der christlichen Kirche unterlegen.*) Auch die katholisch - albanischen Mädchen sind noch mehr eingewickelt, als je eine muhammedanische Türkin es sein kann, und sie in ihrer kaum die Nasenspitze verratenden, fast sie erstickenden Vermummung zu erkennen, wird als kaum geringere Schande empfunden als bei der türkischen Haremsverborgenheit. Hier begreife ich den geschlechtlichen Sinn des biblischen Wortes der Entkleidung: „Und er erkannte sie!“



Katholische albanische Mädchen
in der Stadt Skutari (Schkodra).

In der Stadt — auch in Skutari — decken vorbeugende Vorbauten — ängstliche Bretter und schiefe Wände — nochmals besonders die vergitterten Haremsteile. Und der türkische Offizier, mit

*) So sagt Professor Dr. Becker-Hamburg in seinem sehr guten religionsgeschichtlichen Volksbuch „Christentum und Islam“ u. a.: „Wahrscheinlich hängt mit der früh-christlichen Ehefeindschaft auch das Verbot des Nackten zusammen; in der alten Kirche durften bloß Gesicht, Hände und Füße sichtbar sein; damit hat man wohl sündigen Gedanken vorbeugen wollen; zum Teil äußert sich darin auch eine Opposition gegen die Nacktheit der antiken Welt. Die gleiche Angst vor dem Nackten herrscht oft mit wörtlichen Entsprechungen in der islamischen Tradition. Hier könnte man zwar an konsequente Weiterbildungen koranischer Befehle denken, aber m. E. sind diese Aussprüche Muhammeds ebenfalls von christlicher Weltanschauung diktiert“.

dem ich einreite, gibt mir ganz ehrlich zu: Die „Jalousie“ des Haremsgatters, das die türkische Frau — und da auch das albanische Weib — abschliesst und versteckt, kommt von der Eifersucht des Mannes. Der „Domino“, der die türkische Frau einhüllt und zudeckt, ist — das sagt uns auch dies Wort — Männermache, Herrenwerk, zum eignen Schutz im Sinne des Wortes aus asiatischem Boden: „Wer seines Nächsten Weib ansieht, dass er ihrer begehre, der hat die Ehe gebrochen“. Türkische Sprichwörter formulieren so: „Was das Auge weiss, macht das Herz heiss“; oder: „Der freie Anblick eines Weibes ist nur ein Haar breit entfernt vom fleischlichen Umgang“. So kann der Maria Magdalena deutsche Tragödie mit ihrem „Darüber kann kein Mann weg!“ eine türkische Weiterung und Pointierung erhalten: bis zum „Erkennen“ des Gesichtes, als des Ausdrucks der Seele, der Persönlichkeit und der Geschlechtlichkeit: über eine so erkannte und etwa wieder entlobte Braut „kann kein Mann weg“. Die Praxis des Korans will prophylaktisch wirken: sie will dadurch, dass sie den Anreiz zur Leidenschaft versteckt, die Leidenschaft selbst unterdrücken! — ganz so wie beim Alkoholverbot. „Das ist unsre soziale Fürsorge“ — sagt mir philosophisch der türkische Generalstabsoffizier und schwärmt mir dabei von seiner Frau vor, von ihrer verehrungsvollen Liebe und Treue: wie sie in angstvolle Ohnmacht gefallen, als er ihr eines Tags seine Abkommandierung ins ferne Albanien heimgebracht hat, und wie ihr letzter Gedanke des Abends die Sehnsucht nach ihm bleiben werde, jetzt in der Stunde, da sie gewohnt sei, eigenhändig an ihm die erfrischende Fusswaschung zu vollziehen, just in der Stunde, da jetzt die Sonne vor uns hinter den geröteten Bergen sich niederneigt; und wie ihr erster Gedanke in der Frühe und ihr erstes Gebet voller Frömmigkeit wieder ihm gelte im fremden Albanien .... Und Nedjib Bey zitiert als „deutschgebildeter“ Kenner Goethes Bajadere: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein!“

XIII.

Im Hauptquartier des Generalissimus.

Kurz, ehe der Drin sich gabelt in einer fast rechteckigen Bifurkation, steht eine kleine türkische Kaserne mit einer Kompagnie Besatzung — bei der Drinfurt Vau Dejns. Heißer Kaffee und frisches

Wasser erquicken uns in des späten Mittags sengender Sonnenglut, unter dem schützenden Schattendach eines verschwenderisch reichen Baumriesen, dessen wohlwollende Arme ein großes und breites Zeltlager umfassen und bergen.

Aber die gastfreundliche Rast stört ein plötzlicher Schrecken, als der wachhabende Offizier meine Frage nach den Plänen des Oberkommandierenden General Schevket Torgud Pascha in Skutari mit der Vermutung beantwortet, der Generalissimus werde wahrscheinlich morgen in aller Frühe in Skutari aufbrechen und zu Schiff nach Saloniki sich begeben, durch's Adriatische Meer und um Griechenland herum, um von Saloniki aus rasch nach Monastir zu fahren und dort zur Südarmee in Albanien zu stoßen, wegen der griechischen Kretakrisis.



Das steinige Drinbett mit weidendem Vieh.

Also doch zu spät gekommen, gerade um einen Tag! Aber — coûte que coûte — ich will's doch noch versuchen, zum Ziel zu eilen. Rasch wieder gesattelt und schnell aufgesessen, und vorwärts — — haïde, haïde! — mit der „Geschwindigkeit“, die aus Pferden herauszuholen ist, die in drei Tagen 43 Stunden auf den Beinen sind. . .

Bald verläßt uns der ursprüngliche Drin und stürzt sich südwärts dem Adriatischen Meer zu nach Alessio, und wir folgen seiner nordwestlich sich biegenden Gabelung, der Drinasa, die breit und

seicht zur Bojana schleicht, um schließlich mit diesem Skutarisee-abfluß sich auch ins Adriatische Meer zu wälzen, wieder parallel zum Urstrom. Die Hauptader der Drinasa verliert sich mehr und mehr in einem wirren Geäder, sich selbst sowie das Gefilde verschlammend und die Fruchtbarkeit zerschlagend. Die störenden Blöcke des reißenden Drin werden im sumpfigen Bett der faulen Drinasa zu zähem Sand und zu zerriebenem Kies.

Solche Hindernisse hemmen unsre müden Pferde, und uns selbst überfällt in der feuchten Schwüle die Plage eines dichten Mückenschwarms, der auch unsern Tabaksqualm durchdringt und uns Auge



Albaner mit Holzfuhren in der Ebene der Stadt Skutari.

und Nase füllt, stechend und erstickend .... mit der homerischen Flieg' „unerschrockener Kühnheit, welche, wie oft sie auch immer vom menschlichen Leibe gescheucht wird, doch anhaltend ihn sticht, nach Menschenblute sich sehnend." Erst der Luftzug einer Windänderung entführt uns der Insektenattacke. Immer noch verlieren wir Zeit: in dem unübersehbaren Durcheinander der alljährlich neu sich schaffenden Ueberschwemmungsläufe verirren wir uns hin und her, bis in den sich dehnenden Sanddünen endlich eine zweirädrige

Karrenspur uns rettet. Die erste Wagenspur im albanischen Westen! — — seit wir den albanischen Osten in Prizren verlassen haben — und dazwischen keine Fahrwege und keine Wagenfahrten!

Und noch ein Unikum verrät die Veränderung der Welt: ein Hut begegnet uns — der erste Hut auch seit dem albanischen Osten in Ueskürb — auf dem Kopf eines katholischen Priesters, eines Jesuiten aus Skutari.

Kein Zweifel mehr — wir nahen uns jetzt der Stadt; aber immer noch jawasch jawasch! — langsam, langsam! Gleich einer Fata Morgana schimmern lange schon die Spitzen der muhammedanischen Minarets — lange schon strahlt auch die Kuppel der katholischen Domkirche — — und immer wieder weicht die sich verhüllende Pyramide der Akropolis von Skutari zurück.... Endlich dröhnt die hölzerne Brücke der Drinasa doch vom Hufschlag unsrer braven Pferde... und drüben bringt hallendes Pflaster uns durch heulende Hunde in die schwarzen, verschlafenen Gassen.... bis vor den Han Parusa. Neun Uhr abends ist: wieder 14 Stunden Wegweite und 10 Stunden Sattelsitz...

Einige Soldaten steh'n zur Verfügung. Was ist's mit dem Generalissimus? — Morgen früh vier Uhr ist Abmarsch, höre ich. — Mit oder ohne den Oberkommandierenden, das kann niemand sagen. Ich muß es aber heute abend noch wissen. — Unmöglich, meint Major Nedjb Bey: er selbst kann sich heute abend auch nicht mehr beim General melden.

Wo ist sein Quartier? Dorthin läßt sich mein Nicola von einem Soldaten führen: er soll — so instruiere ich ihn — vor dem Zelt oder Haus die Leibwache nach dem General fragen, so laut, daß dieser aufmerksam werden muß, und wenn irgend möglich, soll er dann melden, daß soeben ein Deutscher angeritten gekommen sei, durch Albanien herüber, mit Empfehlungen des Kriegsministers, von Beruf Publizist und Politiker, und der höre, daß der General morgen in aller Frühe aufbrechen werde; sei dem so, so werde er sich glücklich schätzen, heute abend noch den General kurz sprechen zu können; bleibe dieser aber noch in Skutari, so bitte er um die Erlaubnis, morgen vorsprechen zu dürfen....

Meine Orientreisen haben die Erfahrung zum Kismet ausgebildet: fern von „Europas übertünchter Höflichkeit“ mit kurzer Sachlichkeit am raschesten ein Ziel zu erreichen...

Nicola kommt nach einer Stunde bangen Wartens zurück — er hat seine Sache gut gemacht: ich soll sofort zum General kommen.

S'ist allmählich elf Uhr nachts geworden.....

Am Ende einer langen Straßenwanderung leuchtet eine rote Laterne, das Zeichen des Hauptquartiers. Im Eck einer Quergasse steht ein einfaches Privathaus: im Parterre ist ein Wachlokal eingerichtet; im ersten Stock stehen zwei Posten vor dem Zimmer des Oberkommandierenden der albanischen Operationsarmee. Die eine Wache hält mich an, die andere meldet mich.



Der Oberkommandierende General Schevket Torgud Pascha (mit dem Wickelverband um den Kopf) in Skutari; voran der Grossvezier a. D. Hilmi Pascha.

Ich darf eintreten: an einem durch eine Lampe belichteten Tisch sitzt General Schevket Torgud Pascha; Papiere und Telegramme und Landkarten vor sich, in die er vertieft ist; den Kopf in einen Wickelverband einbandagiert — ein Streifschuß aus albanischem Hinterhalt hat ihm gegolten. Ein Furunkel ist ihm ausgeschnitten worden, erklärt der General auf meine Frage.

Während Ferrik Schevket Torgud Pascha meine Legitimationsbriefe liest, betrachte ich ihn: ein sehniger Soldat, mittelgroß und straff, mit energischen und sympathischen Gesichtszügen. Und ich erinnere mich seiner Personalien: Sproß einer historischen Familie aus Tscherkessenblut mit dem berühmten Admiral Solimans II., Torgud Reissen als Ahnherrn; seinerzeit Militärattaché in Bukarest,

wo er eine Hofdame der Königin heiratet; dann durch den Sultan Abdul Hamid infolge einer Denunziation degradiert und auf Reisen im Ausland; mittätig bei der Vorbereitung der jungtürkischen Juli-Revolution und nach deren Erfolg rehabilitiert und mit dem Kommando der 3. Infanteriedivision in Adrianopel betraut; und schließlich gegenüber der April-Reaktion Führer des linken Flügels der Einschließungsarmee bei der Eroberung Konstantinopels, der die Absetzung des wortbrüchigen Sultans Abdul Hamid gefolgt ist.

Ob die versiegelten Schreiben, die ich Schevket Torgud Pascha überreicht habe, wirklich „Uriasbriefe" sind? — die da beordern, mich dahin zu stellen, wo ich nichts zu sehen bekomme, mich „zu bespionieren und an der Nase herumzuführen" — wie mein mißtrauischer Landsmann besorgt und mich beraten hat. . . .

Ich will's in des Lesenden Gesicht erraten. . . . Des Generals Mienen scheinen höflich — — sie werden freundlich und gütig — — und schließlich vertraulich: er erhebt sich nochmals und heißt mich herzlich, recht herzlich willkommen. Hosch geldinis! Alles soll mir erlaubt sein.

Ich frage nach seinem Operationsplan. Der General zeigt ihn mir auf seiner Karte an und zeichnet ihn mir auf meiner Karte ein: die dreifache Durchfurchung Nordalbaniens vom ursprünglichen Hauptquartier in Pristina aus, über Ipek und Djakova und Prizren; die Konzentration jetzt in Skutari; und die Vormärsche gen Süden, die erste Division über Alessio-Kruja nach Tirana-Elbassan, die zweite Division über Oroschi-Lurja-Debra nach Ochrida-Monastir, gleich einem Kamm das widerhaarige Albanien durchfegend und reinigend, niederwerfend und entwaffnend. Eine Staffel der Redifbrigade Samsun marschiert morgen früh in die Berge der Merdita; der General selbst mit seinem Stab folgt etwa in einer Woche, auch auf Oroschi zu.

Ich habe die Wahl und bitte um des Generals Rat. Der aber — gleich als ob er gewisse Gedanken erraten hätte:

„Pardon! Nein! Das möchte ich nicht: rate ich Ihnen zu den morgigen Truppen oder zum späteren Generalstab, so könnte — in beiden Fällen — der Argwohn sich regen, ich wolle Ihnen das eine aufnötigen und das andere vorenthalten, ich wolle Sie so oder so beeinflussen oder voreinnehmen. Ich möchte, daß Sie sich ganz frei fühlen und Wege wählen, welche Sie wünschen, und authentische Eindrücke holen, wo und wie Sie wollen. Bestimmen Sie, entscheiden Sie Route und Zeit und dann werde ich mit Vergnügen Ihnen für jeden

Fall alle Erleichterungen verschaffen. Sie mögen zu mir das Vertrauen haben, das wir Türken Ihnen entgegenbringen, als unsrem politischen Freund!“

Ich danke aufrichtig und bitte um Bedenkzeit, zu überlegen und dann zu wählen. — Ewwet, elbette, efendim! Gewiß!

Wir politisieren bei der Lampe traulichem Behagen, bei der gastlichen Zigarette Glimmen und bei des süßen Mokkas Dampf...

Ich soll von meinen albanischen Eindrücken erzählen und kann berichten, daß unter den Hunderten Albaner, die ich auf dem ganzen weiten Weg quer durch's Gebirge und Gelände gefragt habe, wirklich nur ein einziger gewesen ist — der mit der Zunge geschnalzt hat zum Zeichen der Verneinung und der Unzufriedenheit, und der mir geantwortet hat, die früheren Verhältnisse der Freibeuterei seien besser gewesen als der jetzige Beginn der Ordnung, Sicherheit und Gerechtigkeit.

Ja, Gerechtigkeit! — wirft der General ein — das wollen wir auch in und für Albanien schaffen, nichts mehr und nichts minder als Gerechtigkeit! Und Schevket Torgud Pascha plaudert:

Anfänglich hat unsre türkische Taktik in Albanien nur zögernd zugegriffen, und hat da und dort getastet, und hat auch da und dort fehlgegriffen. Gewiß! wer hat denn Albanien gekannt; das Land geographisch und kartographisch dunkel, und das Volk, seit Generationen verschlossen und verwöhnt. Gute Worte der Ueberredung und Ueberzeugung sollten erst wirken; aber die Verführten und Verstockten sahen darin Ohnmacht und Schwäche und mußten erst unsre Stärke und Kraft kennen lernen, schließlich auch im Hagelschlag platzender Schrapnells. Seit wir wissen, woran wir sind, geht's gut vorwärts, seit Djakova. Die albanische Strategie sucht und bevorzugt den Hinterhalt und pflegt nur in der Uebermacht vorzugehen, und sie verschwindet vor starken stürmenden Truppen und verbirgt sich unter dem Schein der Schuldlosigkeit in Dörfern. Jedes Dorf wird von der Beschießung vorher benachrichtigt, wenn diese notwendig wird, und flüchtige obdachlose Familien werden an andern Orten versorgt. Gerechtigkeit heißt auch Menschlichkeit, besonders gegenüber unwissenden Söhnen des gleichen Vaterlandes.

Allmählich lernt der alte Albaner die junge Türkei kennen: als eine starke Macht, die ihn selbst aus der Unsicherheit der Blutrache und des Brigantenraubs erlösen will und kann. So wenig die Türken und die Albaner sich in ihrer Sprache verstehen, so vielerlei sind auch die Vorurteile, welche die Albaner lange von der neuen

Türkei getrennt haben. Albanische Häuptlinge haben die Masse der albanischen Bauern lange schon ausgebeutet und schließlich in der richtigen Einsicht, daß das jungtürkische Regime der Gerechtigkeit auch mit ihren traditionellen Privilegien aufräumen wird, sie auch als gutmütiges Werkzeug ihrer egoistischen Interessenpolitik irregeführt durch allerlei Legenden über angebliche türkische Absichten, um so leichter, als das albanische Volk ebenso gutgläubig wie ungebildet ist. Jetzt sollen die albanischen Stämme in Wahrheit und Wirklichkeit erleben, daß die Gewalt des sie bedrückenden Beys geradeso gebrochen wird wie die Willkür des türkischen Beamten der Hamidschen Aera. Die politische Liebe auch des Albaners geht schließlich durch den Magen: die neue Steuerleistung an die türkische Regierung wird geringer sein als die alte Abgabenpflicht an den Stammeshäuptling, und die Arbeitssicherheit wie die Gewinnmöglichkeit wird unter den neuen Verhältnissen größer werden als in der früheren Zeit der räuberischen Gefährdung. Bald kann der Albaner seinen Acker bestellen, er kann sein Vieh auf der Weide lassen; er kann seine Maisfrucht und sein Waldholz in die Stadt schaffen, und der Händler kann ihm bringen, was er braucht, und Handel und Wandel und Verdienst soll und wird das dann befriedete und befriedigte Land beleben.

So kommen die Albaner langsam zur Einsicht und zu einer Gesinnung, nicht mehr gegen die Türkei, sondern für die Türkei. Albanische Rekruten marschieren Hand in Hand und mit patriotischem Gesang in die nächste Kreisstadt und lassen sich in die osmanische Armee einreihen, und selbst solche, die das gesetzliche Recht und die finanziellen Mittel haben, sich vom Militärdienst loszukaufen, weisen solche Möglichkeit zurück und nehmen mit frohem Stolz die Waffen des gehorsamen Kriegers. Die junge Türkei entdeckt plötzlich, daß eine starke, aber auch gerechte Hand ums osmanische Banner eine neue tapfere Schar, ein halbes Hunderttausend tüchtiger Soldaten vereinigen kann. Albaner, die als sichere Schützen die neuen Lehrmeister überraschen und erfreuen. Auch bestätigt es sich, daß die Albaner als Rasse und aus Konfession niemand mehr hassen als die slawischen Grenz- und Erbfeinde, daß sie also die zuverlässigste Grenzwacht gegen Montenegriner und Serben, Bulgaren und Griechen gewährleisten, um so mehr als auch die römisch-katholischen Albaner mit ihren muhammedanischen Stammesbrüdern in guter Gemeinschaft leben, dagegen die griechisch-katholische Kirche der slawischen Nachbarn verabscheuen und bekämpfen. Unser türkisches Kriegsgericht erkennt diese Tatsache dadurch an, daß es den Albanern an

der Grenze ihre Stutzen läßt,*) so wie dies einst Oesterreich in Tirol mit Erfolg gemacht hat. Und die türkische Regierung kann das neue albanische Kontingent in ihre antigriechische Rechnung einsetzen.

Das Verhältnis zu Griechenland hat die ganze Anlage des albanischen Feldzugs beeinflußt: anfänglich hat der General einen Teil seiner Truppen in Transportschiffen durch's Mittelmeer nach Skutari bringen und von da aus gleich ins Gelände und Gebirge werfen wollen. Der Weg hätte aber zwischen Griechenland und Kreta hindurchgeführt und der Schein einer solchen besonderen Bedrohung Griechenlands wegen Kretas hätte der diplomatischen Aktion der Türkei bei den Großmächten damals nur geschadet; das war zu vermeiden. Seitdem sind fast vier Monate ins Land gegangen; die Türkei hat manche Erfolge erreicht im Innern und nach Außen. Wenn es heute nötig wird, kann die türkische Armee sich rasch gegen die griechische Grenze konzentrieren. Und — „Sie haben ja selbst es gesehen und gespürt: nach den Strapazen in Albanien ist der Engpaß der griechischen Thermopylen nur noch ein Spaziergang für unsre Soldaten!“

Aber im Fall einer gemeinsamen Kooporation der vier slawischen, „christlichen“ und antitürkischen Balkanstaaten? Die neutürkische Armee ist mindestens 100 000 Mann stärker als alle vier Heere Griechenlands und Montenegros, Serbiens und Bulgariens zusammen: mindestens 800 000 Osmanen gegenüber höchstens 360 000 Bulgaren, 160 000 Serben, 40 000 Montenegrinern und 140 000 Griechen; alle diese Kontingente sehr hoch genommen. Dazu die Qualitätsdifferenzen! Bulgarien allein hat ein modernes Heer, aber numerisch noch nicht die Hälfte der türkischen Truppen. Die drei andern „Heere“ sind nach Geist und Disziplin minderwertig. Der türkische Krieger trägt mit Recht den Ruhmestitel des „besten Soldaten der Welt“, dank seinem religiösen Charakter und dank seinen tapferen Eigenschaften. Und — „grâce à votre cher compatriote, à notre professeur réel, Goltz-Pascha!“ — schließt der General — „dem wir unsre Ausbildung und auch unsre Ausrüstung verdanken.“ Und innige Verehrung für unsern Generalfeldmarschall Frhr. von

*) Diese Tatsache darf unterstrichen und muß betont werden: daß schon im vorigen Sommer die türkische Politik eine solche Grenzbewaffnung in Aussicht genommen hat, wie sie in diesem Sommer den Malsoren gegeben wird — nicht in plötzlicher und schwächlicher Nachgiebigkeit und Sinnesänderung der türkischen Regierung, sondern — wie man sieht — in bewußter und begründeter Berechnung.

der Goltz als Mensch wie als Militär spricht aus des Generals frohem und stolzem Auge, wie aus den dankbaren Blicken eines jeden Türken tag-täglich.

Da sind wir wieder mitten in der deutsch-türkischen Politik und ich gestehe dem General, daß ich es mir seit Jahren zur Aufgabe gemacht, das Verständnis für die deutsch-türkische Gemeinschaft zu verbreiten und zu vertiefen. „Tant mieux!" — und er drückt mir die Hand —: „Unser Herz gehört Ihnen; aber was noch viel wichtiger und auch sicherer ist: c'est la nécessité des intérêts, qui nous réunit!"

Wohl — — den kulturellen Herzschlag Deutschlands aber kann der General selbst nicht hören noch spüren: er kann nur französische Journale und Literatur lesen, und er kennt von Deutschland nur das militärische und technische Phänomen, nicht seinen geistigen Eigengehalt. Darum immer wieder: Deutsche Schulen in die Türkei! — zur Verbreitung der deutschen Sprache und zur Vermittlung deutschen Denkens und zur Vermehrung des deutschen Handels: der „Pädagog" ist der Leiter der Jugend — auch zum Kaufmann. Im Interesse auch der Entwicklung der Türkei. „Und es mag an deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen!" Der General formuliert die Mission der deutschen Kultur nicht mit dem Heroldsruf dieses Dichterworts, aber im Sinn solcher Prophetie. Maschallah!

S'ist Mitternacht geworden, als wir scheiden in aufrichtiger Vertrautheit.

*

Deutsche Schulen in die Türkei! Wieder leitet mich der mahnende Refrain dieses Lichtrufs — durch die dunklen Gassen Skutaris, im Marschtempo des mir vom General beigegebenen Wachpostens. . . .

Wie ich dem kleinasiatischen Soldaten dann das europäisch-übliche Trinkgeld reichen will, steht er stramm, hält die Hände hinter seinen Rücken, und schüttelt mit dem Kopf: Jok bakschisch! — Nein, kein Geschenk! — So in dem Ton: „Wir Wilde sind doch bessre Menschen!" — — und schlägt sich seitwärts in die Büsche. — Ich darf gleich anfügen, daß es mir auf der ganzen Expedition durch Albanien nie gelungen ist, bei einem türkischen Soldaten unser „Trinkgeld" anzubringen; auch nach taglanger Begleitung und Diensttätigkeit nicht. Eine aufmerksame Zigarette — ja; aber nie ein zahlendes „Trinkgeld." Ein feines Zeichen fast puritanischer Zucht! —

Im vollen Han „Parusa" erwartet mich über den Stallungen ein Herbergszimmer, ohne Tür und mit Gitterstäben statt der Fenster; aber mit vier Betten in den vier Ecken, in jedem freilich ein andrer

Fremder, die bei der traurigen Oelfunsel Schimmer in dreifacher Neugierigkeit mir zuschauen, wie und wo ich meine paar Habseligkeiten verstaue. Schläfrige Müdigkeit und frohe Zufriedenheit erzeugen Sorglosigkeit .... und der frühe Tag rechtfertigt sie: mit der Reveille der Hornisten verlassen zwei ihr Lager und bekleiden sich als — Offiziere, die den Ausmarsch der Redifs mitmachen..... Und wie ich wenige Stunden später vor der benachbarten Kneipe im Morgenkjef sitze, trägt der Kavedschi mir sogleich, ohne daß ich ihn bestelle, türkischen Kaffee auf, verweigert aber die Annahme meines Zahlpiasters und weist auf einen Offizier hin — — und der mich so als seinen Gast begrüßt; entpuppt sich mir auch als ein Schlafkamerad dieser Nacht.....

Am Kasernenhof bummle ich später vorbei und beschaue mir das Exerzieren der Rekruten, türkische und albanische beieinander in der gemeinsamen, einheitlichen osmanischen Armee, muhammedanische und christliche durcheinander. Drüben in Macedonien hat sich das bereits bewährt: mit Armeniern, Griechen und Bulgaren im osmanischen Heeresverband, seit dem gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten bringenden Regime der jungtürkischen Konstitution. Vorher hat nur der Muhammedaner sein Blut für das alle Konfessionen und Nationalitäten in gleicher Weise umfassende Vaterland hingegeben und dafür Haus und Hof oft für viele Jahre verlassen müssen, manchmal um verfeindete Christen gegenseitig zu schützen; daheim aber ist die muhammedanische Familie vaterlos verarmt. Der Christ aber hat eine lächerlich-geringe Kriegssteuer bezahlt und hat in der Zeit und Arbeit des muhammedanisch gewährleisteten Friedens vermöglich und reich werden können. Dann hat nach der jungtürkischen Juli-Revolution die Heerespflicht alle gefaßt, weniger aus militärpolitischen als aus nationalökonomischen Gründen — wie mir der Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha persönlich einmal vorgerechnet hat: damit auch der muhammedanische Bauer aus der numerisch durch Christen und Juden gestärkten Armee zeitig entlassen werden kann, um auch seine Feldwirtschaft zu erhalten und voranzubringen und nun so mit dem bisher bevorzugten Christen langsam konkurrieren zu können. Der Armenier hat sich am raschesten in die neue Pflicht gefügt, getreu den tapferen Instinkten und der kriegerischen Geschichte seines alten Heroenvolks; der kirchlich verhetzte Bulgare schon widerwilliger, und der maulheldische Grieche mit lautestem Widerspruch. In einem Jahr hat sich alles geregelt: Sonntags- und Sabbath- und Festtagsrücksichten und andere religiöse

und rituelle Gebräuche und Gewohnheiten, die klug geachtet werden. Die rasche und schreiende Erregung der ersten Reform ist in langsame, aber stille Befriedigung ausgelaufen.... Ganz richtig: „Heute sind über zweitausend Rajahs Rekruten des Padischah, und ihre gute Behandlung wird von armenischen und orthodoxen Patriarchen öffentlich anerkannt".... Auch der Albaner wird einrücken — nicht nur äußerlich gezwungen, auch innerlich willig — in die Gemeinschaft der gesamtosmanischen Entwicklung.... Dort in der Kaserne hält der Stechschritt und dann der Laufschritt Albaner schon und Türken im gleichen Tempo des deutschen Exerzierreglements beisammen — Rechten, Linken! Rechten, Linken...; auch bei Gewehrgriffen... und schließlich noch beim Sport eines Fußballwettkampfes. Das jubelt und das jagt sich in lachender Lust!

Die neue Gegenwart rückt schon im Spiel heran, und die alte Vergangenheit geht gebunden dahin: dort durchschreitet den Kasernenhof ein gefesselter Albaner von zwei Bajonetten begleitet, vor's Kriegsgericht, das mit Rache und Raub und Rebellion fest und gerecht aufräumt.

XIV.

Generalgouverneur und Generalkonsul.

Erzbischof und Erzabt.

„Il fanatismo è morto sotto il governo liberale!" Der Fanatismus ist tot unter dem liberalen Regime! — so versichert mir ein albanischer Städter in Skutari, ein katholischer Christ, von Beruf ein Kaufmann — gelegentlich eines Disputes über die jungtürkische Aera und ihre zweijährige Arbeit. Der Skutariote spricht italienisch in dieser albanisch-türkischen Stadt.

Beim Photographen Marubi habe ich diese Diskussion gehabt; auch er ist ein albanischer, katholischer Städter und murrt: „Wir wollen Albaner bleiben; wir werden keine Osmanli werden. Das türkische Militärkommando hat unsre albanische Unions-Zeitung „Bakschim" suspendiert und unsre albanische Schule geschlossen; dort drinnen ist jetzt der Generalstab der türkischen Operationsarmee einquartiert!" Und wie ich frage, ob der österreichische Schriftsteller Baron Nopcsa, ein Geologe von Fach, aber auch Politiker im Nebenamt, zur Zeit wieder Albanien durchforsche, meint Marubi mit

bittrer Ironie: „Jetzt? Nein! jetzt hat ja Oesterreich nichts mehr bei uns in Albanien zu suchen!" — Die Entwicklung meiner photographischen Platten darf und kann ich ihm in österreichischer Guldenwährung zahlen — — dem Albaner im türkischen Skutari.

Solche Beispiele mögen die albanische Frage in ihrer Skutarioter Fassung andeuten.

Ebenso die problemgefüllte Tatsache, daß die albanische Bevölkerung dieses türkischen Skutari folgende Faktoren mit eifersüchtiger Fürsorge umwerben: der türkische Vali-Gouverneur und der muhammedanische Imam-Priester, ein römisch-katholischer Erzbischof, ein römisch-katholischer Abt und ein griechisch-orthodoxer Bischof, ein Jesuitenkollegium und ein Franziskanerkloster, der Servitenorden und die Vinzenzschwesternschaft, sowie Generalkonsuln von Italien und Oesterreich, von Frankreich und England, und von Montenegro, zu Zeiten auch ein „Präsident der albanischen Liga." Und all dieser concours, diese ganze Konkurrenz um ein Städtchen von 35 000 Seelen und um die Köpfe der Bergstämme im Hinterland.

Dieses albanische Skutari der europäischen Türkei ist die äußerste Extremität des osmanischen Reichs, der umbrandete Vorsprung ins Meer und ins Land der europäischen Politik hinein. So wie drüben das asiatische Skutari am Eck von Anatolien im Konstantinopler Kopf dem Kinn des türkischen Leibes gleicht, so scheint dieses albanische Skutari die Stirnlocke zu bedeuten, den albanischen percen, die Skalpzottel, wo der lüsterne Feind zugreifen will und zupacken kann, am wichtigsten, verwundbaren Punkt, mit drohender Faust wie mit schwächender Verleumdung.

*

Ich bin beim Generalgouverneur der Provinz Skutari, beim Vilajet-Vali Pedri Pascha: ich lerne in ihm einen klugen, geistvollen, aber auch körperlich-kränklichen Mann kennen, energisch und tolerant, patriotisch-opfermutig und national-starkwillig; ein geachteter Eckstein des jungtürkischen Regimes, und allseitig als zuverlässiger Charakter anerkannt, eine von den wenigen Persönlichkeiten, die aus der Fülle und Reihe von Reiseeindrücken dauernd hervorragen..... Kaum aber bin ich aus Albanien nach Deutschland zurückgekehrt, da fliegt eines Morgens die Depesche einer internationalen Nachrichtenorganisation auf die Redaktion: Pedri Pascha in Skutari sei wegen Hochverrats verhaftet und vor's Kriegsgericht nach Konstantinopel transportiert worden! Ich kann es nicht glauben: so das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden? — und werfe

das Telegramm in den Papierkorb. In einem Berliner Blatt lese ich aber alsbald einen antitürkischen, albanophilen Artikel von Dr. Wirth, der da in allzurascher Konjekturalpolitik drauf los kommentiert:

„An Italien soll nun kein Geringerer wichtige Papiere aus Albanien ausgeliefert haben als der Vali von Nordalbanien selber. Pedri-Pascha, der Vali, ein Türke von scheinbar ursprünglich arabischer Herkunft — ich persönlich habe keinen Grund, ihn besonders zu lieben, da er mich im vorigen Frühling aus Albanien ausgewiesen hat — ist unter Bedeckung nach Konstantinopel abgeordnet worden, um sich wegen Hochverrats zu verantworten. Man darf argwöhnen, daß es sich um einen Zusammenschluß zwischen Arabern und Albaniern handelt."

Trotz dieser allzubereiten „Argwöhnung" amtet aber Pedri Pascha heute noch im Genuß des vollen Vertrauens der türkischen Regierung sowie sämtlicher ihn hochschätzenden Generalkonsuln. S'war eben wieder einmal kein Wort an jenem Schauermärchen wahr! Das ist ein typisches Beispiel, wie „albanische Politik" gemacht wird auf dem Grund vergifteter Quellen, deren Ursprung ein österreichischer Diplomat einmal so charakterisiert hat: „Es sollten die europäischen Christen sich schämen, den abergläubischen und abgöttischen Griechen und Römern nachzuschwatzen und aus ihren stinkenden Pfützen zu schöpfen." Diese alte Warnung darf heute noch wiederholt und betont werden, nur mit einer noch weiteren Ausdehnung — auf das englische Kabel und auf die russischen Agenturen im Orient.

*

Ich bin auch beim österreichischen Generalkonsul gewesen, dem zugleich die reichsdeutschen Interessen anvertraut sind. Konsul Ritter R. von Zambaur empfängt mich mit aufmerksamer Gastfreundlichkeit und stellt sich mit Rat und Tat mir ganz und gar zur allbereiten Verfügung. Wie ich aber auf seine Frage nach meinen Absichten antworte, ich werde in die truppenbesetzte Merdita hinaufsteigen, da schüttelt er abratend und abwehrend den Kopf: das gehe leider nicht; er habe erst kürzlich einen deutschen Schriftsteller, der sich nach Albanien hineingewagt habe, aus dem Gefängnis auslösen und über die Grenze ausweisen müssen, und er habe auch neulich für zwei Berliner Korrespondenten keine Erlaubnis erwirken können. Ich danke und überrasche ihn mit dem fertigen Faktum meines generalstäblerischen Passepartouts... Ich soll später berichten. Bisher haben sämtliche Meldungen und eigenen Eindrücke des österreichischen Generalkonsuls feststellen können: eine rücksichtslos und ausnahmslos gerechte Kriegsleitung, und ebenso eine wackere und zuverlässige Soldatenzucht.... Draußen aber im fernen Europa füllen sich

Zeitungen mit gräßlichen Greueln barbarischer Scheußlichkeiten: „Schevket Torgud Pascha und seine Soldateska hängt nicht nur, das mordet, brennt, schändet und plündert auch lustig drauflos.“



General Schevket Torgud Pascha nimmt die Parade ab.

Etwa in der Art der mittelalterlichen Geisel verheerender Hunnenhorden oder der beutegierigen Plage Wallensteinscher Heerhaufen; oder auch im Stil der französischen Darstellung anno 1870, die die „preußische Invasion“ in grausam-rohen Wüterichen verkörpert, welche Kinder an die Wand spießen und Weiber mit dem Bajonett aufschlitzen! .... Die türkischen Generäle und Truppen können sich mit ihren deutschen Lehrmeistern trösten, und wenn der Oberkommandierende Ferrik Schevket Torgud Pascha in Berlin vom deutschen Kaiser empfangen werden wird *), wird er die deutsche Manns-

*) Das ist dann im Januar in Berlin geschehen; bei dieser Gelegenheit hat Schevket Torgud Pascha mir eine Karte geschrieben, auf der er seine Berliner Eindrücke also andeutet: Mon cher Docteur — votre aimable lettre,

zucht von 1870 als vorbildlich für die türkische Führung in Albanien nachweisen dürfen. Merhaba asker! Heil dem Krieger!

*

Auch in der Residenz des römisch-katholischen Erzbischofs betrete ich im albanisch-türkischen Skutari österreichischen Boden: Oesterreich bezahlt den katholischen Kultus in Albanien, seit bald 200 Jahren, seit dem Friedensvertrag von Passarowitz, der ihm das Protektorat über die katholischen Kirchen im alttürkischen Albanien gebracht hat.



Albanische Geistliche: Franziskaner, Laienpriester und Jesuiten (am Skutarisee).

So arbeiten in der Stadt barmherzige Schwestern des heiligen Vinzenz de Paula aus dem kroatischen Agram, und so amten in den Pfarrhütten auf den Bergen Priester aus Welsch-Tirol, die albanisch und italienisch sprechen; neuerdings auch aus Deutsch-Tirol und

---

après avoir fait le tour du quart du monde, comme son eminent auteur, vient me trouver et me faire la plus grande joie dans votre grandiose capitale, digne d'un grand empereur et d'un grand peuple d'où je rentre à mon pays, plein d'admirations..... Je confie mes remerciments les plus chaleureux à cette carte qu'elle vous sera présentée, et je vous serre, cher camarade de Larosch, de loin cordialement la main. Chevket Torgoud.

Steiermark, um den Drang des italienischen Sprachstroms durch österreichisch-deutschen Zufluß einzudämmen und umzubiegen. Die Ironie des Schicksals will ja, daß Oesterreich selbst Sprachpropaganda für seinen italienischen Rivalen treibt, schon durch seine österreichische Lloydschiffahrt, den Lloyd Austriaco, der von Triest aus das adriatische Meer, das „mare nostro" der Italiener, teilweis mit nur italienisch sprechenden österreichischen Kapitänen und Offizieren aus Istrien und Dalmatien befährt, wie ich es selbst auf einem solchen Dampfer habe erleben können, als ich vor zwei Jahren von der See her aus der Ferne zum erstenmal Albaniens Bergkulissen sehnsüchtig habe sehen können....

Auch der Erzbischof, Monsignore Sareggi, spricht albanisch und italienisch; er ist Albaner von Geburt und im italienischen Schulkollegium Oesterreichs ausgebildet. Der Erzbischof empfängt mich in seinem Audienzsaal mit feierlicher Grandezza, im violettenen Gewand, das goldene Bischofskreuz auf der Brust, beleibt und hochgewachsen, gütig und herablassend. Mein Nicola — der katholische Albaner aus Djakova drüben, den zum ersten Mal in seinem Leben diese Tour mit mir durch Albanien bis zur Adria und bis ins Bistum bringt — kniet nieder und küßt den Bischofsring an der ihn segnenden Hand. Ich selbst komme mir als deutscher Protestant in dieser Situation etwas unerfahren und ungelenk vor, verbeuge mich und setze mich gegenüber der ehrwürdigen Erscheinung. Der Erzbischof läßt Limonade reichen..... Nicola erzählt albanisch meine Personalien, und Monsignore plaudert italienisch mit mir weiter: er liebe seine albanischen Kinder. Bambino, Kind! — das sei die richtige Bezeichnung für die Albaner, sie seien so unerzogen wie ein Bambino, und so verwildert wie ein Bambino, in den 400 Jahren der türkischen Zeit der Zuchtlosigkeit, aber auch intelligent veranlagt und fleißig-willig wie ein braves Bambino, wenn man es richtig anfasse. Das möge das neue Regime jetzt tun, ehe die Unarten des Kindes zur Entartung des Mannes ausarten. Der Albaner sei tapfer und kriegsmutig, und stelle sich jetzt auch gerne zum Militärdienst; aber er will in seiner geliebten Heimat bleiben und nicht nach Kleinasien und Konstantinopel verpflanzt werden. Der Albaner sei der natürliche Feind des Slawen, also des türkischen Grenzfeindes ringsum, aus Rasseabneigung und aus Kirchengegnerschaft. Beweis und Beispiel, aus Vergangenheit und Gegenwart: wie nach dem türkisch-russischen Krieg 1878 der Berliner Vertrag und demgemäß auch die türkische Regierung den

8*

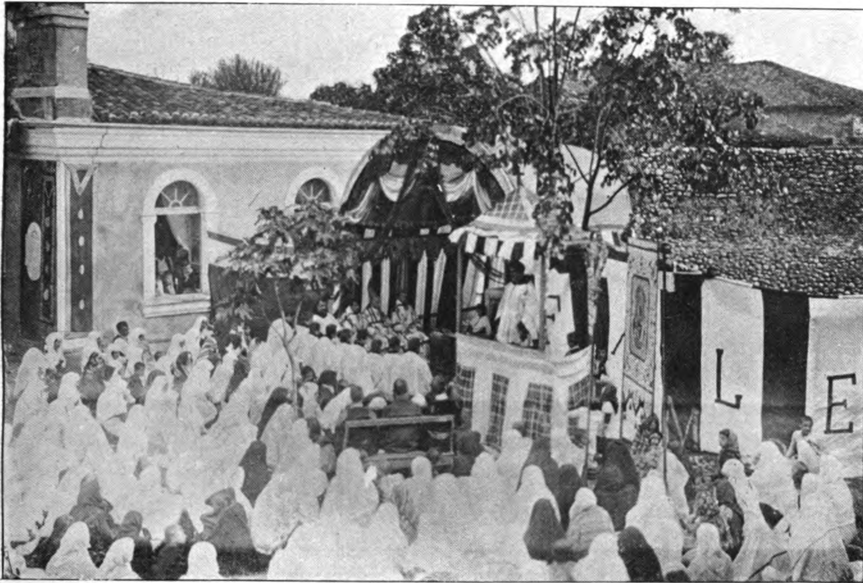
slawisch-russischen Bundesgenossen Montenegro und Serbien je ein albanisches Grenzstück abtreten will und muss, da wehren sich die Albaner gegen die ihnen türkischerseits zugemutete Oberhoheit des slawischen orthodoxen Montenegro — sei's bis zum letzten Blutstropfen — und sie setzen mit dem Gewehr in der Hand eine europäische Vertrags- und Grenzkorrektur zu Gunsten der Türkei durch. Und auch jetzt wieder: kaum bedroht die Politik des slawischen Hellenismus den türkischen Bestand in Kreta, so vergessen die Albaner ihren eigenen Türkenstreit, ihre querelle albanèse, ihre questione albanese, alsbald und verlangen sofort, im türkischen Sold gegen die griechische Grenze ziehen zu dürfen. Darum sollte das türkische Kriegsministerium — so rät der Erzbischof — solcher albanischen Gesinnung und Stimmung dadurch Rechnung tragen, daß es albanische Regimenter in albanischen Garnisonen ausbildet; dann bräuchte es keinen Mann türkischer Truppen gegen den Erbfeind an die unruhigen und unsicheren Grenzen Montenegros, Serbiens und Griechenlands aus der übrigen Türkei herzutransportieren, mit großen Mühen und noch größeren Kosten. Dann sollte aber auch die neue Türkei das alte Albanien endlich aufschließen: durch Wege und Straßen, durch eine Bahn von Ueskküb nach Skutari, und durch eine Regulierung des Drinstroms, dessen Wasserkräfte jetzt nur vernichten und zerstören, wo sie Fruchtbarkeit schaffen und Reichtum gründen könnten. Dann kann Albanien eine große Zukunft haben, dank seinem Holz und seinen Mineralien, seinen Kohlen und seinem Eisen — so schließt der Erzbischof.

Ich will noch etwas von der Eigenart der „albanischen Liga“ wissen. Aber der Erzbischof lächelt und winkt: „Ich bin eigentlich kein Politiker und auch schon bejahrt und ruhig. Da müssen Sie den Abt fragen, Monsignore Docci; der ist ein Feuerkopf und kennt die Welt. Sie haben es gerade gut getroffen: er weilt jetzt eben in Skutari; sonst residiert er droben in den Bergen und Wäldern von Oroschi.“ — Ich danke und ziehe hin, mit dem Segen des Erzbischofs. . . . .

*

Der Erzabt hat sein Absteigequartier in einem Flügel des gleichen bischöflichen Palazzos; dazwischen breitet sich die große Kathedrale, mit einem eingefriedigten Platz davor, in einer Weite für Volksansammlungen von Tausenden. In der Kirche ist gerade Gottesdienst, an dem ich mich beteilige. Auf der Kanzel steht ein Priester, der albanisch über einen Evangelientext predigt,

und auf dem Boden lagert und liegt die albanische Masse: streng nach Geschlechtern getrennt, links die Frauen vermummt und rechts die Männer frei, bisher jeder das geladene Gewehr neben sich.



Albanische städtische Frauen in der katholischen Messe.

Die Frau breitet vor sich ein Tuch auf den Boden und zieht ihre Schuhe aus, bekreuzt sich und kniet nieder. Und der Mann sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf der andern Seite. Man könnte geschwind meinen, man sei in einer muhammedanischen Moschee: so kauern dort auch die Männer alla turka und so darf auch dort kein Straßenschmutz das Gotteshaus betreten: „Zeuch deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land!“ Was Moses gesprochen und Christus gelehrt, das hat Muhammed ausgewählt und zusammengefügt. Ob der Albaner aber Christus oder Muhammed zum Propheten und Führer nimmt — stärker als die Konfession der Lehre scheint die Praxis des Lebens zu sein, die Gemeinschaft der Volkseigenart auch in den Sitten der Kirche wie der Moschee.... „Kjoft levdue Jezu Kristi“ — „Gelobt sei Jesus Christus!“ — schließt der albanische Pfarrer seinen Segen. Und: dzis mon e jets — in Ewigkeit! — bekräftigt die kniend-kauernde Gemeinde — heute ohne tödliche Waffen und ohne jene Störung, die von einer albanischen Gemeinde der

Boga berichtet wird: als dort die Predigt erzählt, wie Christus mit einigen Brotbrocken die große Speisung von dreitausend Leuten vollzogen hat, ruft ein Boga in der Kirche dazwischen zum Pfarrer hin: „Ach, was bist du für ein Lügner!“

*

Auch der Erzabt ist Albaner; er erwartet mich in einem behaglichen Bibliothekraum — — unter dem Bild einer segnenden Maria hängen der muhammedanische Türkenkalif und der katholische Kaiser Oesterreichs einträchtiglich neben einander. Der Abt begrüßt mich mit den orientalischen Gaben von Kaffee und Zigaretten. Monsignore Docci scheint ein Fünfziger zu sein, im schwarzen, goldkreuzgeschmückten Ornat, breitschultrig und stramm wie ein Korporal, mit einem starken Schnauzbart, und mit einem forschenden, fast lauernden Blick hinter der Brille des gelehrten Gesichts. Monsignore Docci wählt die englische Sprache für unsere Unterhaltung; von Haus aus redet er albanisch; dank seiner österreichischen Erziehung im italienischen Kollegium und dank seinem Studium in Rom italienisch; infolge seiner Flucht und Verbannung, die ihn nach Frankreich, England und Amerika getrieben hat, auch französisch und englisch, und sein englisch liebt er wie etwas Pretiöses. Monsignore Docci ist kein gewöhnlicher Abt: er heißt offiziell abbas nullius, ist also keinem Kirchenfürsten untertan als dem Papst persönlich; er führt die Inful, die von der bischöflichen Mitra herabhängenden Bänder, und hat Bischofsrang und genießt die Rechte und die Privilegien eines Bischofs. Monsignore Docci legt Wert darauf, daß ich das weiß.

Der Abt-Bischof hat eine Vergangenheit als Politiker der albanischen Liga. Diese „Liga“ stammt aus der auch vom Erzbischof angedeuteten Verschwörung einer Schicht der städtisch-albanischen Intellektuellen, die auf eine Autonomie Albaniens hinarbeiten, schon zu Zeiten des alten Sultans Abdul Hamid, meist vom Ausland aus. Dort warten verschiedene Prätendenten: in Madrid und Paris ein Prinz Juan d'Aladro Kastriota, der ein Nachkomme der Tochter des albanischen Nationalhelden Skanderbeg sein will. In Neapel ein Marchese Auletta Kastriota und ein Baron Fossacene, die vom Sohn Skanderbegs abstammen wollen. In Serbien ein Fürst Ghika aus einer Feudaladelsippe der Gegerei. Im Kopf eines albanischen Gebirgspfarrers angeblich auch — Prinz Eitel Fritz in Berlin. Der ernsthafteste Anwärter aber soll seit einer Generation schon der Intimus des Abt-Bischofs Docci sein: Prink

Bib Doda, der Primus, der Kapetan des mächtigen Merditengaus, das Monsignore Docci als Primus der Geistlichkeit seelsorgerisch leitet. Diese beiden „Prinks", die Primi, die Ersten der feudalen und der klerikalen Verwaltung, haben bisher gemeinsam gekämpft und gelitten — und resigniert. Prink Bib Doda hat nach dem Berliner Vertrag jene albanische Erhebung gegen Montenegro geschürt und geführt; er wird aber dann trotzdem unter dem Verdacht eigener Unabhängigkeitsarbeit auf Befehl des Sultans Abdul Hamid verhaftet und nach Asien verbannt, später begnadigt und zum Pascha befördert, der in Konstantinopel im goldenen Käfig gehalten wird, bis auch ihn die jungtürkische Revolution befreit und benützt. Das Schicksal seines Freundes, des Abt-Bischofs Docci, ist — wie gesagt — ähnlich: auch er gerät unter gleichem Verdacht in die Hamid'sche Gefangenschaft auf der Flucht, nachdem er seine letzte Patrone verschossen hat; dann rettet ihn gnädige Verbannung in jene Auslandsfremde und jetzt die jungtürkische Revolution in neue Loyalität.

„Auch ich habe meine Gewehre ausgeliefert" — gesteht mir der Abt-Bischof: „drei Dutzend sind's gewesen, für mich und meine Diener. Gleich einem Divisionär habe ich ein Depot gehalten, halten müssen." Der Prediger des Gottesfriedens muß in Albanien mit den Kriegswaffen dieser streitenden Welt sich ausrüsten. Gleich nach der „Konstitution", nach der durch die jungtürkische Revolution erzwungenen Verfassung vor zwei Jahren — da hat der Umsturz einige Wochen lang auch in Skutari einen Umschwung gebracht: der Waffenschmuggel hört ängstlich auf, Pulver und Blei bleibt auf den Schiffen fern der Küste, und ein albanischer Mörder verhungert elend in einer Höhle, weil niemand ihm Gastfreundschaft gewährt. Dann hat aber in diesem fernen Winkel wieder die „Ordnung" der Anarchie ihre Herrschaft angetreten, bis jetzt erst die militärtürkische Operation die Wucherung dieses Krebsschadens ausschneiden will.

Monsignore Docci leiht klug und loyal jetzt seine Hand dazu: er selbst will den General Schevket Torgud Pascha und seinen Stab durch die Merdita führen, die Unterwerfung predigen und die Unterwürfigen segnen.

„Da werden wir beisammen sein: ich darf neben dem General mitreiten!" — das hätte ich jetzt nicht sagen sollen. Der Abt-Bischof ist von meiner Zeugenschaft überrascht — unangenehm überrascht, das merke ich; und er wird plötzlich wortkarg .... ja fast schweig-

sam, als noch der italienische Generalkonsul sich melden läßt und das Zimmer betritt. Einige konventionelle Redewendungen noch — und ich empfehle mich, mit dem Gefühl: da stimmt was nicht! Sollte der vielgewanderte Abt auch die Vielgewandtheit von Odysseus Polytropos besitzen?

*

Kultus bürgt nicht immer für Kultur. Der christliche wie der muhammedanische Albaner bleiben sich in vielen Punkten gleich, äußerlich wie innerlich. Die älteste Moschee Kassim Ali Sultan und die älteste Kirche der Madonna del buon consiglio haben in Skutari neben einander feil: am Gitter jenes Mausoleums bringen Muhammedaner ihre Votivfetzen an, damit der heilige Derwisch die Kranken heile — so wie ich's schon mitten in Kleinasien in Konia am Sarkophag Dschelaleddin's, des ersten Tschelebi der tanzenden Derwische, gefunden habe —; und die Katholiken hängen sich schützende Amulette an. Ein muhammedanischer Bairaktar und ein christlicher Pfarrer können Blutstropfen tauschen und dadurch Blutsbrüderschaft schließen. Nur daß der Muhammedaner in der Praxis des Alltags vielfach ethisch höher gewertet wird, als der Christ in Albanien wie auch sonst im Orient.

Das mag seinen geschichtlichen Grund haben: der siegreiche Muhammedaner ist der Eroberer und bleibt der Herr und hat die überlegenen Eigenschaften des Herrenstandes, gegenüber der unterworfenen, unterwürfigen Masse. Der christliche Grundeigentümer tritt zum Islam über, nur um seine Güter zu retten. „Da wo das Schwert ist, da ist auch der Glaube" — so lautet die albanische Ausgabe der mittelalterlichen Parole von cuius regio, eius religio. Das Problem der Schönherr'schen Dichtung von „Glaube und Heimat" wird den albanischen Bauern nicht entwurzeln: der droht, sich an Oesterreich zu wenden und zum Kreuz überzugehen, wenn der Sultan nicht Gewehre noch Patronen wolle senden! Das ist souveränes Herrenbewußtsein.

Die islamisch-politische Bedeutung des Bekenntnisses wirkt so ethisch: der Muhammedaner präsentiert sich auch in Albanien reinlicher, dank den Korangeboten der Waschung; und aufrichtig und ehrlich: er lügt nicht und wuchert nicht. Da werden gerade aus der katholischen Merdita Fälle festgestellt: daß ein Feudalagrarier 60% Zins vom kleinen Bauern nimmt, ja ein Gut im Wert von 800 Mark um 8 Mark erwuchert, durch die Summierung der steigenden Zinseszinsen auf das geringe Darlehen von erst nur

8 Mark; oder daß ein Pfarrer als Gläubiger von seinen Gläubigen gleichfalls 40 bis 60%, ja in einem bestimmten Beispiel sogar 72% Zins einstreicht. „Die Kirche hat einen guten Magen.“ In Skutari aber wohnt ein türkischer Kaufmann; der legt der muhammedanischen Dienerin seines Hauses den Lohn von Jahr zu Jahr in eine Sparkasse und verzinst die wachsende Summe mit 3%. Eines Tags zieht die alte Magd heim; schnürt ihr Bündel und bittet um ihre Habe. Die erhält sie samt Zins. Da tut sie gar sehr beleidigt und entrüstet und weist mit aller Entschiedenheit diesen Zins zurück: sie sei eine gläubige Muhammedanerin und nehme keinen Zins, gemäß dem Wort des Propheten, der da Wucher verbietet. Lâ ilâhä illahâh Muhmedûn resulillah!

Das Albanerblut wird auch nicht durch die Kirche beruhigt. Eine Schießerei vor dem Gotteshaus kann am heiligen Festtag den Tempelfrieden in ein blutiges Schlachtfeld verwandeln, voll von Toten; und auch der Altar bietet dem Fliehenden und Flehenden nicht die Freistatt des sicheren Schutzes vor gräßlichem Mord. Ja, alte Anekdoten erzählen einmal: daß Albaner, deren Pfarrer zu lange auf sich warten läßt, diesen suchen gehen, und als sie ihn im Schatten eines Baumes schlafend finden, in ihrem Jähzorn ihn erschlagen. Oder: ein Pfarrer ermahnt seine Albaner, zeitiger und pünktlicher zur Kirche zu kommen, und liest, als sie nicht gehorchen, zur Strafe allein die Messe ohne sie; die Spätlinge fordern die Wiederholung der Messe und drohen im Weigerungsfall, zum Islam des Nachbargaus überzutreten; der Pfarrer glaubt's nicht und tut's nicht; aber die Albaner machen ihr Wort wahr und ändern ihren Glauben.

Da hat der albanische Politiker Recht, der da erklärt: „Der Fanatismus ist der Albaner angeborene Eigenschaft“ — sagen Sie! Ich kann Sie dagegen versichern, daß der Albaner nie und nirgends fanatisch gewesen ist. Dort, wo dies heute vorkommt, beruht es auf äußerer Anstachelung und geht von einem Elemente aus, das meist aus albanisierten Slawen besteht. Denn in diesem Volke der Slawen finden Sie hauptsächlich den religiösen Fanatismus. Sie werden ihn in Bosnien heute noch finden; Sie werden in Bulgarien erfahren, in welcher Weise man früher den Christen behandelte; in Griechenland, auf Kreta werden Sie noch immer den bedauerlichen Gegensatz zwischen Muhammedanern und Christen finden, trotzdem sie alle der gleichen Nationalität angehören. Niemals und nirgends können Sie eine ähnliche Erscheinung bei uns Al-

banern verzeichnen! Unter keinem anderen Volke hat die Religion auf den Volksgeist so wenig Einfluß gehabt, wie bei den Albanern. Nie und nirgends haben sich die Mitglieder verschiedener Konfessionen so gut vertragen wie in den wilden Bergen dieser „fanatischen“ Albaner, bis gewissenlose, unwissende, fremde Agitatoren aus politischen Zwecken den Keim des religiösen Hasses hauptsächlich unter den christlichen Albanern gepflanzt haben, der entschieden die verderblichsten Folgen haben wird. Nur dort, wo nationale Kontraste sich stoßen, kommen Reibungen vor. Der Haß gegen die Christen im albanischen „Altserbien“ gilt nicht ihrer Religion, sondern ihrer Nationalität oder richtiger gesagt, ihren antinational-albanischen Gesinnungen! Nicht die Orthodoxen Südalbaniens sind uns verhaßt, sondern die hellenisierten Albaner und Griechen! Ein jedes Volk hat eben, je nach seiner Kulturstufe und Denkungsart, verschiedene Verteidigungsmittel — und die unserigen sind wahrlich nicht die gefährlichsten! Was würde man anderswo sagen, wenn Bulgaren, Serben, Griechen, Rumänen, Italiener, Türken, Deutsche, Russen und Amerikaner und was weiß ich noch wer alles, Schulen errichten und alle möglichen Vorrechte genießen würden, wo sie gar keine Konnationalen haben? Die körperliche Sklaverei ist in Europa aufgehoben, umsomehr sollte in unserem Jahrhundert die geistige nicht geduldet werden. Und die wir erleiden, ist erniedrigend; kein anderes Volk der Welt würde sie aushalten. Aber — wozu sollte ich einen Vergleich zwischen uns und anderen stellen, er würde für unsere Toleranz, oder besser gesagt unsere Indolenz, viel zu sprechend sein.“

Oesterreich zahlt den Kultusetat der katholischen Kirchen im albanischen Skutari der alten Türkei: wird auch die neue Türkei in ihrem nationalen Argwohn diesen Kanal österreichischer wie italienischer Invasion offen halten? Nicht gern, aber der zweihundertjährige Vertrag zwingt dazu, einen Zustand zu dulden, etwa dem gleich: wie wenn Frankreich die katholischen Kirchen und Schulen Deutschlands bauen, bezahlen und beeinflussen würde und sie insgesamt als sein Werkzeug still und geduldig in der Hand hätte. . . . .

Wie ich mit meinem türkischen Freund, dem Generalstabsoberst Ali Riza Bey, darüber plaudere, fragt er mich: „Welches ist der gefährlichere fremde Einfluß? der des Glaubens oder der der Sprache?“

Der italienische Auslandsminister Marquese di San Giuliano, der in Albanien wie in Tripolis zugreifen will, hat dereinst „Briefe aus Albanien“ im „Giornale d'Italia“ veröffentlicht. Und der italienische Politiker de Marini hat einmal gemeint: „Von der Zukunft Albaniens werden die Interessen und die Rechte Italiens in der Adria abhängen. Wer im Besitze des albanischen Hafens von Valona sich befinden wird, der wird auch der unbeschränkte Herrscher über die Adria sein.“

Nun . . . Bakalyn! . . Wir werden's erleben. . . . . .

XV.

Der albanische Orient in Schkodra.

Der albanische Orient? Das scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein: Albanien ist ein Nachbar von Oesterreich und Italien und ein Grenzgegner von Griechenland und Montenegro; all das in Europa. Und doch: wenn ich heute vom albanischen Skutari aus an meinen macedonischen Ausgangspunkt nach Ueskük hinüber an Freund Mosel einen Brief adressiere, der ihm berichten soll, daß ich nun doch eine ganz andere Tour gemacht habe, als wir in Ueskük beraten und vorbereitet hatten, so gelangt dieses Schreiben langsamer nach Ueskük — womöglich als ich selbst, wenn ich nochmals Albanien durchquere; gewiß aber später — als eine Botschaft sogar vom asiatischen Skutari her. Jenes kleine asiatische Skutari (Ueskädar) überwindet die weitere Ferne durch die Fahrpläne der asiatisch-europäischen Verbindungslinien der anatolischen und der orientalischen Bahn. Dieses größere albanische Skutari (Schkodra) bleibt innerhalb Europas trotz der geographischen Nähe infolge der trennenden Berge und des längeren und unregelmäßigen Seewegs zeitverschwenderisch und weltentrückt — mehr als mancher entlegenere „Orient“.

Der Orient will nur unter der asiatischen Sonne glühen und sengen? In diesem Schkodra dampft eine dumpfe Schwüle, die auch den ruhenden Körper in fließenden Schweiß badet, heißer und hitziger, als ich in der cilicischen Armenierstadt Adana gelitten habe. Und aus dem sumpfigen Schlammland des Drins brodeln miasmengleich die Moskitos und Parasiten des tropischen Malariafiebers empor. Auch Phtysis wütet — klagt mir der türkische

Militärarzt, der in Deutschland studiert hat und jetzt der albanischen Bevölkerung ein willkommener, bisher unbekannter Helfer werden soll.



Albanische katholische Frau in Schkodra.

Und die leuchtende Farbenpracht des Orients? Die habe ich durch ganz Türkisch-Asien nirgends so bunt und so reich und so grell gesehen, wie in diesem Schkodra. Alles ist da farbig: die Wiege des Kindes schon und der Schrank des Hauses. Und die städtischen Albaner selbst glänzen in mancherlei „Couleurs“: sie paradieren nicht nur mit dem weißen, kleinen, kecken Käppi; sie tragen auch die türkische hohe Fezform, aber weiß, und dann quastenlos; oder auch in einer roten, breiten, niederen Mützenart, mit einer üppig-dicken und reichlich-langen, schwarzen Troddel, die bis auf den Rücken herabfällt, wie im nahen Montenegro. Andern baumelt der albanische Skalpschopf in den Nacken; wie ich diese Gruppe aber photographieren will, murren sie und drücken sich in eine lichtlose Kneipe, wo sie sich in ein Eck hocken und sich Schnaps geben lassen .... Die weite Pluderhose bildet die bequeme Mitte in der Abwechslung und Entwicklung von der reitmäßig engen Knappheit über den geschlossenen Hosenrock beim Mann bis zur faltigen, flatternden Fustanella; in mancherlei bunten Nuancen. Sonnenkapuzen schützen und hüllen Offiziere fast wie Türkinnen. Die albanischen Bäuerinnen des gebirgigen Merditagaus kauern in den Gassen des Marktes, hinter ihren ärmlichen Gemüsekörben; in Lumpen eingehüllt, fast wie Mumien, als ob sie selbst ein verkäufliches Warenbündel wären; nur die hennarot gefärbten Fingerspitzen reichen aus der alles deckenden Gewandung hervor, und ein Paar matte Augen gucken elend aus dem Gefängnis des Tücher-

bundes heraus..... Die albanisch-katholische Städterin stolziert auf hölzernen Stöckelschuhen, in roten Glockenröcken und in bauschigen Kostümen, formlos und formenverschleiernd, volle wandelnde bunte Säcke; und darüber thront baldachinartig eine Kopfbedeckung mit zwei hängenden Schnüren..... Und die katholisch-albanischen Mädchen der Stadt vollends: vermummt wie verschlossene Wahnsinnige oder wie schreckhafte Aussätzige, in blumiggemusterten Leintüchern; blicklose, nur nasenspitzige Gestalten, geheimnisvoll wie die dunkle Fehme eines verdammenden Ordens des Mittelalters, oder wie ein verkleideter Flüchtling. Ein solcher Jahrmarkt wirkt wie ein lustiger Mummenschanz in der lachenden Sonne Glanz.... wie eine tolle Dominomaskerade.... wie eine Maskerade im Schlosse Capulets zu Verona. Und richtig: da dringen auch wieder italienische Laute an mein Ohr. Erst albanisch: beim giak Jezu Kristi, beim Blut Jesu Christi; dann italienisch: bei der Santa Maria — so geht das zudringliche Gebettel los, nicht von armen, aber stolzen Bergbauern, sondern von berechnenden Städtern, die von drüben her durch Italien korrumpiert sind. So nachläufig und so schwindelhaft hängt das sich an meine Fersen, just wie im geschwätzigen Neapel.

Neapel und Schkodra liegen fast auf derselben Höhenlinie des gleichen Grads — und Pompeji dazu. Das heutige Schkodra läuft noch in ähnlichen Gassen, wie sie aus dem verschütteten Pompeji des römischen Imperiums ausgegraben werden: quadratische Quersteine inmitten der Straße sollen das Ueberschreiten der durch Regengüsse überschwemmten und infolge Kanalisationsmangel verschlammten Wege ermöglichen. Fensterlose, unverputzte Hausmauern schließen das Familienheim von aller Außenwelt ab und werfen in die engen Gassen schützenden Schatten — auch wieder wie im arabischen Bagdad oder im alten Pompeji.... An solchen Punkten kann Schkodra so verschlafen und so verträumt sich geben, als ob der klirrende Tritt der türkisch-venezianisch-serbischen Geschichte es nie geweckt noch geändert hätte, und als wäre es noch heute — just wie vor zweitausend Jahren, wie Livius die Stadt uns schon schildert — das Scodra des Illyrierkönigs Gentius, oder dann des Römerkaisers Diokletian, dessen Heimatburg ja jenseits der albanischen Berge steht.

Das Forum des alten Rom ist im heutigen Schkodra der Parusaplatz. Dort, wo mir jener Offizier den Gasttrank hat reichen lassen — in und vor den Kaffeeschänken — da fließt die „öffent-

liche Meinung" der Politik zusammen, im Geflüster und Geraun nörgelnder Kritik. Da glimmt im Rauch der Zigarette der Zündstoff leiser Verschwörung und da erhitzt sich im Dunst des Kaffeedampfes die Unruhe zur polternden Demonstration. Fama crescit eundo! Die Moschee nebenan füllt sich dann als Volksversammlungsort für Rede und Diskussion und der Basar draußen leert sich und wird „geschlossen, gesperrt" — ein Zeichen des politischen Boykotts, des Generalstreiks, der allgemeinen Unzufriedenheit und Unsicherheit. Das Gewehr und der Revolver sind dann das rasche „Handwerkszeug"....

Fast eine Wegstunde trennt den Parusaplatz und die Stadt vom Basar. Maisfelder und Olivenhaine säumen die staubwolkige Straße ein. Der große Basar aus Konstantinopel nach Schkodra versetzt, an den Fuß der Akropolis der türkischen Zitadelle — das ist etwa die isolierte Lage dieses labyrinthischen, vielmaschigen Basars, in dem nur gehandwerkt und gehandelt, nie gewohnt noch geschlafen wird. Das ist das Geschäftsviertel, die City von Schkodra, nur ganz abseits. Der aufgehenden Sonne Licht leitet fast alle Männer in einem Massenzug von Skutari dort hinaus und der Sonne Verschwinden schließt in den schmalen Gassen gen Abend mit einem naturgesetzmäßigen Ruck die dunklen Buden hinter verrammelnden Holzbohlen; und alles hastet wieder heimwärts..... Der Silberschmied, der mit feinem Filigran und mit farbigem Gestein Pistolen und Patronenbüchsen verziert und Griffe und Scheiden für Jatagane und Dolche hämmert. Der Goldsticker, der dem Frauenmantel und der Männerjacke reiche Ornamente gibt. Der Ziselierer und Tauschierer; der Seidenspinner, der Sattler und der Gürtler; der Töpfer, der Zinnkünstler und der Kupferschmied; der Bäcker und der Fleischer. Aus jeglicher Konfession; nur kein einziger Jude lebt in Schkodra. Darin ist diese albanische Seestadt das reine Gegenstück zum macedonischen Seeplatz Saloniki: dort haben die aus dem christlich-fanatischen Spanien unter Ferdinand dem Katholischen vertriebenen Juden dank der muhammedanisch-türkischen Toleranz eine zweite, bessere Heimat gefunden, die sie jetzt so beherrschen, daß Freiherr von der Goltz einmal Saloniki als die Stadt bezeichnet mit 100 000 Menschen, von denen 105 000 Juden sind, und zwar alles: Kaufleute wie Akademiker, Handwerker wie Bauern, Bootsleute wie Lastträger, stramme, stämmige Männer mit patriarchalischen Bärten. Hierher nach Schkodra ist auch einmal ein armer Jude gekommen, so sagt die albanische Anekdote: auch zum

Basar, mit einem Kürbis als einzigem Gut. Da habe er im Staub spielende Kinder gefragt, wo und wie er Geschäfte machen könne, er sei hungrig und wolle was verdienen; und die hätten ihm geraten: er solle zuerst das Innere seines Kürbisses essen und so satt werden, und dann aus der Schale eine Ampel schneiden und die für einige Piaster verkaufen. Da sei der Jude aber umgekehrt und habe den Staub Skutaris von seinen Sohlen geschüttelt: wo Kinder schon solchen Geschäftssinn haben, da hätte ein Jude nichts zu gewinnen. Seitdem hat — so will's die Sage — kein Jude mehr sich in Skutari sehen lassen. Die Stelle des jüdischen Ghetto hat lange die mahall kaurwet, das Christenviertel, eingenommen: neben 22 000 Muhammedanern jetzt 13 000 Christen, davon 12 000 römisch-katholischer und 1000 griechisch-orthodoxer Konfession.....

Meine Wanderung führt mich schließlich aus dem Basarwirrwarr heraus und hinauf zur alten Zitadelle der türkischen Besatzung.... Der Wachposten wehrt mir den Eintritt: ich müsse eine schriftliche Erlaubnis haben. Einen solchen Schein kann ich aber nicht haben, weil ich erst gar nicht die Absicht gehabt habe, hierherauf zu klettern. Auch mein Hinweis auf des Oberkommandierenden Generalpaß nützt nichts: da habe nur der Platzkommandant zu befehlen. Ich ärgere mich — nicht; einmal weil im Orient mein Kismetsfatalismus längst alle Aergerreflexbewegungen als nichtsnutzigen und ungesunden Ballast mir genommen hat, und dann auch, weil diese neue Disziplin mir gefällt...

Ich lagere mich zwischen Felsen und Gestrüpp... Große Schildkröten spielen auf den Steinplatten, sie pfeifen und girren, tummeln und tänzeln, fast mit der Grazie und Muse der Rasse Kleyscher Kinder im „Simplizissimus"...

Weithin schweift der genießende Blick: über des niedern Basars breit sich streckende Dachdecke ... und über der orientalischen Stadt flach und glatt sich lagernde Gleichmäßigkeit. Dazwischen dunkeln die Punkte und Flächen verborgener Gärten: alter Wein rankt am riesigen Feigenbaum, hoher Oleander ragt neben prunkender Granate, grüner Lorbeer leuchtet vor der schwarzen Zypresse, in der saftigen Ueppigkeit südlicher Vegetation.... Drunten fließt der Bojanafluß aus dem Skutarisee zum Adriatischen Meer hinab, durch wogenden Weizen und durch mannshohen Mais, wechselvoll zwischen schlammiger Versumpfung und plötzlicher Ueberschwemmung. Und das Drinasawasser wälzt sich in vielgestaltiger Gabelung in die Bojana ... von der Ebene der Zadrima

her, diese selbst in jäher Willkür überschüttend und wieder verändernd, also daß menschlicher Fleiß und Wille in Ohnmacht niedergerissen wird. Eine Stromregulierung könnte und müßte neue Fruchtbarkeit zur Regel schaffen und zur Blüte und Reife treiben, dort wo jetzt wilde Schwäne und fliegende Enten nisten. . . . Drüben dehnt sich der fischreiche Skutarisee, und die viereckigen Segel der heimischen Londra blähen sich vor dem Bergwind, der über die türkisch-montenegrinische Grenze streicht. . . . Montenegros schwarze Grate türmen sich in drohenden Zacken: dort horstet Montenegros „schwarzer Falke“ und lauert, über den See und bis zur Ebene hinunterzustoßen, zum Meer hin, und reiches Bodenfutter für seine flügge, drängende Brut zu holen. Aber hüben breitet der albanische „Adler“, der Schkypetar, seine rauschenden Schwingen und seine scharfen Fänge über die Schkypnia, frei sich regend und sich spannend, aber auch gegen die eigenen Felsennester wild wütend und am eigenen Mark räuberisch zehrend. . . . .

Angst und Armut verwüsten auch das Tal. So erzählt der österreichische Generalkonsul Ippen in Skutari: „In der ärmlichen Gebirgslandschaft der albanischen Merdita gibt es Familien, welche die Plünderung der Ebene gewerbsmäßig betreiben. Ihre Angehörigen, selbst halbwüchsige Jungen, schwärmen in der Nacht insbesondere auf Vieh- und Pferderaub aus, liefern den ihr Hab und Gut verteidigenden Bauern zumeist siegreiche Scharmützel und finden auf ihren Höhen für sich und für ihre Beute völlige Sicherheit und Straflosigkeit, da sich weder die beraubten Albaner noch die türkischen Hüter des Gesetzes hinauftrauen.“

So haben's die Merditen schon getrieben, als sie noch zu Cäsar's Zeiten Pirustä geheißen haben; das erzählt uns Cäsar selbst in seinem bellum civile. Damals hat Cäsar als Konsul von Illyrien-Albanien den Schkodra-Skutari benachbarten Hafenort Lissus-Alessio gegen die räuberischen Ueberfälle der Hochgebirgler geschützt und die frechen Briganten gezüchtigt; und die Stadt hat dafür Cäsar Dank und Gegenleistung gegeben durch Unterstützung in seinem Balkanfeldzug gegen Pompejus.

Die Hand aller gegen alle in Albanien — das ist dort giltige Tradition; und der türkische Arm reicht nicht hinein und wehrt nicht dazwischen — das ist die alte Türkei im alten Albanien. Aber n'wakt wesirit — diese „gute alte Zeit“ ist jetzt vorbei. Das hallende Hornsignal der türkischen Wache weckt mich aus meinen Abendträumereien über Schkodra: morgen reiten wir in jene Berge hinauf,

deren Gipfel dort 2000 Meter erreichen, in die bisher türkengemiedene Merdita, welche 15000 Mann Bewaffnete stellen kann.

Der albanische Orient der alten Zeit neigt sich zu Ende. Der Orient Albaniens bekommt durch die verjüngte Türkei neue Bedeutung: er soll zum Sonnenaufgang europäischer Technik und Zivilisation auch für das albanische Hochland werden.

Der albanische Orient muß dem Anmarsch Europas weichen; neues Leben soll im Land der römischen Ruinen aufblühen.

XVI.

Durch die Merdita.

Morgens fünf Uhr soll abgeritten werden — so läßt mir General Schevket Torgud durch seinen Adjutanten sagen. Ich habe mich entschlossen, zunächst im Hauptquartier zu bleiben, weil ich in diesem Milieu wohl den richtigsten Einblick in den Geist der Armeeleitung und auch in ihre politischen Ziele bekommen kann.

Noch eine Nacht in einem europäischen Bett im kontinentalen Komfort des vom Oesterreicher Micic verwalteten Hotels „Europa", in das ich im Lauf der Woche aus dem allzu albanischen Parusa-Han übergesiedelt war — und das Biwakieren kann wieder beginnen. Als Proviant lasse ich Brot und Eier, Käse und Zigaretten verpacken. Das muß genügen für einen Magen, der bereits das Epitheton „taman Scüptar" verdient: „ganz wie ein Albaner" ist er verwöhnt! Auf Wurst muß ich verzichten, mit Rücksicht auf die Weg- und Zeltgenossenschaft von Muhammedanern, die solch schweinefleischverdächtige Füllung verabscheuen.

Pferde soll und will mir der Kommandant der berittenen Gendarmerie besorgen; sie sind schwer zu finden, weil das Militär fast alles eingezogen hat als Tragtiere für den Train. Meine bisherigen Pferde aus Prizren lahmen und sind wund, sollen in Skutari stehen bleiben und bald durch Albanien wieder heimkehren — mit irgend einer Bemannung. Endlich gelingt es dank einem Befehl des Generals, doch zwei Tiere aufzutreiben samt ihren zwei Kiradschis Tok und Nrenk mit Namen (Thomas und Andreas), zwei Albanern hinter der Skutariebene, die den Marsch mitmachen wollen — bis Istambul (εἰς τὴν πόλιν), „bis in die Stadt" zum Sultan, wenn ich's wolle! — für einen Gulden pro Tag und pro Tier. All right!

Und doch traue ich dem Frieden nicht: immer wieder die Erinnerung an jene Vorurteile und Warnungen noch in Deutschland, und auch an die leidige Tatsache, daß drüben bei Prizren der deutsche, der englische und der italienische Korrespondent zwar auch die Erlaubnis zur Expedition erhalten haben, am frühen Morgen aber die peinliche Ueberraschung erleben müssen, daß das Zeltlager nächtlicherweile still abgebrochen und das Hauptquartier halsüberkopf plötzlich losgeritten ist und kein Offizier angeblich Richtung und Ziel weiß — eine orientalisch-höfliche, aber auch militärisch-energische Ablehnung. . . .

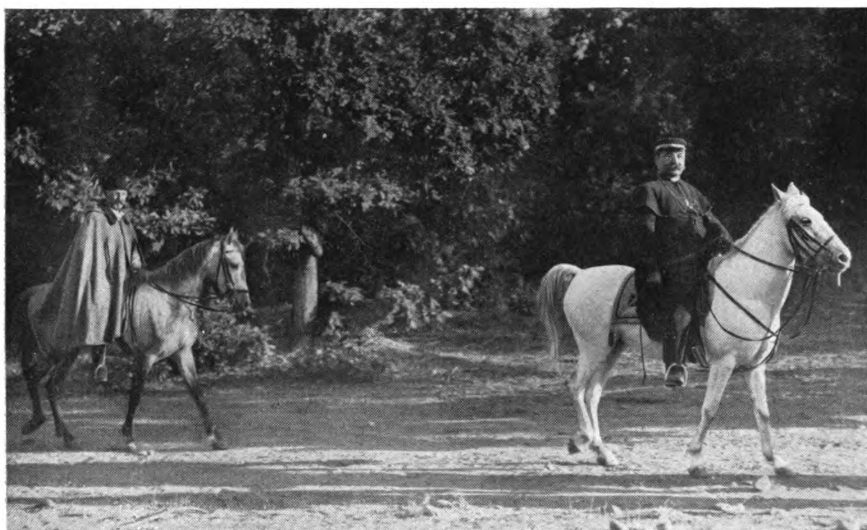
Ich schlafe spät ein und liege unruhig . . . . Plötzlich fahre ich auf: Hörnerklang und Trommelwirbel . . . und Schlachtgesang im Schritt und Tritt, das osmanische Vaterlandslied . . . vatan birzim djanimiz! Also doch verschlafen und verspätet! . . . . oder „genasführt?" — wie man mir prophezeit hatte! ? . . . . s'ist doch erst drei Uhr!

Ich springe auf und schau' hinaus: Kolonne um Kolonne schiebt sich durch die Gasse. . . Endlich ein Offizier, der meinen Anruf versteht und beantwortet: der Rest der ersten Division ist's, die nach Alessio und Kruja kommandiert ist, südwärts, am Küstengebirge hin; während unsere zweite Division durch die Merditenberge hinauf gen Oroschi operiert, südostwärts. . . Also umsonst — ausnahmsweise! — meine „orientalische Ruhe" und „türkische Würde" verloren. . . . Jawasch, jawasch!

Trotzdem hurtig und fertig. . . . Der Tag graut, wie ich Sattelzeug und Gepäck prüfe . . . und schon kündigt Hufschlag sich sammelnde Reiter an: der Bischof ist's, Monsignore Docci, mit seinem albanischen Dienertroß . . . . er trabt von der Kathedrale seiner Residenz her, hoch zu Roß. Die große, breite Gestalt kann imponieren. „Ein schönes Mensch!" — flüstert mir mein Nicola zu, in seinem gebrochenen Deutsch, begeistert und bewundernd. Das schwarze Gewand der Sutane fließt über einen stolzen, schönen Schimmel herab. Das Goldkreuz blitzt auf der Brust, eine rote Bordüre säumt die Sutane, und ein Goldstreifen verbrämt die schwarze Schildmütze. Der Bischof sitzt gut im vielgewohnten Sattel; der leuchtet violett zwischen Goldlitzen und Goldquasten. . . . „Ein schönes Mensch!" . . . Die prüfenden Augen hinter der goldenen Brille könnten freundlicher grüßen; so sehen sie mißtrauisch und unbehaglich drein. . . .

Beim Generalissimus treffen wir uns: der empfängt mich herzlich und mit Handschlag; und ich bitte ihm innerlich meine schwarzen Gedanken ab. Der Pascha lädt mich ein, an seiner Seite zu bleiben; Monsignore aber scheint ungern einen „Aufpasser“ in der Nähe zu wissen. . . .

Vor dem Hauptquartierhäuschen wird's mehr und mehr lebendig . . . Rosse wiehern und scharren und stampfen. . . . Kommandorufe schallen und hallen. . . . Das nächtliche Signal der roten Laterne des Oberkommandierenden wird am Dacheck abgehängt,



General Schevket Torgud Pascha, geführt vom Bischof Docci, zieht in die Merdita ein.

und die rot-weiße Lanzenfahne — das gleiche Zeichen für den Tag — wird losgebunden. Ein Wachtmeister trägt diese Fahnenlanze voran — — inmitten der Schwadron, die jetzt losreitet. Dann gruppiert sich der Generalstab: der Oberkommandierende Schevket Torgud Pascha, den Kopf frei vom Wickelverband, und den roten Fez drauf als einziger Offizier — alle andern tragen den erdfarbenen Kalpak. Neben dem Pascha der Bischof: das Bild in der bischöflichen Bibliothek taucht vor mir auf — wie die heilige Maria den türkischen Kalif und zugleich den katholischen Kaiser segnet. „Pour faire la bénédiction“ — sagt mir der General — reitet der Bischof voran: um die Unterwerfung seiner Merdita zu predigen

9*

und um die Unterworfenen zu segnen. „Thron und Altar“ findet sich so auch im türkischen Kriegslager in Albanien zusammen. Reitbar und streitbar, gestiefelt und gespornt, wird der Bischof uns den Weg weisen — — ein albanischer Ekkehard. . . . die einstige ecclesia militans.

Dem Pascha und dem Bischof soll ich mich anschließen, mit Oberst Ali Riza Bey. Dann folgt der ganze Stab . . . . und schließlich noch eine Schwadron Kavallerie. So geht's hinaus durch Skutari. . . . Bei der Kaserne nehmen wir noch die Parade der garni-



Türkische Generalstäbler in der Merdita.

sonierenden Bataillone ab, mit einer schrecklichen Blechmusik. . . In den Gassen und Straßen stauen sich städtische Albaner und solche aus der Malsia, aus den Bergen: sich neigend und sich beugend und sich demütig duckend; aber auch andere, beiseite stehend, aufrecht und trotzig, und finster und drohend dreinschauend. . . . .

Draußen an der Brücke vor der Stadt schwenken aus unserer Kavalkade die Kommandanten und Offiziere der Skutarioter Garnison und Gendarmerie ab und bilden Spalier. . . . Salutieren und Händeschütteln. . . . Zigarette hin und Zigarette her . . . . und hinaus geht der Galopp in die öde Ebene der Drinasa. . . .

*

Wir reiten zusammen, ein Oberst und ein Major, und plaudern Politik. Zwar — meinen sie — unser Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha hat uns Offizieren die politische Betätigung verboten. Und das ist recht und gut so: wir haben unser Vaterland befreit (in der jungtürkischen Revolution), als es in Gefahr war, infolge der Ohnmacht des „kranken Mannes" und durch die Giftmittel seiner Aerzte und Erben sich aufzulösen und ein Raub lange schon lauernder Aasgeier zu werden. Das war unsere nationale Pflicht, und Mahmud Schevket Pascha selbst hat uns gegen den Yildiz Kiosk geführt. Nun aber das Vaterland frei ist und gerettet, lassen wir es unserer neuen Regierung und treten als Soldaten wieder in Reih und Glied zurück und tun unseren Dienst mit Lust und Liebe. Wir wollen keine Prätorianer sein, wir sind aber Patrioten; und so wenig wir uns in die innere Fraktionspolitik zersplittern, so sehr brennen uns die Sorgen unserer Auslandspolitik auf die Fingernägel.

Und da kennen sie sich nun gut aus — unsere türkischen Generalstabsfreunde: geschichtlich und geographisch, in den Voraussetzungen und in den Zusammenhängen wie in den Zielen.

Unsere Unterhaltung behandelt das Thema einer deutsch-österreichisch-türkischen Großblockpolitik — gegenüber dem russischen Druck auf dem Balkan und gegenüber dem englischen Wühlen in Arabien (von Aegypten her) und in Mesopotamien (von Indien her). Eben jetzt gerade auch in der Kretakrisis, deren Zuspitzung die türkischen Truppen durch Albanien an die griechische Grenze dirigiert. Auch da stehen Deutschland und Oesterreich auf Seiten der Türkei und unterstützen ihre Existenzberechtigung auf der Insel Kreta. Russland hilft dem rasseverwandten und glaubensgleichen Griechenland, und England möchte selbst seine Mittelmeerbrücke von Gibraltar über Malta nach Cypern und Suez gerne auch noch in der Sudabai eines griechischen Kreta verankern und befestigen — im besten und grössten Hafen des Mittelmeers, der festesten Basis für Kriegsoperationen.

Für uns Türken aber — meint der Major — bedeutet die Kretafrage auch das Problem des Panhellenismus. Ein griechisches Kreta heißt für uns: von der Türkei den Kopf der griechischen Propaganda lostrennen und dadurch zugleich der griechischen Hydra neue Schlangenhäupter schaffen, die gegen uns zischen und züngeln — wieder auf andern Inseln des griechenbesetzten, türkischen Archipels oder — besser — des osmanischen Kleinasiens. Diese Griechen sind Osmanen wie wir Türken auch: unter dem Schutz

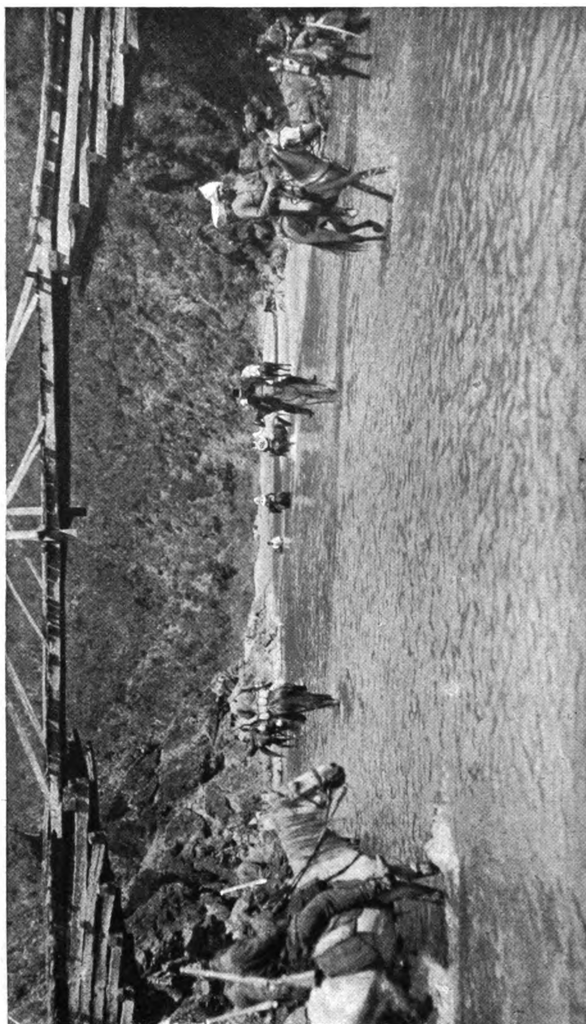
der osmanischen Dynastie arbeiten und verdienen sie, leben und gedeihen sie; besser gar als im „hellenischen Heimatland“ — besser im Charakter und besser im Gewinn.

Zeit gewonnen, Ruhe gewonnen, alles gewonnen — so mag unser alttürkisches Jawasch jawasch! euer „Immer langsam voran!“ doch auch die jungtürkische Diplomatie leiten und retten. Zeit gewonnen — das heißt für uns: Militärreform, Finanzkraft und Bahnbauten gewinnen — von Angora hinüber nach Erzerum an die russische Grenze hin und von Sivas hinauf nach Samsun ans Schwarze Meer, und gleicherweise über Konia nach Bagdad und über Aleppo nach Mekka in die Nähe der englischen Grenzen von Indien und Aegypten. Das mag unsre Defensive sichern, aber auch im letzten Ende eine Offensive ermöglichen — im Interesse Deutschlands gegen die englische Einkreisung. Dann werden wir Euch auch etwas bieten und geben können; heute sind wir nur die Bittenden und Nehmenden.

Und Frankreich? Ein Generalstäbler — ein Rittmeister — schwärmt für Frankreich: er hat es bei einer Studienreise, zu der Frankreich türkische Notabeln eingeladen hat, obenhin gesehen und rasch bewundert; schon weil er aus Saloniki ist, der freigeistigen und freimaurerischen Zentrale aller jener liberalisierenden Elemente, die nur Pariser glänzenden Asphalt und blendenden Firnis kennen und schätzen und deutsche Art nur durch die verzerrende Brille französischer Optik betrachten und verurteilen. Diese „Jungtürken“ wandeln sich nur langsam, aber sie wandeln sich doch.

Frankreich? Das kennt der Oberst, ein Araber aus Jerusalem. Frankreich mit seiner Syrien und Libanon loslösenden Agitation französischer Kleriker und französischer Napoleone. Ueberhaupt: Frankreich hat Muhammedaner in seinem eigenen Reich, ebenso wie Rußland und ebenso wie England, und hat Grund, die zentripetale Tendenz einer erstarkenden neuen Türkei zu fürchten, gemäß dem Naturgesetz des Magnetismus eines größeren Körpers ebenso wie gemäß dem Kulturgesetz der inneren Einheit des Islam. Frankreich unterwirft in Nord- und Mittelafrika Muhammedaner (auch in Marokko!). Rußland hat in Europa und in Asien etwa 18 Millionen Muhammedaner, und England in Afrika und Asien sogar etwa 150 Millionen Muhammedaner, und unsre Türkei nur rund 20 Millionen. Persien zählt 10 Millionen und China 30 Millionen Muhammedaner. Deutschland allein hat verschwindend wenig Islamgläubige — in seinen Kolonien.

Und der deutsche Kaiser hat feierlich versprochen — und dabei glänzt des Jerusalemer Obersten arabisches, braunschwarzes Antlitz —, daß er der Freund der Millionen Muhammedaner sein will. „Ich bin dabei gewesen“ — und der Oberst reckt sich auf seinem Roß



Durch die Flüsse des Merditagebirges.

stolz empor — „an unsres großen Sultan Saladin's Grab in Jerusalem; wir werden das nie vergessen!“ Die ganze weite muhammedanische Welt hat aufgehorcht, am meisten und nachdenklichsten der Muhammedaner in Aegypten und in Indien, und er hat sich als Simson des

britischen Kaiserpalastes zu fühlen begonnen: er kann an den Säulen rütteln und sie können stürzen.....

Einst kann kommen der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamische Massenwucht in Bewegung setzen kann. . .

Das Gebot des Kalifen in Konstantinopel kann die Welt durcheilen und durchfliegen — grenzenlos — bis zu den Säulen des Herkules und bis über die chinesische Mauer von Peking — — wie eine Bulle des Papstes in Rom. . .

Der muhammedanische Feldprobst des Generalstabs reitet heran: er hat in China gepredigt, als der deutsche Generalfeldmarschall Graf von Waldersee gegen die Boxer gekämpft hat. Da ist es dem türkischen Imam schon aufgefallen, wie die deutsche Jurisdiktion in China den Muhammedaner geschont hat — — wohl bewußt?

Deutschland ist die einzige Macht, die keine muhammedanischen Länder und Völker vergewaltigt und zwingt. Darum haben das „christliche Deutschland“ und die „muhammedanische Türkei“ keine konfessionell-religiösen und keine rassebegründeten Reibungsflächen, die gegen einander sich entzünden könnten. Die arabische Kultur hat einst Europa und Deutschland befruchtet; die germanische Kultur kann heute Asien und der Türkei eine Renaissance bringen. Maschallah!

Ich darf auch an Moltke's Geschichtsurteil erinnern: „Auf dem Felsen von Gibraltar behaupteten sich noch die Sarazenen, als christliche Unduldsamkeit ein in der Kultur ganz Europa vorangeschrittenes Volk von mehreren Millionen vertrieb und, sich selbst die tiefste Wunde schlagend, in Unwissenheit, Trägheit und Inquisition versank“.....

Unsre Pferde verschnaufen .... und wir suchen in der Geschichte weiter. Der erste deutsche Kaiser, Karl der Große, und der Kalif Harun al Raschid, Bagdad und Aachen haben sich durch Gesandtschaften und Geschenke begrüßt und befreundet. Der geistesgewaltigste Staufenkaiser Friedrich, der seine mittelalterliche Volksgenossenschaft bis in die Neuzeit hinein überragt, verbindet als sizilianischer König und Sarazenenliebling den deutschen Norden und den muhammedanischen Osten. Selbst der Papst der Christenheit und der Kalif des Islams finden sich zusammen, trotz der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge — meint der Major — haben nie uns Türken und Osmanen gegolten, immer nur den seldschukkischen und ägyptischen Sultanen, die vor uns in Kleinasien und Palästina geherrscht haben.

Und die Türkenkriege — belehrt mich der Oberst aus Jerusalem — haben immer nur Wien und Oesterreich als Ziel gekannt, noch nie ein Deutschland-Preußen und Berlin.

Der erste preußische König eines künftigen Großdeutschlands aber — kann ich replizieren — Friedrich der Große hat vierzig Jahre lang eine preußisch-türkische Militärallianz erstrebt, auch gegen Rußland, und damals auch noch gegen Oesterreich. Friedrichs des Großen Vermächtnis hat Moltke und heute Goltz übernommen, und in der Kiellinie dieser Richtung durchzieht die „Hohenzollern" des ersten deutschen Kaisers einer neuen Weltpolitik das Mittelmeer gen Jerusalem und nach Konstantinopel.

Und im britischen Reich steuern die Statthalter in Aegypten und in Indien, Lord Kitchener und Lord Curzon, gegen die wogende Welle, die auch ein englischer Kolonialbeamter Sir Johnston schon hat wachsen sehen: „Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes österreichisch-deutsches Reich sehen, mit vielleicht zwei Hauptemporien, das eine Hamburg, das andere Konstantinopel, mit Häfen an der Ost- und Nordsee, am Adriatischen, Aegäischen und am Schwarzen Meer, ein Reich, oder vielmehr einen Staatenbund, der seinen Einfluß durch Kleinasien und Mesopotamien geltend machen sollte. Dieses ununterbrochene Imperium, das von der Mündung der Elbe bis an die des Euphrat reichen würde, wäre doch gewiß ein so stolzes Ziel, wie es eine große Nation nur träumen und anstreben kann."

Und wie es unser schwäbischer Landsmann Friedrich List vor drei Generationen schon „geträumt" und geschaut hat in einer geradezu genialen Prophetie. Und ich kann meinen aufhorchenden türkischen Freunden erzählen, wie ihre ganze Revolution und Renaissance in ihrer Technik und Tendenz dort beim alten, großen Friedrich List vorgezeichnet ist, *) samt dem türkischen Bagdadbahnproblem und samt der deutschen Militärinstruktion.

„Ja, der verdanken wir auch unsre Erfolge in diesem albanischen Feldzug" — so führt der Major unsren politischen Weitflug in den Alltag der albanischen Niederung zurück, die wir eben durchreiten. Und dann rühmen sie alle unisono ihren und unsern Goltz-Pascha, und der Artillerieoberst preist auch Imhof-Pascha, den deutschen Artillerieinstrukteur in der Türkei, jetzt wieder in Deutschland, und gibt mir Grüße an diesen prächtigen Menschen mit, den ich in

*) Vgl. mein Buch „Der aufsteigende Halbmond", „Hilfe"-Verlag, Berlin.

Konstantinopel habe kennen lernen dürfen. Dann loben sie die deutschen Waffen- und Munitionsleistungen, von Krupp und von Ehrhardt, und der Intendanturchef, der sich unsrer Gruppe angeschlossen hat, rechnet mir vor, daß die Türkei in Deutschland seit 10 Jahren für insgesamt etwa 500 Millionen Mark Militärlieferungen gekauft hat. Auch das ist „Orientpolitik“: zu kaufen und zu verkaufen. Schließlich sind die Offiziere glücklich über den günstigen Kauf der zwei deutschen Kriegsschiffe, die jetzt bald über den Masten den Halbmond flaggen werden, und raunen leis und leiser, daß der englische Admiral Gamble, der die türkische Flotte reorganisieren soll, doch kein Goltz sei: Goltz-Pascha — der sei und bleibe ihr professeur réel ... mit besonderer, bedeutsamer Betonung des letzten Wortes.

Keiner dieser Generalstäbler, mit denen ich so rede und reite, gehört zu den etwa 200 türkischen Offizieren, die schon in Deutschland gedient und gelernt haben; aber sie alle rekrutieren sich aus den 6000 Offizieren, die in der Türkei aus der Schule der deutschen Instrukteure kommen.

Wenn ich sie so ansehe, so könnten sie alle — außer dem Oberst aus Arabiens sengender und schwärzender Sonne — Deutsche sein. Immer wieder seit vier Jahren drängt sich mir diese Beobachtung auf: man stecke diese „Türken“ in deutsche Uniformen, und niemand wird zögern, sie für „echtdeutsch“ zu erklären. So sehr ähneln und gleichen sich diese Typen. Aber was wichtiger ist: auch der „kerndeutsche“ Charakter füllt den Türken, mit Tapferkeit und Treue, Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Die gleiche Gleichung findet ja auch Generalfeldmarschall Frhr. von der Goltz für den türkischen und deutschen Bauern, auch in Fleiß und in Zähigkeit. Ein Historiker hat einmal berechnen wollen, wie viel deutsches und türkisches Blut in Kreuzzügen und in Türkenkriegen und in friedlichen Vermischungen sich gekreuzt und bekriegt, sich vereinigt und gereinigt hat; ich kann das nicht nachprüfen.

Eine letzte Frage trennt in unsrer Diskussion uns noch: die nach Oesterreich. Während ich Oesterreich in die deutsch-österreichisch-türkische Gemeinschaft und Rechnung einbeziehe, aus guten und — wie ich glaube — richtigen Gründen, werden bei meinen Lagerkameraden Zweifel des Mißtrauens laut: gegenüber dem konkurrierenden „Balkanstaat.“ Zwar: Bosniens Annexion sei verständlich und vergessen und gut bezahlt; aber das Wort des Kronprinzen Rudolf vom „Vormarsch nach Saloniki“, wo die Standarte der Habsburger flattern solle, ist noch nicht vergessen.

„Schon einmal hat's eine Habsburg'sche Invasion in Albanien gegeben... Und warum sind die besten Karten von Albanien gerade die des österreichischen Generalstabes?" wirft der Rittmeister ein — und in meinen Ohren summt die Erinnerung: „Albanien soll das Glacis des künftigen Balkankriegs sein!" — und er deutet auf sein eigenes Exemplar — — ingrimmig, daß die alte Türkei solche Kartographie versäumt hat. Auch diese Arbeit wird dieser Feldzug durch Albanien leisten: die Generalstäbler machen Aufnahmen und Berechnungen, Zeichnungen und Notizen, in Hülle und Fülle.

*

Dieser Diskurs hat unsre Exkursion bis vor Vaudjens begleitet, bis vor die Furt über den Drin, in der Nähe der türkischen Dorfkaserne. Diese „Residenz" des türkischen Kaimakam, des Landrats, hat bislang auch die Grenze der türkischen Landherrschaft bedeutet: bis hierher und nicht weiter hat der Arm der türkischen Macht gereicht. Kein Kaimakam hat es wagen können, in die Merditaberge hinein- und hinaufzusteigen; ein Pascha einmal vor einer Generation, mit einer Strafexpedition bis nach Oroschi — — aber auch dieser letzte Versuch ist nur eine vorübergehende Erscheinung, eine flüchtige Episode geblieben. Jetzt greift General Schevket Torgud Pascha hinein, hinauf und hindurch — mit des Soldaten Eisenfaust in das wimmelnde Wespennest ... mit des Ingenieurs Militärtelegraph in die ferne Weltverschlossenheit..... Keine andere „Post" hat in diese Schluchten und Wälder und Höhen Kunde und Kenntnisse gebracht, als das weitgezogene „Oo" des albanischen Rufers im Streit, der seine Stentorstimme durch die trichterartig und schallrohrmäßig gewölbte Hand von Alm zu Alm wirft, von Grat zu Grat....

Der Berg', der ist mein Eigentum,
da zieh'n die Stürme rings herum;
und heulen sie von Nord und Süd',
so überschallt sie doch mein Lied:
„Ich bin der Knab' vom Berge."

Jetzt soll der albanische Hirtenknab' aber auch singen und sagen lernen:

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
und schwing' mein Schwert und sing mein Lied:
„Ich bin der Knab' vom Berge!"

Solche Bereitwilligkeit zur türkischen Gliedgemeinschaft soll der Bischof mit dem General erwirken.

Das Tal des Gjadri geht's hinein und nach vier Stunden Ritt rasten wir vor einer albanischen Hütte bei Mnela. Die bischöflich-generalstäblerische Eintracht gefällt mir so sehr, daß ich sie im Dokument und Beweis eines bleibenden Bildes festbannen will. Ich lade meine Nettelcamera ... und der Bischof wehrt pikiert ab: „Vor dem deutschen Gast ist nichts sicher!" Der General aber pariert die spitze Bemerkung: „Unsrem deutschen Freund ist alles erlaubt: zu gehen, wohin er will; zu sehen, was er will; und zu photographieren, wie er will!" Ich danke ... so bin ich ein für allemal legitimiert. ...

Ein russischer Korrespondent sei zu Beginn der Expedition einige Tage auch dabei gewesen, drüben noch bei Ipek, von Serbien her — erzählt der General — der habe aber in seinen Depeschen gelogen und dazu noch gleich einem Spion die Bevölkerung aufgereizt; da habe er ihn über die Grenze schaffen lassen, um ihn nicht dem Kriegsgericht .... und dem Galgen ausliefern zu müssen. ... Und der General erregt sich noch, wie er an diesen russischen Streich denkt, der den Türken neue Schwierigkeiten schaffen wollte.

„Gewiß: Albanien ist schwierig. Il faut être conservateur et libéral en même temps!" — so proklamiert Schevket Torgud Pascha den klugen Grundsatz verständnisvoller Entwicklung, einer Evolution, die durch und an natürliche Bedingungen gebunden ist und doch in die wachsende Freiheit eines gesunden Fortschritts übergehen muß und will und wird.

Und weiter: Wer hat denn für Albanien überhaupt bisher etwas geleistet? fragt der General. Welcher von den beutegierigen Nachbarn? Lediglich die Osmanen haben einmal etwas geschaffen — freilich schon lange her. Dann ist Albanien vernachlässigt worden und vergessen geblieben; aber jetzt entdecken und erobern wir's wieder, und knüpfen dort an der Wesirbrücke des Mittelalters wieder an und bauen weiter...

Arme Albaner ziehen an uns vorbei, zerlumpt und bepackt mit zusammengesuchtem Brennholz und mit zusammengeschlagenen Sumastrauchzweigen, die einen Gerbstoff liefern. Beides wird nach Skutari weithin geschleppt; im Tauschhandel wird dafür Kaffee und Zucker, Salz und Petroleum in die Berge heimgebracht. .... Das ist die Armut der zügellosen „Freiheit". ...

Reichlicher ist uns das Mahl zubereitet im „Pfarrhaus" zu Preschi, beim Priester Paolo, zur Mittagsrast. Eine ganze Batterie

Bierflaschen hat der fürsorgliche Kirchenherr aus Skutari heraufschaffen lassen und albanischen herben Wein, und aus der nahen Quelle klares Wasser: das mundet dem Muhammedaner mehr als der Alkohol. Und ein Lamm hat er schlachten lassen, ein Opfer zur frohen Begrüßung der herrschenden Macht. „Leibsorger" ist der wackere Seelsorger Don Paolo auch für die hundert Familien seines Sprengels, die er seit drei Jahren in dieser Waldeinsamkeit behirtet, in einem „Gotteshaus", das Kirche und Schule und Pfarre zugleich faßt und einem Bauernhaus gleicht: beide haben in Albanien das gleiche Niveau. Ein gutmütiger, herzlicher Mensch ist Don Paolo,



General Schevket Torgud Pascha nimmt die Meldung der Samsun-Redifs von einem Gefecht entgegen.

so schnauzborstig er mit seinem Bart sich gibt. Der albanische Pfarrer trägt wie der albanische Bauer solche „Manneszier".... Beinahe grotesk aber wirkt der lange Geistliche, wie er in seiner schwarzen Kutte auf seinem kleinen Pferd sitzt, als vorbildliches Beispiel jetzt gewehrlos, und sich unter einem hellen aufgespannten Sonnenschirm duckend .... so reitet er uns voran, vorne an der Tête, und wir folgen seiner Bessa, seiner Gastfreundschaft und Wegweisung .... weiter in die Merdita hinauf... Ich aber erinnere mich jenes Franziskaners aus dem albanischen Traboina, der — auch baumlang auf seinem niederen Esel baumelnd — von den Gussinjeten beim Basar

verlacht wird und der dann wutschnaubend daheim auf seiner Kanzel seine albanischen Mannen also apostrophiert: ‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ihr Männer der Hotti! Männer wollt ihr sein? Alte Weiber seid ihr. Wäret ihr keine alten Weiber und hielten euch die Männer von Gussinje nicht dafür, so hätten sie nicht gewagt, euren alten, weißhaarigen Pfarrer auf dem Basar zu verspotten. Nochmals, ihr seid alte Weiber, wie mirs scheint! Amen.‘*) — Genau so hätte unser Pfarrer-Korporal Don Paolo eine Parole ausgeben können.....

Beim Viguhan und beim Kalivatschihan kommen albanische Merditen aus den zerstreuten Hütten: sie knien vor dem Bischof und küssen seinen Amethystring, und sie beugen sich und neigen sich, die Arme über der Brust gekreuzt, vor dem General — die „wilden, verwegenen, widerspenstigen“ Merditen, die durch Blutrache bis zu 25% ihre Männlichkeit hinschlachten. Und der Bischof segnet sie und heißt sie, Wehr und Waffen zu lassen, und „untertan zu sein der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“ Amen!

Drüben aber an der Berglehne lohen zwei Hütten in Flammen auf: ihre Weigerung, die Waffen auszuliefern, wird mit Brand bestraft, und das Geknatter der Explosion verrät ein reiches Patronendepot...

Ja, sie wollen gehorchen und sich ergeben — versichern die Merditen — — aber einige Gewehre soll der Pascha ihnen lassen — so bitten sie — gegen die Wölfe, die in die Herden einfallen und ihre Ziegen zerreißen... Und auch gegen Bären, die aus den Bergen kommen — so drängt ein wetterharter Greis, seine alte Flinte liebkosend.

Auch das ist schon entschieden: der Aelteste oder der Bairaktar, der Fahnenträger, oder an andern Orten ein Saptieh, ein Wächter soll einige Gewehre zur Aufbewahrung erhalten und davon, wo die Wolfplage wirklich vorhanden ist, gegen einen Waffenschein und mit seiner Verantwortung einige Stücke ausleihen.... Das scheint zu genügen und zu befriedigen.... Tunjatejetta!

*) Stabsarzt Dr. Schulz schildert den Erfolg dieser Predigt „im Lande des Giak“ also: Das lassen die Hotti von Traboina nicht auf sich sitzen und als wiederum eine Karawane von Gussinjeten ihr Gebiet passiert, wird sie umringt, vollkommen ausgeplündert und den Männern werden Waffen und Maultiere genommen. Es hätte das leicht zu einer blutigen Fehde führen können, aber die von Gussinje wußten, daß die Hotti so gut wie unangreifbar in ihren Bergen sitzen; sie rührten sich nicht und versuchen seitdem nicht mehr, ihr Mütchen an Pfarrern der Berge zu kühlen.

Durch's trockene Tal der Voma tragen uns die Pferde langsam aufwärts in die Eichenwaldungen bei Katschinjeti. Allmählich bricht der Abend herein. Wir lagern uns in einer Schlucht bei einer Quelle, und Brombeeren — dem Bischof wie dem General als Genuß fremd — erquicken den Gaumen. Der General gibt Befehl, daß die zwei abgesessenen Schwadronen ein Biwak beziehen. Pferde werden gekoppelt und Wachen ziehen auf. Für die Offiziere werden Zelte aufgeschlagen, die eben mit den Traintieren eintreffen. Der General will selbst auch im Zelt bleiben und lehnt des Bischofs Gastfreundschaft in der benachbarten, bereitgehaltenen Pfarrei von Katschinjeti ab; er lädt auch mich für die Nacht in sein Zelt ein, ich lehne aber diesmal ab, weil mich die Pfarre und der Eindruck der „Gegenpartei" lockt. Ich reite also mit dem Bischof und seinem Troß, sowie mit einigen Generalstäblern weiter .... noch eine Stunde, durch schöne, starke albanische Eichenhaine, die den Oberst Zia Bey, der in einer deutschen Garnison gestanden hat, so deutsch anmuten und so tief entzücken, daß ich ihm das deutsche Lied vorsingen muß: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!"

In Katschinjeti erwartet uns der Priester Don Piedro vor seiner Pfarrei.... Eben schmilzt sich der Sonne Gold hinter den breiten, weiten Bergen in leuchtendem, flutendem Feuer .... und drunten schimmert und flimmert im silbernen Spiegel der Skutarisee .... durch die sich dehnenden Kulissen... Das Fernglas des Bischofs zaubert solch Schauspiel in den Rang einer fabelhaften Nähe... s'ist made in Germany, ein Zeißfabrikat aus Jena.... Auch im — wiederum gleichen — Raum der Kirche und Schule hängt deutsche Arbeit: eine Weltkarte mit deutschen Namen, aus dem österreichischen Kult. Inmitten des Hofs zwischen Kirche und Pfarrei steht ein „Glockenturm", ein italienischer „Campanile", so einfach, wie alles auf dieser Alm: ein Torbogen, in dem eine Glocke hängt. Das Pfarrhaus ist unsre Sennhütte: in der rußgeschwärzten Diele mitten auf dem Boden ein Holzfeuer, über dem am Spieß ein Schaf gedreht und gebraten wird, und ringsum im zuckenden Lichtschein lauter Kufen, in denen der Wein gestampft wird, und allerlei Küchengeräte.... Wie ich in den hintern Hof hinaustrete, hockt dort ein Mädchen und ein Kind: beide ergreifen vor dem Fez die Flucht, schreiend im „Turkoschreck".... Den Hauptraum dieser Pfarrei-Sennhütte schmücken Heiligenbilder, die als Handtuchträger benützt werden. Fenster sind keine da, nur Löcher gleich Luken, mit Holzläden, die mit Steinen beschwert und gehalten werden.... Nach einem reichlichen Mahl,

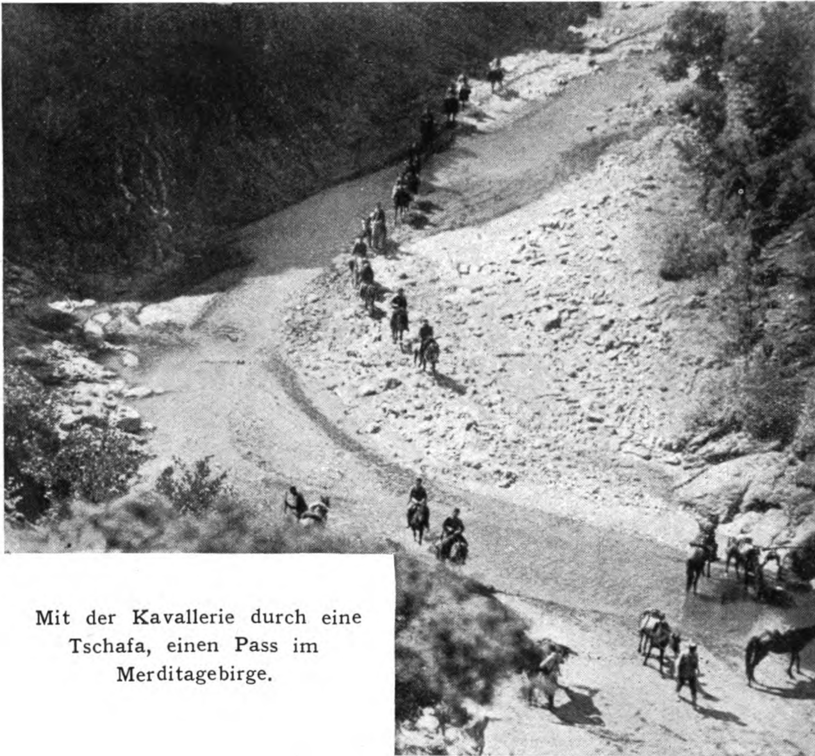
wie die Pfarrei es wohl selten erlebt hat — mit Schaffleisch in allen möglichen Stückausgaben — verteilen wir uns in die Kammern: ich erhalte mit den beiden Priestern, Don Paolo aus Preschi und Don Piedro in Katschinjeti, den großen Speiseraum. Ein einziges Bett steht bereit; das soll ich nehmen, während meine zwei geistlichen Brüder den Boden als Lagerstatt benützen. Wir plaudern noch lange: Don Paolo will viel von „Preußen" wissen — so heißt er Deutschland — und besonders von unsrem Militär. Der martialische Don Paolo ist unglücklich, daß er kein Soldat geworden ist: ein „preußischer Korporal" ist sein Ideal; und daß er sein Gewehr jetzt den Türken hat hingeben müssen, das schmerzt ihn auch — ihn, der eine albanische Verkörperung des Tirolerschützenpfarrers Haspinger darstellen kann. Wie es sich herausstellt, daß ich selbst nie beim Militär habe sein können, sinke ich in seiner Schätzung: er nimmt mich nimmer ganz voll. Bei seinem Kollegen Don Piedro dagegen gewinne ich als „mezzoprete", als „demi-prêtre", als Halbpriester, wie er mich als einstigen Theologen erkennt. Piedro ist sanft und weich. Paolo und Piedro bleiben sich darin gleich, daß keiner von ihnen zu den mit ihrem Pfund fünfzigfältig wuchernden Merditenpriestern gehört. Paolo spielt und barrt mit Piedro wie mit einem Kind. . . . . . . im schäumenden Ueberschuß ausgelassener Kräfte. Immer wieder marschiert Don Paolo mit wuchtigem Tritt und kommandiert wie ein Korporal und paradiert und salutiert und jubiliert in albanisch-italienischem Laut- und Liedgemisch und will aus seiner Soldatenphantasie gar nicht mehr herauskommen, bis die Mitternacht unsre Müdigkeit löst. . . 12 Stunden sind wir unterwegs gewesen, und 9 im Sattel; und in 5 Stunden soll wieder in aller Frühe aufgebrochen werden.

In der Frühe weckt die Patrouille. . . Eine einzige Waschschüssel, eine einzige Seife, ein einziges Handtuch wandert von Person zu Person, von Kammer zu Kammer, durch ein Dutzend von Leuten hin, vom Bischof zum Pfarrer und zu den Offizieren. . . . Just wie in einer Sennhütte.

Im Mondschein wieder durch dichten Eichenwald bis Sukadzi, wo wir auf den General und seine Kohorte warten; angesichts eines sich weitenden Alpenpanoramas. „Die Sonn' erwacht, mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Tal. O Morgenluft, o Waldesduft, o goldener Sonnenstrahl!" . . . .

Rosse wiehern, Zweige knacken. . . Der General reitet an, und weiter geht's in den frischen Tag hinein . . . . im Trab noch eine kurze Waldstrecke, dann im Trott über hartes Steingeröll, und schließ-

lich mit gemsenzähem Klettern jähe Schluchten hinauf und hinab, und hinan... Da begreife ich, in der Mähne meines Pferdes mich festhaltend oder wagrecht auf dem Rücken zurückliegend, wozu der militärische Bocksattel — den ich leider nicht habe — gut und notwendig ist... Mählich glimmt man eigenfüßig steile Steigen immer wieder ansteigender Tschafas hinan .... im Sonnenbrand, der selbst die weißen Kapuzen zur Qual macht ... mit perlendem tropfendem Schweiß den Pfad zeichnend — saepe caedendo .... und in dumpfem



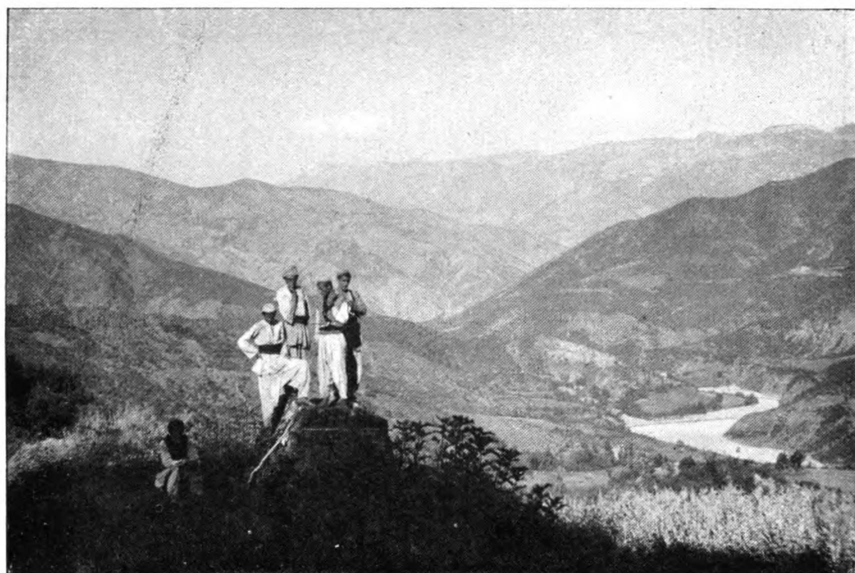
Mit der Kavallerie durch eine Tschafa, einen Pass im Merditagebirge.

Schweigen sich ergebend.... So „mußt' er mit dem ganzen Heer durch ein Gebirge, wüst und leer..... Viel Steine gab's und wenig Brot.... Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen ... er zog sie nur am Zaume nach...“ So tappt einem in Albaniens stiller Felsenwildnis die schwäbische Kunde durch den keuchenden, schwindelnden Kopf. Ich kenne Barbarossas „Gebirge wüst und leer“ in Kleinasien bei den Tauruspässen: das ist dort eine glatte Chaussee, verglichen mit Albanien.... Und Patronenhülsen in Fülle bestätigen,

daß die türkischen Truppen durchgedrungen sind .... die albanischen „Spichern"-Höhen hinauf.

Endlich eine liegende Rast in einem schattigen Wäldchen... Kein Wort wird laut; alles verschnauft und schläft im grünen Versteck...

Auch erfrischendes Naß bietet sich bald, in einer kalten Quelle, die der Bischof als das beste Wasser der Merdita rühmt, als die Kruja Sch'Leschit, als die Alexanderquelle. Dort öffnet sich auch ein genußreicher Blick in das tiefe Tal des Famdivogel und dann der



Blick von der Alexanderquelle (Kruja Sch'Leschit) in die Merditalandschaft auf die Berge von Oroschi.

Sefta Oroschit hinein und zu den Bergen von Oroschi hinauf bis zu den 2000 Meter hohen Kuppen der mächtigen Mali Senjt, des heiligen Bergs.

Also doch ein Ende wenigstens zu sehen: in Oroschi, dem Mittelpunkt der Gebirgslandschaft der Merdita. Der Bischof plaudert von seinen Merditen: wie die Sage sie als eine Kerntruppe des Sultans auf dem Amselfeld im Sommer 1389 die Schlacht entscheiden läßt durch das gute Omen des albanischen Grußes mir dit! Guten Tag! Oder wie sie aus Syrien oder gar aus Persien gekommen sein sollen:

aus Syrien aus einem Stamm der Mardaiten von einem Sultan auf den Balkan verpflanzt; oder aus Persien als maerd, als „Tapfere.“ Das seien aber alles ethymologische Ratereien und Spielereien; niemand kennt die Herkunft des Namens, der im 16. Jahrhundert erst erscheint. . . .

Noch einige Stunden Reitstrapazen — über steinige Steigen und durch schenkelbadende Flüsse — und droben thront auf einer Bergterrasse die Kathedrale von Oroschi, die Abtei, die Residenz des Bischofs, gleich einer Bastion, mit der Krone ringsum laufender Zinnen.

Diese Sicht spornt nach 15stündigem Marsch und 10stündigem Sattelsitz die müden Glieder zur letzten Leistung, und bald pflanzt neben dem verwitterten Holzkreuz vor der Abteikirche sich der verjüngte Halbmond im rotweißen Banner des kommandierenden Korpsgenerals auf, und rasch füllt sich die weltfremde Stätte des Abteihofs mit dem Pferdegewieher des Feldlagers. . .

Im großen Audienzsaal reihen sich Diwans an den Wänden und dort heißt uns der Bischof willkommen. „Was der Türkei seit fast vier Jahrhunderten nicht geglückt ist, das ist Eurer Exzellenz jetzt gelungen: die völlige Eroberung Albaniens“ — mit diesen Worten der Unterwerfung verneigt sich Monsignore Docci, der Bischof der albanischen Merditenstämme vor dem türkischen Generalissimus Schevket Torgud Pascha. Und der Pascha nimmt den Präsidialsessel des Bischofs ein und ringsum setzen sich die türkischen Generalstäbler, wie einst Ordensritter im Kapitelsaal. Und in schwarzen Sutanen gehen die Priester aus und ein, und dienen demütig und reichen gastfreundlich Erfrischungen: Wasser und Kaffee, aber auch Wein, und gar Schnaps. Auch beim Nachtmahl nachher, wo wieder der General präsidiert und den Bischof und mich als Gäste behandelt, denen er das Brot bricht und das Fleisch darreicht: der General ergreift Besitz von der Abtei und ist im Bischofsheim zu Haus. Bei der Tafel nehmen nur vier von 24 Offizieren Wein, solche, die in Deutschland ausgebildet worden sind und europäische Gewohnheiten heimgebracht haben.

Aber mein muhammedanischer Freund, Oberst Ali Riza Bey, liebt das nicht; er plaudert mit mir über „muhammedanische Kultur“: Ich bleibe Muhammedaner, weil ich die starke Kraft unsrer Religion kenne und spüre. Ich habe einen „Harem“, d. h. eine einzige Frau, und liebe und verehre sie, und mein letztes Gebet heute abend und mein erster Gedanke morgen früh werden zu ihr und zu meinem Knaben fliegen. Allah behüte sie! Sie sind mein Freund, mein Bruder:

Sie sollen sie in Konstantinopel kennen lernen in unsrem bescheidenen Heim, und Sie werden sagen können, daß Eure europäischen Vorurteile von der Sklaverei und Stumpfsinnigkeit der türkischen Frau, als tanzender Odaliske oder als faulenzender Hanum, falsch sind. Aber wir bewahren unser Liebstes vor dem Schmutz des Alltags, und sind froh, Frauen und Mädchen noch nicht der Fabrik preisgeben zu müssen. Aber vor Gott haben wir Männer und die Frauen gleiche Pflichten und gleiche Rechte, lehrt uns der Koran... Sind Sie in Konstantinopel gewesen, als unsre Frauen eine Flottenversammlung veranstaltet haben? Da sind tausende türkische Frauen im großen Taksimgarten zusammengekommen, zum Kaffee und bei Musik, und haben ihre Gaben zusammengebracht für den Fonds unsrer neu zu schaffenden türkischen Flotte. Kein einziger Mann durfte dabei sein, aber auch kein einziger Mann hat sich moquiert über das nationale Empfinden und Handeln unsrer patriotischen Frauen, unsrer Lebensgefährtinnen auch im „Schleier und Harem"... Und wir Muhammedaner sind mäßig und nüchtern, und mein Glaube an unsre gesunde Volkskraft gründet sich auch darauf, daß unser Volk seit Generationen keinen Alkohol genommen hat. Allah behüte uns vor der „europäischen Kultur" des Alkoholismus! Und wir wollen fromm bleiben, auf Muhammed hören, wie Ihr auf Christus und andre auf Moses, und uns tolerant vertragen; und Muhammeds Wort befolgen, der da sagt: „Meine Gesetze sollen mit den Zeiten voranschreiten; man muß sie nur gut kommentieren." So können wir auch Eure europäische Technik uns holen. Aber im Grund ruht alles in Gottes Hand. Das gibt uns Soldaten den Elan: Ihr nennt es „Fatalismus" oder auch „Fanatismus", und im Grund ist es die gleiche religiöse Hingabe und Zuversicht, die Euch Christus lehrt.

Mir fällt dabei ein Erlebnis in Smyrna ein: dort hat der Sohn eines Griechen mit dem Gewehr gespielt und es so ungeschickt gehandhabt, daß es losgeht und im Nachbargarten den Knaben eines Türken trifft und tötet. Der türkische Vater ist unglücklich, findet aber kein Wort des Vorwurfs und der Klage gegen den unseligen Schützen und beugt sich vor Allahs unerforschlichem Ratschluß: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!" So spricht der türkisch-muhammedanische Hiob. Das ist auch „Fatalismus"... „Herr, wie du willst, so schick's mit mir!"...

Ja — fährt der arabische Oberst fort — in der Malsia haben wir blutige Kämpfe gehabt und an einem Tag zwei Dutzend Soldaten

verloren. Unser General hat an der Beerdigung teilgenommen und mitgebetet. Da haben die Soldaten geweint! Warum? Aus Freude darüber, daß auch der General mit ihnen fromm sein kann. Wir Offiziere sind als „Jungtürken" à la Paris verdächtigt worden, als Religionsverächter; unsre Soldaten aber wollen Religion haben. Allah bilir!".....

Von unten tönt's herauf — aus dem Truppenbiwak um die Abteikirche — monoton wie ein Choral, aber auch mit der Kraft, welche die protestantische Marseillaise durchzittert: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" — wieder der türkische Soldatengesang:

Die Fahne trägt der Ehre treues Gut,
„Osmanen" sind wir, stolz und kühn genannt.
So schenken wir mit Freuden unser Blut
und unsre Seligkeit dem heil'gen Vaterland.

XVII.

Der albanische Polyphem.

Vor dem Nachtlager in der Abtei vielverzweigten Räumen plaudern wir bei der gastlichen Zigarette wieder über albanische Ethymologie und griechische Mythologie. Der Bischof setzt das albanische Meer dedi in Zusammenhang mit der griechischen Meernymphe Thetis. Auch Achilleus soll also albanischen Geschlechts sein. Odysseus weilt auch nicht allzufern; er ist ja drunten auf einer Insel nahe der albanischen Küste beheimatet, und wie ich einst auf Korfu vom Achilleion des deutschen Kaisers aus hinunter geschaut habe — über Cypressen und Pinien zur See —, da sehe ich dort die „Mausinsel" schwimmen, Pontikonisi: der Sage nach das versteinerte Schiff des Odysseus oder auch der Kyklopenblock, den der geblendete, blindwütige Polyphem dem listigen Polytropos-Odysseus nachgeschleudert hat. Was Wunder, wenn auch in einer albanischen Höhle ein Polyphem haust. Der Bischof Monsignore Docci bestätigt, was Nopcsa „aus Sala und Klementi" erzählt:

„Einst verirrten sich in einem Walde drei Ordensgeistliche. Viele Tage ohne Nahrung, waren sie dem Hungertode nahe. Da fand einer von ihnen eine Haselnuß; diese teilten sie in drei Teile, jeder aß ein Stück und war gerettet. Sie gingen gestärkt weiter. Als es Abend wurde, erblickten sie ein Licht, das sie leitete. So gelangten sie vor

die Wohnung eines Angehörigen des einäugigen Riesengeschlechtes Katalan. Der Riese nahm sie gastfreundlich auf, setzte ihnen allerhand gute Speisen vor; nach dem Essen betastete er aber den Nacken jedes einzelnen, um ihre Feistigkeit zu prüfen. Die Mönche erschraken, denn sie wußten, daß dies nur geschehe, um den fettesten ausfindig zu machen und ihn dann zu schlachten. Da aber jeder glaubte, das böse Geschick werde nicht ihn, sondern seinen Genossen treffen, so unterließen sie es, sich zu beraten. In der Nacht packte der Katalan eines seiner Opfer, schlachtete es, briet es am folgenden Tage am Spieße und forderte die beiden überlebenden Priester auf, am Mahle teilzunehmen. Diese weigerten sich anfangs; als sie aber der Riese mit dem Tode bedrohte, setzten sie sich gemeinsam zur Tafel. Sie aßen jedoch nichts, sondern warfen die Fleischstücke unter den Tisch. So verzehrte der Riese fast allein den ganzen Menschen. Darnach bekam er einen fürchterlichen Durst und wollte trinken. Der eine der beiden Mönche kam ihm aber zuvor, ergriff den Wasserschlauch und leerte ihn, den Inhalt unbemerkt neben sich auf den Boden gießend, bis auf die Neige, ohne aber zur Verwunderung des Katalans den Durst gelöscht zu haben; denn er übergab den Schlauch seinem Genossen, und dieser eilte zur Quelle, um für ihn neues Naß zu holen. Hier blies er aber den Behälter nur auf, so daß es dem Durstigen ein leichtes war, ihn nochmals zu leeren. Nun wollte der Riese, um endlich an die Reihe zu kommen, selbst zur Quelle gehen; aus Angst, die beiden Mönche könnten in seiner Abwesenheit irgend etwas Böses anrichten, besann er sich jedoch eines andern, blieb daheim, verschloß die eiserne Tür und legte sich, vom Durst geplagt, zur Ruhe nieder. Als er schlief, überfielen ihn die beiden Gefangenen und bohrten ihm eine glühende Eisenstange in das einzige Auge. Der Riese fuhr in seinem Schmerze auf und wollte die Priester ergreifen. Diese versteckten sich aber unter den zweihundert Schafen, die im Hause waren, so daß der Geblendete, hin- und hertappend, ihrer nicht habhaft werden konnte. Er beschloß daher, um ans Ziel zu gelangen, die Schafe herauszulassen, um dann in dem leeren Raume seine Widersacher einzufangen. Die Mönche erkannten alsbald seine Absicht, häuteten flink zwei Widder ab, zogen die Haut an und der eine band sich die Glocke des Leithammels um den Hals. Beide stellten sich dann an die Spitze der Herde und entkamen glücklich, wiewohl der Riese bei der Tür jedes einzelne Schaf am Rücken betastete, um die Flucht der Gefangenen zu verhindern. Draußen angekommen, riefen die Geretteten: „O Riese, wir sind entkommen und schulden dir

keinen Dank!“ und verhöhnten auch sonst den Ueberlisteten, so daß dieser, seine Blendung vergessend, ihnen wutentbrannt nachlief. In dem Steingewirr fiel er und brach sich das Genick. Die Mönche bemächtigten sich nun der herrenlosen Schafe und kehrten darauf in das Land unbelästigt zurück, aus dem sie gekommen waren.“

Die albanischen Mönche übertreffen so an Klugheit, Kühnheit und Erfolg selbst den weitgereisten, vielgewürfelten König und Helden des trojanischen Krieges. Katalan ist tot, Polyphem lebt noch. Polyphem



Albaner vom Stamm der Schalla.

hat seinen Homer gefunden und ist polyglott geworden — in allen Sprachen bekannt. Katalan hat keinen albanischen Poeten begeistert und ist verschollen geblieben — weltfern und weltfremd in seiner albanischen Bergeshöhle.

Aber in das neutürkische Albanien wird jetzt bald auch die Wissenschaft hineingreifen können — nicht nur in den geographischen Notierungen der Offiziere und in den statistischen Zählungen der Gouverneure, auch in historischen Durchforschungen der Ahnengräber und Stammessagen, deren Licht das geschichtliche Dunkel Albaniens erhellen kann.

XVIII.

Oroschi.

Der römische Legionär und der türkische Diktator.

Die Kirchenglocken der Abtei von Oroschi, die morgens das Echo aus den waldigen Bergen wecken und locken, verkünden den Segen des heiligen Alexander: er regiert in Oroschi und in der Malsia, im Bergland der Merdita, heute noch wie im frühchristlichen Albanien. Alexander wandert durch die ganze Türkei: als Iskender habe ich ihn



Die Abtei des Bischofs Docci in den Bergen von Oroschi.

überall in Kleinasien gefunden — das durch die Jahrhunderte hindurch mit dunklen Erinnerungen an Alexanders Taten sich gefüllt hat — in Steinen und Städten; und Skanderbeg haben die Türken auch den tapfern Georg Kastriota, den albanischen Nationalheros, genannt; und Lek heißt auch der andere albanische Kriegsherr Dukadschin aus der mittelalterlichen Merdita gegen die Türkenmacht.

Diese albanischen und türkischen Alexanders — Iskenderun und Skanderbeg — haben miteinander gleich und gemeinsam ihre Berufung auf Alexander den Großen, dessen starker Arm einst von seinem Mazedonien aus ins nachbarliche Albanien hineingegriffen und weithin über das ferne Asien gedrückt hat. Aber der Alexander, vor dem die albanischen Merditen in und um Oroschi knien, ist anderer und niedrigerer Herkunft: der ist ein simpler römischer Legionär, geboren aus italienischem Samen und gemartert im Kreuzestod in Kleinasiens Steppe und zum Heiligen erhoben durch das päpstliche Rom.



Katholische Albaner mit ihren Gewehren bei der Messe.

Zu diesem heiligen Alexander, zu ihrem Lesch, treten die Merditen in Oroschi zum Beten — — wenn sie ihr mageres, borstiges Vieh auf die Hochalmen des heiligen Bergs des Mali Schejnt hinauftreiben, an der Abtei vorbei, unter einem Gerüst hindurch, in dem verehrungfordernde Reliquien aufgebaut sind, Kühen und Rindern zum Segen, zum Schutz gegen Wölfe und Bären.

Und wenn der Bischof an der Kirche festlichen Tagen für die im Hof der Abtei kauernd gelagerten Albaner die Messe zelebriert und über ihre bewaffneten Scharen die Monstranz mit dem heiligen Schädel schwingt, dann gilt die tolle, luftdurchjagende Gewehrpatronade vor dem Gotteshaus wieder dem heiligen Alexander, dem albanischen Lesch.

Auch heute lagern Albaner im weiten Abteihof von Oroschi; aber ihre sonst allzuraschen Flinten nehmen heute die türkischen Truppen in der Merdita an sich und mit sich, ein reiches Arsenal von Mauser- und Browningwaffen. Und wenn ich den bereitwilligen Pater der Abtei frage, ob nicht doch Waffen der allgemeinen Niederlage sich entziehen, zwinkert er zwar mit den lustigen, listigen Aeuglein, und erbietet sich, in der nächsten Nacht noch einiges Gewaffen zusammenschaffen zu können; wie ich's aber bei Licht besehe, sind's wohl silberbeschlagene, schöngearbeitete Pistolen, aber ungefährliche Rückbleibsel gegenüber der modern-deutschen Ausrüstung, mit welcher das schwäbische Oberndorf und Rottweil wie das rheinische Köln und Düsseldorf die türkischen Truppen in Albanien versorgt.... Der römische Legionär darf stumm schlummern....

Während der ersten Nacht in der Abtei — der Generalissimus schläft im Bett des Bischofs und die Mehrzahl der Generalstäbler in den Zellen der Priester — schaue ich von meiner Kemenate ins stille Tal hinab und zu den mondklaren Steilhängen hinüber. Dort lehnt sich in die Mitte des heiligen Berges, des Mali Schejnt, an die bergenden Wände der Felsen der Ort Oroschi — also, daß eine leicht sich nahelegende Wortspielerei ein solches Felslager mit rocher in Verbindung bringt. Dürftige Sennhütten sind's zwischen schlechten Maisfeldern und ihre bäuerlich-alpine Armut verkörpert einen krassen Gegensatz zur opulenten und korpulenten Bischofsresidenz ... Drüben loht eine Feuersäule auf.... Die Flammenzeichen rauchen. .. Soll's ein Signal für weitere Bairaks, für die andern Gaue der Merditalandschaft?.. Kann's ein Willkommgruß sein — der Resignation und der Loyalität?... Dort drüben überragt ja die Sennhüttenversammlung der „Serail der Prenks", der „Palazzo der Principi" der Merditen, das Haus der Familie von Prenk Bib Doda: mit dem Vetter Marku Djon und mit all den Djonmarkaj der dreißigköpfigen, vierfachen Familie. Kein „Palast", ein massiver Steinbau zwar, aber ein besserer Bauernhof, mit einem viereckigen Wacht- und Wehrturm, zur Hälfte verbrannt und verfallen. Die letzte Expedition alttürkischer Art — vor jetzt 33 Jahren — hat den verschwörerischen und flüchtigen Kapetan

Prenk Bib Doda durch Plünderung seines „Palazzo“ und durch Brand bestraft; heute bringt der durch die jungtürkische Revolution aus der Verbannung im kleinasiatischen Kastamuni befreite einäugige Prenk Pascha dem jungtürkischen Regime loyale Ergebenheit dar: er will sich und seine Merditen daran erinnern, daß sein und ihr Geschlecht dereinst in der türkisch-slawischen Entscheidungsschlacht bei Kossovo polje als Kerntruppe dem Sultan gedient und geholfen haben — sollen. Se non è vero, è ben trovato! .... Der römische Legionär Alexander, vulgo Lesch, wird seinen Heiligenschein verblassen sehen müssen....

Mit unsrem Stab ist der neue türkische Kaimakam in Oroschi eingeritten, auch ein neutürkischer Offizier, der als Landrat die Merdita militärisch verwalten soll. s'hat noch keiner bisher hier oben in Oroschi residieren können, s'ist jeder bisher in der Drinfurt Vaudejns stecken und sitzen geblieben. Auch der alttürkische Strafzug von 1877 ist wieder zurückgegangen und hat nur rasch vorher gebrandschatzt: der jungtürkische Kriegsherr will jetzt dableiben und aufbauen. „Ich werde dort hoch oben eine Kaserne und eine Schule aufrichten, just neben der Abtei des Bischofs von Oroschi und gegenüber dem Serail des Principe!“ — so sagt mir der türkische Kriegsminister und Militärdiktator Mahmud Schevket Pascha, wie ich ihm in Konstantinopel im Seraskjerat über meine albanischen Eindrücke und Erlebnisse berichten kann. So rückt die neutürkische Technik und Kultur aus der sumpfigen Niederung des alten, stagnierenden Drintals hinauf in die bisher einsamen Felshöhen von Oroschi — — hinein bis zum Kernpunkt der römischen Kirche und hinein bis ans Mark der Djonmarkai, heran bis zum führenden Bairak, bis zum Banner des leitenden Merditenstamms.....

Der römische Legionär Alexander der Heilige im albanischen Oroschi darf im langen Schlaf der mittelalterlichen Reliquienkapsel weiter schlummern — — gleich der albanischen Ruine des Benediktinerklosters des heiligen Johannes, des Schin Gjin, drüben auf einer andern Merditenkuppe. Und die alljährliche albanische Volksversammlung, das Merditenmeeting vor der Kirche St. Paul, Sch'Pal, die Rütlieidgenossenschaft, soll statt bewaffneter Streiter in Zukunft auch schulerzogene, disziplinierte Soldaten beisammensehen und albanische Bauern, die durch die Sicherheit von Handel und Wandel gewinnen. Weder die Abtei noch der Palazzo haben bisher das Volk zu heben, zu bilden und zu bereichern verstanden. Der Principe hat weite Waldkonzessionen und der Bischof treibt schwunghaften Holz-

handel — rings um die Abtei lagern geschlagene und geschnittene Stämme aus dem üppigen Baumreichtum um Oroschi — aber die Armut und der Aberglaube des Acker- und Viehbauern der Merdita ist auf dem Niveau des römischen Legionärs zurückgeblieben, oder im Brandschatzen und Raubplündern des italisch-kalabresischen Briganten über der Adria drüben. „Darum will ich dort oben eine Schule und eine Kaserne durch und für den türkischen Staat bauen, neben der Abtei und gegenüber dem Serail!" — so wiederholt der Militärdiktator Mahmud Schevket Pascha: er wird zum Kulturbringer in partibus infidelium, im Bergland der „Ungläubigen".

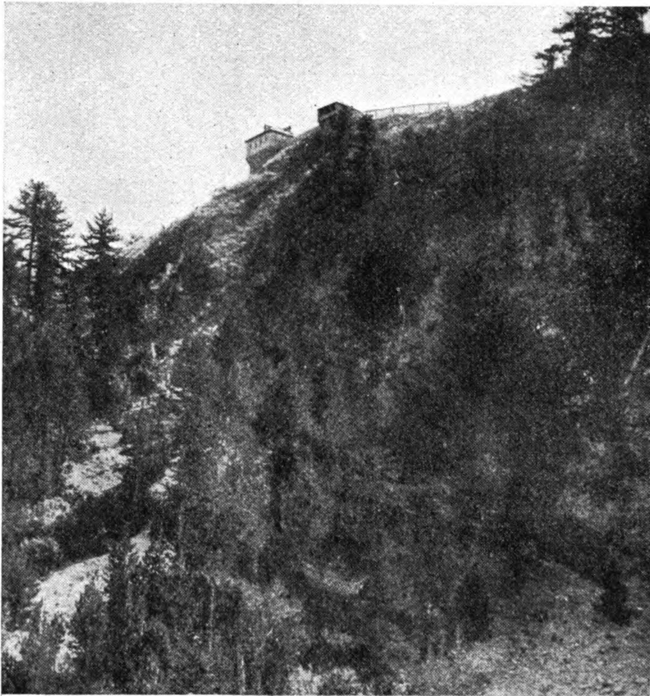
Sie sollen's glauben lernen!

*

Monsignore Docci, Abbas nullius und Bischof, läßt uns einen weiten und tiefen Blick tun über seine Lande — von der windumbrausten Spitze seiner Sommerresidenz aus. Von Oroschi aus bringt uns ein dreistündiger Ritt noch höher und höher hinan, durch wuchernde Föhren- und Kiefernwälder und über grünende Weiden, aber auch in steilen Steigen. Wieder weiß das albanische Rößlein die Spruchweisheit des arabischen Pferdes sich zu eigen zu machen — wenigstens teilweis: Bergauf reit' mich — bergab leit' mich — in der Ebene schon' mich nicht — und im Stall vergiß mich nicht! — Nur daß Ebene und Stall für die albanische Erfahrung etwas sehr arabisch-türkisch klingen und ihm deshalb unbekannt bleiben. Immer wieder finde ich, daß in dem Klima und auf dem Boden Albaniens das eingeborene kleine Pferd leistungsfähiger und genügsamer ist als die ungarische Rasse der türkischen Kavallerie; freilich hat sie auch nicht erstklassiges Material, zu 400 Mark durchschnittlich das Pferd. Das Kriegsministerium will allmählich ganz zur einheimischen Remontierung übergehen. . . . Wie's auch sei — wir sind oben im bischöflichen Bergschlößchen: ein sauberer, geräumiger Holzbau, wieder aus dem Waldreichtum ringsum genommen und gezimmert, auf einem Bergkegel förmlich herauswachsend in die Felsen festgeklebt, gleich einem Falkenhorst . . . . in 1300 Meter Höhe. . . Wir laben uns an kühlender, gebrockelter Jaurt-Milch und am gastlichen Kaffee — — — und am fernschweifenden Blick, der das in Schönheit sich ausbreitende, geradezu grandiose Panorama kaum fassen kann: über ein buntes Gewoge des saftigen Buchenhochwalds und des düsteren Kiefernstandes, von uralter Schwere, hinein in zerrissene Täler und hinauf zu ragenden Graten und Zacken, von der merditischen Munela mit

ihren 2000 Metern bis zu den nordalbanischen Alpen, die mit ihren mehr als 3000 Metern in den Schnee hinein schimmern. . . .

General und Bischof und ich — wir lehnen zusammen über der Brüstung und schauen auf den brandenden, brodelnden Nebel hinunter — — wie er widerwillig weicht und doch schließlich sich verkriecht vor der klaren, strahlenden Sonne Majestät. . .



Das Bergschlösschen des Bischofs Docci, 1300 m hoch.

Ich werde pathetisch und will Schiller zitieren: „Dies alles ist Euch untertänig! . . . . Die zwingt jetzt Eures Zepters Macht. Vorbei, geendet ist der Krieg.“ Aber — Exzellenz kennen wohl das heutige türkische Samos, aber noch nicht Polykrates noch schließlich das Schiller'sche Gedicht. Auch Monsignore bedauern, Deutschland und Schiller nicht zu verstehen.

Wenn ich General Schevket Torgud wäre und als ein vom General Goltz instruierter Türke auch die preußische Geschichte kennen würde, so würde ich, was Friedrich Wilhelm I. seinen privilegierten „Herren Junkers“ hat sagen lassen, jetzt dem Bischof von

Oroschi wiederholen: „Ich stabiliere die Souverainetät und setze die Krone fest wie einen rocher von bronce!“

Das Felskastell von Oroschi soll der rocher der türkischen Souveränität in der Merdita und in Albanien werden.

Der Bischof versichert seine Loyalität und der General wiederholt: „Gerechtigkeit und Pflichttreue und keinerlei Sonderrechte!“

Der römische Legionär hört den Schritt des türkischen Diktators. . . .

XIX.

In die verrufene Lurja der albanischen Illyrier.

Auf den Höhen von Oroschi will ich das türkische Hauptquartier verlassen. Der Generalissimus reitet mit seinem Stab südwärts auf Ochrida und Monastir zu, in den Spuren der zweiten Division, parallel zur Linie der ersten Division, die unter des Obersten Essad Bey Kommando von Alessio über Tirana-Elbassan auch auf Ochrida-Monastir zumarschiert. Dort soll dann die gemeinsame Truppendemonstration das unruhige Griechenland zur Raison bringen.

General Schevket Torgud Pascha meint, ich solle vollends bei ihm bleiben. Ich danke aber und zeige ihm jene Warnung eines deutschen Landsmanns: „Sie werden sehen, wie man Sie auf Schritt und Tritt bespioniert, wenn auch nur unter der Maske Ihrer persönlichen Sicherheit. Man wird Sie das wissen und sehen lassen, was die Türken für gut befinden, und all die Brutalitäten und Schändlichkeiten sorgfältig vor Ihnen verbergen“. . . . Ich lache und er lächelt: er läßt mich ziehen, damit ich zeugen kann, in Konstantinopel beim Kriegsminister und in Deutschland gegenüber Falschurteilen und Vorurteilen. . . Die Gesinnung und den Geist im türkischen Generalstab glaube ich in diesen Wochen täglichen und nächtlichen Zusammenweilens kennen gelernt zu haben, auch die Stimmung von Bischof und Pfarrei; jetzt liegt mir daran . . . . . albanischen Bairaktars und Häuptlingen zu begegnen. Darum lehne ich auch die vom General mir angebotene Kavalleristeneskorte ab; im Notfall wird mir des Generals Handschreiben an muhammedanische Imams, Mudirs und Kaimakams helfen können, an Priester, Schulzen und — wo solche sind — auch Militärkommandanten. Von Osten her operieren ja die türkischen Truppen aus der Ljuma nach Lurja und Debra herüber.

„Immerhin seien Sie vorsichtig und umsichtig! Ich habe Meldung, daß bei Schilna hinter Lurja gekämpft wird" — so verabschiedet mich der General freundlich und herzlich in des Bischofs Schlafgemach, wo er eben mit einem pariserischen Gilletteapparat — in

Das Empfehlungsschreiben des Oberkomandierenden General Schevket Torgud Pascha an die Militärkommandanten.

Albaniens Primitivität — sich rasiert. Auch eine Karte an den Kriegsgerichtsvorsitzenden in Debra bekomme ich mit: der soll im konfiszierten Arsenal mich eine albanische Waffe aussuchen lassen, zur Erinnerung an unsre albanische Generalstabsgemeinschaft. Allaha emanet olun! Jine görüschalim! Adieu und auf Wiedersehen!

Das Türkische verstummt und das Albanische wird wieder laut. Zunächst muß mich die albanische Bessa der Mannen der Merdita, ihr Schutzgeleit dem benachbarten Stamm der Lurja legitimieren. Denn in die Lurja will ich hinüber, in den albanischen Mittelpunkt der alten Illyrier, ein verschlossenes Hochplateau. „Benachbart und verschlossen“: zehn Kilometer mißt die Luftlinie zwischen Oroschi und Lurja; aber der fünfzigjährige Bischof von Oroschi, der bis nach Frankreich, England und Amerika hinausgekommen ist, hat noch nie den Weg nach Lurja gefunden. Das mag die steile Steige über die 1500 Meter hohe Tschafa des Mali Senjt gehindert haben, des heiligen Bergs, der gleich einem breiten, starken Riegel Lurja verrammelt. Das mag auch der böse Ruf abschließen, der meinen deutschen Berater mir hat schreiben lassen: „Die rein muhammedanischen Stämme können Sie kaum besuchen. Das ist einfach unmöglich!“ — Bakalym! Qui vivra, verra!

Hinüber also in die berüchtigte und verrufene, unbetretene und unbekannte Lurja! Mit meiner vierköpfigen albanischen Begleitung: mein immer zuverlässiger Nicola aus Djakova, dann ein Diener des Bischofs als Pfadfinder, Ded Noy mit Namen (Domenico, Sohn des Antonio), und die zwei Kiradschi aus Schkodra. Freilich — das Vertrauen zu diesen beiden Tok und Nrenk ist nicht mehr allzugroß: in Oroschi haben sie streiken und mit ihren Pferden umkehren wollen, sei es, weil sie bei der selbst ihnen ungewohnten Wallfahrt über das riesenerbsengroße Gestein sich wundgelaufen haben, oder mehr noch um trotz unsrem mit Handschlag vereinbarten Vertrag bis Debra („bis Stambul!“) eine Taglohnerhöhung zu fordern, die ich auch rasch gewährte, um weiteren Scherereien auszuweichen. . . .

Wir reiten und wandern fürbaß. Nicola hält sich zu mir und raunt: „Il y a des brigants!“ Der bischöfliche Diener wird langsam gesprächig und erzählt: schon einmal habe er einem Fremden den Weg weisen dürfen, einem Pascha „prej Németzes“, aus Oesterreich, Baron Nopcsa, auch von Oroschi aus, nach Debra. Da habe der albanische Häuptling Mustapha Lida in Debra den Oesterreicher festgehalten, gefangen genommen und ihm gedroht, ihn nur gegen ein Lösegeld von 500 türkischen Pfund (8000 Mark) wieder weiterzulassen. (Das fängt ja gut an: ich habe den gleichen Begleiter und den gleichen Schutz seiner Bessa. . . . Seit diesem treuwidrigen und ehrlosen Bruch der Bessa zwischen Oroschi und Debra sei der gegenseitige Verkehr noch mehr abgebrochen worden. . . . Uebrigens halte Oroschi hierherüber von langer Hand her schon schlechte Nachbarschaft: so habe der

alte Merditenchef, Prenk Bib Doda, ein muhammedanisches Mädchen aus Lurja geraubt und seinem Serail in Oroschi einverleibt als „Prinzessin Margilla", welche die Mutter des jetzigen Principe geworden sei. . . .

So plaudern wir durch dunkles Tannendickicht und durch schimmrigen Birkenglanz dahin . . . dann über trockenes Weideland . . . mit sattem Blick auf blendende Schneealpen. . .

Wir rasten im bergenden Gebüsch . . . ein rostgelber Skorpion hebt sich aus dem faulenden Holz hervor . . . und eine lange Natter trifft der Kiradschi mit einem wohlgezielten Steinwurf. . . . Heut' scheint sich alles verschworen zu haben! Wie wir futtern wollen, entdecke ich, daß der sonst so fürsorgliche Nicola vergessen hatte, uns zu verproviantieren, „da wir bei den Fleischtöpfen saßen" in Oroschi: nur einige harte Brotkrusten und einige schimmlige Käsestücke entsteigen dem schmalen Rucksack seines Rosses. Aber eine Cognakflasche hat die Satteltasche seit Prizren schon mit sich geschleppt: sie wenigstens kann jetzt nach wochenlangem Geschütteltwerden endlich zur Beachtung und zum Genuß gelangen — — — auch sie ist in Oroschi in der Abtei geblieben. . . Nun gut! Kismet! Leben wir eben von Brotkrumen, Käserinden und Vogelkirschen, und wenn wir wieder eine Kula finden, von Maisgebäck und Jaurt-Milch. . .

Der Paßweg wird allmählich scheußlich und auch unser Pfadfinder aus Oroschi findet sich nicht mehr zurecht. . . . Ein Gehöft taucht auf, von wildbellenden Schäferhunden durchtobt — hinter der uns ausschließenden, schützenden Mauer. . . Der Mann aus Oroschi ruft, aber niemand antwortet. . . Weiter!. . . Da keucht ein strammer, starker Kerl den Berg herauf, uns entgegen. . . Musternde Blicke; wenige Worte: woher und wohin? Zigarettenwechsel — und umkehrt der Albaner alsbald wieder, uns weiter zu führen — Lurja zu. . . .

Einer ist einmal in Lurja gewesen — Ingenieur Steinmetz aus Sarajevo, vor fünf Jahren. Wie er seine Versuche und Erfahrungen schildert „von der Adria bis zum schwarzen Drin", ist wissenswert, zum Vergleich des alten und des neuen Albaniens und zur Bestimmung der europäischen Meinung, wie sie vor wenigen Jahren gewesen ist und wie sie heute werden wird. Der österreichische Ingenieur erzählt:

*

„Ich wollte (von Selita aus) einen Vorstoß nach Lurja wagen, in die geheimnisvolle, noch von keinem Fremden betretene Landschaft, in die es mich seit langem zog. Mit innerer Erregung erwartete ich die Antwort (des um seine Bessa gebetenen Albaners). Mark Zoci,

der sich ans Feuer gelegt hatte, da ihn das Fieber schüttelte, erklärte jedoch ohne alle Umschweife, mir nicht behilflich sein zu können: er selbst sei krank und die Hausgenossen würden durch dringende Feldarbeiten völlig in Anspruch genommen. Und auch von den Nachbarn werde sich gegenwärtig keiner bereit finden, mich zu begleiten. Alle Versprechungen waren vergebens. Auch meine bisherigen Genossen waren nicht zu gewinnen, da es ihnen gefährlich erschien, einen Europäer in die von fremdenfeindlichen Muhammedanern bewohnte Landschaft zu bringen. . . . Nach dem Abendessen wurde es um das Feuer behaglicher. Dem Hausherrn gab ich aus meinem Vorrate Digestionspillen, die er mit Andacht verschluckte, und überließ ihm, mit wichtiger Miene Verhaltungsmaßregeln erteilend, auch einige für den nächsten Tag. Und meine ärztliche Kunst trug auch diesmal Früchte, denn ganz unvermittelt erklärte Mark Zoci, der sich nun in meiner Schuld fühlte, daß mich sein Bruder morgen nach Lurja begleiten werde. Frohgemut legte ich mich auf meine Streu nieder. . . . Ein feiner Regen rieselte vom grauen Himmel herab und behemmte den Ausblick, als wir von der Kula Mark Zocis aufbrachen. Die düstere Stimmung paßte aber zu der Wildheit der Landschaft, in die wir eintraten, und stimmte zu dem Geheimnisvollen, das mein Reiseziel bis jetzt umhegte. Meine Brust arbeitete rechtschaffen: sollte ich doch in wenigen Stunden in Lurja sein, das noch niemand gesehen, das nach außen sich durch Haß versperrt und innen sich selbst in Albanien unübertroffener Blutrünstigkeit zerfleischt, andererseits aber auch als die landschaftliche Perle Albaniens bezeichnet wird. Viel hatte mir auch der alte Pfarrer von Ksela von dem schweren Wege nach Lurja erzählt, von einem unterirdischen Flußlaufe, von einer Hufspur von Skanderbegs Streitroß usw. . . . (So geht's nach Kreja.) Nachdem ich mich am Feuer trocken gewärmt hatte, galt es, das Programm des Tages zu Ende zu führen. Ein Führer nach dem nur fünf Viertelstunden entfernten Lurja eper, wo ein Missionar wohnt, war aber vorerst nicht zu erhalten. Der Hausherr erklärte ganz dezidiert, weder er noch ein Mitglied seiner Familie könne mich begleiten, da er erstlich Lurja eper Blut schulde und zweitens mit den Muhammedanern in keine Feindschaft kommen wolle, welche die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung von Lurja bilden und die es ihm sehr verübeln würden, wenn er dem Eindringen eines Fremden Vorschub leistete. Und auch die beiden anderen anwesenden Lurjaner ließen sich durch nichts dazu bewegen, da auch sie Bluträcher zu fürchten hatten. Von den 300 Familien des Gaues stehen nicht weniger als 250

in Blutfehde untereinander! In keinem anderen Gebiete Albaniens sieht man so wenige Männer im Freien als in Lurja: sie hüten sich daheim vor der Kugel des Rächers. Aus meiner Verlegenheit wurde ich durch einen jungen schneidigen Mann befreit, der zufällig zu Besuch kam. Wiewohl er mit einem Hause von Kreja in Feindschaft lebte, erklärte er sich bereit, mich bis zu der letzten Kula des weit zerstreuten Ortes bringen und dort einen Begleiter nach Lurja eper beschaffen zu wollen. . . . Am Ende des Dorfes hatten wir einen Mißerfolg: der erhoffte Führer war nicht zu Hause. Mein bisheriger Begleiter ließ mich aber nicht im Stiche, sondern ging noch ein Stück Weges mit, bis wir nach Ueberschreitung einer tiefen Nebenschlucht, in welcher einige Mädchen friedlich Wäsche wuschen, einen jungen Mann bei einer Ziegenherde trafen. Es war ein verwahrloster Kerl mit tief gebräuntem Gesicht, von dessen schmutzigem, zerfetztem Gewande das gutgehaltene Martinigewehr scharf abstach und der, wie mir mitgeteilt wurde, auch dem Räuberhandwerke oblag, allerdings meist außerhalb der engeren Heimat. Er war jedoch Muhammedaner und deshalb ein sicherer Begleiter als mein tapferer Katholik. Nach längerer Unterhaltung erklärte er sich bereit, mich zum Missionär zu bringen; er warf sich meinen Rucksack über die Schulter, und weiter ging es durch die Mala-Schlucht. Der Weg führt stets auf dem linken Gehänge aufwärts, erst durch dichtes Gebüsch und dann durch einen prachtvollen Tannenwald. Einen so schönen Nadelholzbestand hatte ich noch nie gesehen: eine Viertelstunde lang entsteigen dichtgereiht riesenhafte Stämme kerzengerade dem sehr steilen Hange ohne jedes Unterholz. In jungfräulicher Unberührtheit lag er da, nirgends war eine Spur menschlichen Eingriffes wahrzunehmen. Der Wald, Zabeli Niks genannt, gehört als unveräußerliches Stiftungsgut (Vakuf) seit Menschengedenken der katholischen Kirche von Lurja und wird auch von den Muhammedanern respektiert. Man wagt nicht einmal die auf dem Boden liegenden trockenen Aeste wegzutragen: die Geister, welche den Wald betrauen, würden den Missetäter strafen. Auch ein Holzkreuz, das einzige in ganz Lurja außerhalb einer Kirche, steht sicher in dem Schutze der geheiligten Bäume. Wir überschritten einen Kanal, der von Lurja eper durch die ganze Schlucht nach dem hochgelegenen, quellenarmen Kreja Wasser zur Berieselung der Felder leitet, und als wir aus dem Walde heraustraten, erweiterte sich vor uns die Schlucht zu dem schönen Tale von Lurja eper. Es verläuft etwa zwei Kilometer weit nach Südosten und wendet sich dann, schmäler werdend, nach Süden. Die Sohle ist mit saftigen

11*

Wiesen und Feldern bedeckt. Die durchwegs steilen nördlichen und östlichen Hänge sind der Waldbedeckung beraubt, fast ganz kahl, dafür ist der südliche Hang noch beinahe bis zum Fuße mit einem prächtigen Buchen- und Nadelwalde bestockt, längs dessen Rande zahlreiche eiskalte Quellen entspringen, die Lurja eper einen großen Ruf verschafft haben, da bei dem regenarmen Sommer Nordalbaniens die Quellen in hervorragendem Maße zur Bewässerung der Felder verwendet werden. Wenn man noch die infolge der Höhenlage (1100 m) frische, gesunde Luft hinzunimmt, so wird man es begreiflich finden, daß alle Missionäre, welche je in Lurja gewesen sind, Lurja eper als einen landschaftlich prächtigen Sommeraufenthalt priesen... Beim Verlassen des Waldes reichte mir der Führer den Rucksack und erklärte, nun beide Hände frei haben zu müssen. Vorsichtig, nach allen Seiten spähend, schritt er vor mir zwischen den Feldern mit schußbereitem Gewehr. Der etwas unbehagliche Gang dauerte indes nur fünf Minuten: wir erreichten die Kirche von Lurja. Ich habe in Nordalbanien schon genug triste Gotteshäuser und Priesterwohnungen gesehen — so elend ist aber nirgends für Gott und seinen Diener gesorgt wie hier: ein kleiner, roher, baufälliger Steinbau mit morschem Bretterdache dient je zur Hälfte als Kirche und Missionärquartier... Schon spotten die Muhammedaner dem Missionär gegenüber über den Glauben, der ein so armseliges Haus besitze, armseliger als irgend eine Kula der Umgebung. Die einst ganz katholische Landschaft zählte im Jahre 1863 an 90 muhammedanische und 23 katholische Häuser. Heute sind von den 300 lurjanischen Familien nur 22 katholisch. Während also die Muhammedaner ohne Zuzug eine dreifachere Vermehrung erfuhren, ist der Katholizismus abermals zurückgegangen. Man findet Familien, in denen nur noch ein Teil katholisch ist, während sich der andere bereits zum Islam bekennt... Im „Pfarrhause“ stiegen wir über eine finstere, wacklige Stiege in den Oberstock, der einen Vorraum, welcher als Küche und Dienerzimmer zugleich dient, und die armselige Stube des Missionärs enthält... Anderntags brachen wir auf, kamen aber nicht weit. Kaum hatte nämlich nach Ueberschreitung einer sanft geneigten grasigen Lehne der Aufstieg auf dem steilen, bewaldeten Abfalle der Kunora begonnen, als wir von einem entfernten Felde durch weithallende Rufe angehalten und gefragt wurden, was wir oben beabsichtigen. Auf unsere Antwort, daß wir zu den Seen wollten, kam die Aufforderung zurückzukehren. Wir befolgten sie indes nicht, sondern stiegen weiter. Doch hinter uns wurde es lebendig. Rufe schallten hin und her, und bald

sahen wir von verschiedenen Seiten Bewaffnete uns nacheilen. Wieder wurden wir aufgefordert, herabzusteigen, und diesmal mit der Drohung, daß man schießen würde. Da ein Widerstand töricht gewesen wäre, beschlossen wir nach kurzer Beratung, uns zu fügen. Auf der Wiese erwartete uns bereits eine Gruppe heftig gestikulierender Männer, von denen insbesondere einer so wild auf uns einschrie, daß ich jeden Augenblick einen blutigen Zusammenstoß erwartete. Was wir da oben suchten? Was wolle der Fremde überhaupt in Lurja? Am Ende gar die oben vergrabenen Schätze heben? Das würde nie und nimmer zugegeben werden; die Schätze gehörten den Lurjanern! Diese und ähnliche Fragen und Ausrufe umtobten uns, untermischt mit Verwünschungen und Drohungen, von allen Seiten, als wir der nahen Kirche zuschritten, gedeckt von dem Ortsgeistlichen, der die erregte Schar zu beruhigen suchte. Der Missionär aus Rubigu und ich atmeten auf, als wir die Tür des Pfarrhauses hinter uns schlossen. Die Lurjaner setzten sich unweit des Einganges unter einen Baum und schrieen sich heiser in wildem Rat über unsere Vermessenheit. Der Pfarrer blieb bei ihnen. Als sich der Sturm nach einer Weile etwas gelegt hatte, kam er herein, um mir das Ergebnis seiner Bemühungen mitzuteilen. Auf seine Erklärung, daß ich als alter Freund zu ihm zu Besuch gekommen sei, ward ihm klipp und klar der Bescheid geworden, im Missionshause könne ich bleiben, solange es mir beliebe; jeder weitere Versuch aber, die Umgebung zu besuchen, werde mit Gewalt verhindert werden. Später kamen auch zwei Lurjaner in die Stube, die sich schon früher am ruhigsten verhalten hatten und nun die Angelegenheit ganz verständig erörterten: sie meinten, unser Ausflug wäre auch oben mit Gefahr verbunden gewesen, da sich dort die Lurjaner mit den Selitanern beständig herumschössen. Zur Bestätigung dieses Sachverhaltes trat plötzlich, noch atemlos von raschem Gehen, ein Mann herein und erzählte, er habe vor zwei Stunden einen Selitaner auf der Kunora erschossen. Auf dem Rückwege von seiner Almhütte hatte er vier Selitaner bemerkt, deren vorsichtige Bewegungen ihn vermuten ließen, daß sie auf einen Raub ausgingen. Er schlich ihnen, durch Gebüsch und Felsen gedeckt, nach und schoß einem die Kugel in den Rücken, als sie über einem kleinen Kessel stehen blieben und auf eine unten weidende Lurjaner Herde hinabspähten. Die hinterrücks Ueberfallenen erwiderten sofort das Feuer, doch entkam unser Mann unversehrt und alarmierte nun das Tal, da Repressalien seitens der Selitaner zu erwarten waren. Unter diesen Verhältnissen, unten und oben bedroht,

konnte ich nicht daran denken, die Kunora von Lurja eper aus zu besteigen. Und da nun auch im übrigen Gebiete von Lurja Streifungen unmöglich waren, beschloß ich, sofort nach Selita zurückzukehren und von dort aus einen neuen Versuch, auf die Kunora zu kommen, zu wagen."

*

So war's noch vor fünf Jahren.

Wie werd ich's jetzt selbst finden? . . .

Wir gleiten und rutschen wieder auf die schmale Talsohle des steilgeböschten Beckens eines wildstürzenden Baches, den ich in der Karte nicht entdecke und den unser neuer Albaner Gjura nennt. S'ist ein Wandern und Pferdnachziehen, das einen fast zur Verzweiflung aufpeitschen kann, und ich verstehe die zweifelnde Frage des Albanienforschers Dr. Wirth: „Wie wollen die türkischen Paschas ihre Kanonen nach der Ljuma bringen, wie nach der tobeldurchrauschten Lurja?"

Ich hab's mit eigenen Augen gesehen: auf dem Rücken und über den Schultern kraftvoller, strapazenverachtender, ewigmutiger Soldaten. Durch die Ljuma und in die Lurja: ja — „in den wildesten Gau der freien Skipnia, in die tobeldurchrauschte Lurja, in deren Namen noch ein Nachfall des tapferen Illyriervolkes nachklingt; hochragend mit Titanentrotz die Kunora e Lurs!" Ja — auch „Titanentrotz" bricht das deutsche Gebirgsgeschütz und das türkische Dynamit. . . .

Bald beweisen's uns die in Trümmer geschossenen Kulen albanischen Trotzes. Die erste Kula ist noch ganz, aber sehr ärmlich: ein niederer, viereckiger Raum, mit dem harten Erdboden als Parkett, und durch ein festes Weidengeflecht in zwei Teile getrennt. Drüben stampft ein Stier, kaut eine Kuh, ächzt ein Esel, flattert Federvieh — und hüben liegt und schläft ein Wickelkind in der Wiege, schreit ein dreckiges Mädel, webt ein verhutzeltes Weib — und schafft der fleißige Mann, wenn er vom Feld heimkehrt. All das unter dem gleichen Dach, zwischen den gleichen Wänden, inmitten des gleichen Ungeziefers. . . Ich trete da hinein und schaue mich um — — was da kriecht und wie's da riecht — damit darf ich wohl die Nerven verschonen. . . Das Mädchen brüllt vor Türkenschreck und das Weib rennt zum Kaminfeuer — Kaffeebohnen zu rösten, zu zerklopfen und zu kochen, zum Zeichen demütiger Ergebung. Ich winke ab und weiche zurück — vor Schmutz und Gestank — — schon auch rasch hinten am Rockzipfel hinausgezogen — von Nicola, der mit allen Gebärden der Er-

regung und des Entsetzens mich anfährt: „Bei der heiligen Jungfrau! Seid Ihr toll, Herr? Zu einer unverschleierten Frau ins albanische Haus zu gehen, wenn sie allein ist! Wehe, wenn jetzt der muhammedanische Mann zurückkäme!“ — Na, na — so schlimm wird's nicht sein; ich tu' ihr doch nichts! Da — ein Bakschisch für das Baby, das auf der muhammedanischen Brust ein katholisches Amulett trägt. . . .

Wieder eine Kula: wieder rennt ein Weib — vor mir, der ich voranreite — davon, fragt und gestikuliert, nimmt ihr Kind an die Hand und treibt ihre Hühner zusammen, schreit und schließt — — und beruhigt sich erst, wie meine Albaner hintendrein kommen und ihr „Bessa!“ zurufen: Friede!



Zerschossene und gesprengte Kula.

Die dritte Kula erklärt und rechtfertigt solchen angstvollen Schreck: wieder sind nur Weiber da — drei — und von der Kula steht kein Stein mehr auf dem andern. Nur eine ausgebrannte Ruine ragt und starrt, und zeugt von versuchtem und gebrochenem Trotz. Die Truppen sind von rebellischen Albanern beschossen worden und haben mit Gewalt die Kula nehmen müssen und sie zur Strafe — wie vorher angekündigt — dem Erdboden gleich gemacht. Ein hölzerner Heuschober gibt den Weibern noch nackte Unterkunft und die Tenne wenigstens eine Arbeitsstätte und die nimmermüde Spindel zwischen den nieruhenden Händen der erzählenden, vergrämten Frauen schafft weiter wie zuvor. Aber die Männer sind flüchtig. . . .

„Vieh! Hast du nicht gewußt, daß dem albanischen Bauern seine kleine Hütte wertvoller ist als der Yildiz-Kiosk, oder dir, der du über Hunderttausende gebietest, dein Palais in Tophane? ... Was kostet es in dieser Steinwüste an Arbeit und Entbehrungen, um eine solche Hütte aufzubauen — um Erde von weither zusammenzutragen und um ein Maisfeld anzulegen, einige Pflaumen- und Feigenbäume zu pflanzen? ... Und der Mann, der dies erreicht hat, liebt seine Steinwüste mehr als du deinen lasziven Bosporus mit seinen frischen Wassern und mit dem Luxus des Morgen- und des Abendlandes. ..“

So apostrophiert ein österreichischer Offizier a. D. in einem Berliner „Bericht vom albanischen Kriegsschauplatz“ der Malsoren den türkischen Oberkommandierenden. Als ob General Schevket Torgud Pascha ein grausamer Wüterich wäre, etwa nach der Weise: „Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut, und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.“ Oder ein finsterer Alba, der durch die mazedonischen Niederlande hindurch die Buschgeusen des albanischen Bettelvolks ausrottet und vernichtet... Nein! La guerre c'est la guerre, auch in der Form des Guerillakriegs, ob das österreichische Militär in seinen eigenen bosnischen Bergen staatsgefährliche Aufstände auseinandersprengt und niederwirft — mit Pulver und Blei und Dynamit, und womöglich auch dank der Disziplin jenes gleichen Offiziers selbst; oder ob das türkische Kriegsministerium albanische Rebellen mit Waffengewalt zwingen muß, Rechtsgesetze anzuerkennen und Zivilisationswerte anzunehmen. Und die neutürkische Armee bringt und trägt tatsächlich jetzt das befreiende, befruchtende Licht europäischer Ordnung hinein in das verwilderte Gebirge des Blutbannes und der Anarchie....

Dort unten taucht Lurja auf — vom fast 1600 Meter hohen Gratpaß schau' ich's zum erstenmal.... Wohl wollen massive Kulen das albanische Leben vermauern und der Tageshelle wehren, dort einzudringen. Aber schon ziehen türkische Truppen ein und sogleich erzwingen sie breite Fenster in die bisherige Finsternis.... Waffen heraus und Fenster hinein! Das ist die Parole des dort lagernden Militärdetachements... Wie ich an die Kulenkolonie von Lurja heranreite, sehe ich es deutlich und deutlicher: keine einzige Kula mehr, die nicht statt der eben noch schließenden, drohenden Schießscharten jetzt frische, behagliche Oeffnungen bekommen würde, durch der Soldaten durchschlagende und durchfahrende Hammerarbeit.

Der zauberhafte Bann auch der verrufenen Lurja wird jetzt zerbrochen. Dieser Bruch mit aller verängstigten und feindseligen Verschlossenheit, diese Belichtung eines altersschwarzen, geheimnisvollen Dunkels mag das Programm des neuen türkischen Albaniens symbolisieren: so soll der Geist des Friedens und der Freiheit, des Rechts und der Ordnung, der Sicherheit und des Fortschritts in diese berüchtigte, blutrünstige Abgeschiedenheit einziehen. Maschallah!

XX.

Eine schwarze Nacht.
Brigantaggio und Gastfreundschaft.

In Lurja betrete ich die dritte der vier Provinzen Albaniens: nach den beiden Vilajets Kossovo im Nordosten mit Ueskub-Prizren und Schkodra im Nordwesten mit Skutari-Oroschi — jetzt in der Mitte den südwärts gerichteten Regierungsbezirk Monastir mit Lurja-Debra, an den sich schließlich noch weiter im Süden und nochmals gen Osten Janina mit Berat und Argyrokastron anfügen wird, zur griechischen Grenze hin.

Freilich: auch in Lurja hat bisher die Türkei sich mit einer nur nominellen „Regierung" begnügen müssen. In Wirklichkeit „herrscht" die albanische Anarchie von Oroschi über Lurja bis Debra. So soll und will der bischöfliche Diener aus Oroschi, Ded Noy, die Bessa, das Schutzgebiet mir bis zum Bairaktar von Lurja geben, mich diesem Bannerträger überliefern, überschreiben, wie eine anvertraute, versiegelte Last, die dann wieder weiter befördert wird, bis ein Blutsracheverhältnis zwischen zwei Stämmen den Weg sperren kann. Wir fragen nach Schpija e par, dem „ersten Haus", der Kula des Bairaktars, erhalten aber nirgends entgegenkommende Auskunft. Zum Franziskanermönch will man den Fremdling weisen, nach Lurja eper; nein — aus dem Pfarreimilieu kommen wir ja. Von Kula zu Kula — etwa auf Schußweite auseinander: der Bairaktar ist in der mißtrauischen Lurja nicht zu erfragen... Am Bach lagern feldgraugrüne Uniformen: türkische Offiziere der Operationsarmee, denen ich mich legitimiere und die eine Patrouille aussenden, den Bairaktar aufzutreiben. Sie selbst kennen weiter weder Weg noch Steg; sie wissen nur, daß ein Pfad über die Tschafa

Lanit durch's Drintal nach Debra führt, und sie bestätigen auch, daß bei Tschilna gekämpft wird, nicht mit albanischen Bauern, sondern gegen albanische Briganten, gegen eine zahlreiche Bande regelrechter Räuber und Wegelagerer, die durch eine Kompagnie Soldaten aufgehoben und zersprengt wird. Lurja selbst fügt sich ruhig und geht auf der Hochebene von Fusa seinem Ackerbau und der Tabakernte nach. Der früher gepflanzte Wein weicht der wachsenden Muhammedanisierung. . . .

Endlich tritt der Bairaktar auf — ein breiter, stämmiger Mann: die Bessa von Oroschi geht an den Führer von Lurja über, durch die „Friedenspfeife" der Zigarette und die Darreichung von Kaffee. Ded Noy verabschiedet sich und wendet seine sieben Stunden wieder heimwärts nach Oroschi. . . Ein Ali aus Lurja soll uns als Pfadfinder dienen, bis Noka. Der Bairaktar ruft Ali von seiner Feldarbeit weg: der will auch sofort bereit sein und bittet nur um einige Minuten Geduld, bis er für seine nackten Füße daheim rasch Opanken geholt hat, rinds- oder wildlederne Wickel, gleich dem Bundschuh des deutschen Bauern im Mittelalter oder auch gleich dem Mokassin des Indianers in Amerika. . . Ali ist struppig und stopplig und schielig, und gar kein einnehmendes Exemplar des „schönen albanischen Schlags", und kaum daß wir fürbaß ziehen, gestikuliert er auch schon und weist auf seine zerfetzten Mokassins hin, aus deren Lederlappen die bloßen Zehen herausgucken: das sei das einzige Paar Opanken in der bäuerlichen Familienkula, und darin teile sich er und sein Bruder, und ich möge ihm Bakschisch geben für einen neuen Bundschuh in die Bauernwirtschaft. — Gewiß! Selbstverständlich! Das soll er haben, wie jeder Albaner für jede Dienstleistung. Nur daß kein einziger Wegweiser bisher etwas verlangt hat, sondern die Geldgabe immer nur verschämt und segensprechend angenommen hat, und daß jetzt Ali der erste ist, der von vornherein Berechnung merken läßt. . . .

Wie wir hinter Lurja auf die Hochebene hinaufschnaufen, begegnen uns Weiber mit mächtigen Heubündeln auf dem gebeugten Rücken . . . . wieder: „schwerbeladen schwankt der Wagen!" Und während durch die langen Wochen in Albanien hindurch kein Weib von unserer männlichen Weggenossenschaft gegrüßt worden ist, geschweige denn selbst gegrüßt hat, sondern immer nur scheu vorübergehuscht ist, macht jetzt die führende Frau Halt, stellt sich breit hin und frägt Ali — ihren Mann — nach Wohin und Wozu? — und ruft ihm nach rascher und kurzer Abfertigung nach, so

etwa im Ton: nicht zu spät heimzukehren und auch gewiß was heimzubringen!

Schon die schwerwiegende Heulast der Weiber hat fruchtspendende Wiesen verraten lassen — und in der Tat: oben dehnen und weiten sich saftige, grasige Triften. Und weiterhin stehen und drängen sich reiche, prächtige Buchenwälder in dichtem Dickicht mit buschigen, strotzenden Stämmen.... Und in der Ferne brandet



Albanische Bäuerin mit Heulast und Strickstrumpf in einer Strasse von Skutari.

und zuckt und zackt das steinerne Meer der albanischen Dolomiten dem niedersteigenden Abend entgegen....

Auch wir tauchen in eines „steinernen Meeres" felsige Löcher und Schluchten mehr und mehr hinein — — über rutschendes Geröll in die dunkle Nacht. Wir tauchen nicht — — — wir stolpern und stürzen.... stehen wieder und fallen wieder.... spähen und springen.... von Platte zu Platte.... Kaum ein Halten und Heben an seltenem, dornigem Gebüsch.... Die Pferde beben, und ihre Flanken jagen, und ihre Nüstern schnauben, und ihre Hufe kleben.... Nichts als glitschriges Steingeschotter unter dem suchen-

den, kletternden Fuß und nichts als spitzige Steinriffe in der stützenden, klammernden Hand.... So tasten und tappen wir durch die schwarze, schwarze Nacht.... Kein Stern strahlt, und kein Mond wacht.... Wolken verhüllen das Himmelsgewölbe.... Ali aus Lurja voran, dicht hinter ihm ich, dann Nicola aus Djakova, und schließlich Tok und Nrek aus Schkodra, die müden Mähren am Zügel und Zaum nachziehend — gleich gefangenen Gemsen.... Quer über Abhänge, die verschwinden in jähem Gefäll hinunter in unbekannte Tiefen, aus deren verborgenem Schlund Wasser tönen und tosen und brausen.... „Wie wollen die türkischen Paschas ihre Kanonen nach der tobeldurchrauschten Lurja bringen?“ — Auf solchen „Wegen“, in solchen Steigen und Stiegen über die Tschafa Lanit — Mann für Mann den ganzen Tag mit Sack und Pack, Tier um Tier, Geschütz über Geschütz! ....

Endlich wildes Hundegebell — bei Tag sonst schreckhaft und ein Vorsichtsignal, gegenüber den gefährlichen Kötern um die albanische Kula — — in dieser Nacht mir willkommen als lautes Zeugnis menschlicher Behausung. Ich richt' mich auf und rufe rasch: Halli und Hallo! Aber Ali aus Lurja winkt und wehrt: still und stumm sollen wir sein! Dort drüben, wo der Feuerschein der Hunde rasendes Rudel bestätigt, ist keine gastliche Stätte: dort hause ein Brigant, ein alter Wegelagerer, der die Pässe von Debra und nach Prizren sperre, der den Passanten auflaure und sie abfange, um Lösegelder zu erpressen; seit Jahren zwar bleibe er ruhig und halte sich in seiner Kula versteckt, weil er vielfältige Blutrache jetzt selbst zu fürchten habe .... ein in der eigenen Falle gefangener Schnapphahn, ein betrogener Betrüger.... Also nicht hinüber und vorwärts vorbei! Und schon knallen auch einige dumpfe Schreckschüsse uns nach, zwischen tobender Hunde mißtönigem Gekläff, in jagendem Echo .... fern und ferner, leise und leiser ... noch aus der Weite hallt es schwach .... und versinkt zwischen den rauschenden Schluchten....

Eine Stunde schleicht so dahin .... und wieder eine lange Stunde verschlingt die harte unerbittliche Nacht, die nicht weicht ... und nicht weicht.... Wieder heulen Hunde weither .... und wieder verrät Feuerschein ein albanisches Heimlager .... näher und nahe. Ein Ruf dringt zu uns her, ein albanisches Qui vive, langgezogen: Ooh! — Wer und was? Unde gentium? Woher der Männer? — Und Ali antwortet durch die trichterförmig gewölbte Hand zur Kula hin an der ragenden Berglehne: Aus Lurja, mit

einem Mik, einem Gastfreund, der unsere Bessa hat, unser Schutzgeleit. — Wir bitten um Aufnahme und um Nachtlager. — Nein: man sei arm und es sei spät, und alles lagere schon. — Ali parlamentiert — — umsonst. Ali beschwört den fernen Rufer, und Nicola stimmt ein, und Tok und Nrek bitten und beteuern — — umsonst. Drüben mehren die Männerstimmen sich auch — laut und lauter; und schreiendes Weibergekreisch mischt sich hinein: die Weiber liegen auch bereits im Harem und nirgends sei Platz. — Ich wolle ja mit Stall oder Scheune zufrieden sein; wir seien seit Oroschi schon zwölf Stunden unterwegs, meine Leute mit wunden Füßen, und ich zum Umfallen matt — — umsonst, umsonst! . . . Ist das die „albanische Gastfreundschaft?“ Doch etwas: einen Mann wolle man uns mitgeben als Pfadfinder und zur Empfehlung für die nächste Kula. . . . Schon steigt auch ein Skypetar herunter vom Berg und begrüßt uns und schreitet voran. . . .

„Zur nächsten Kula“: also doch endlich ein nahes, sicheres Ziel! . . . Noch eine lange, weite Stunde stolpert über die holprigen Steine . . . . und noch eine ungewisse, schwarze Stunde hüllt uns in unfaßbare, unentrinnbare Finsternis . . . . um uns und allmählich auch in uns. . . .

Vornean tappt der zugekommene Albaner. Mustafa nennt er sich, mit heiserer Stimme; sonst weiß ich nichts von ihm, auch sehe ich nichts von ihm, als seine weiße Gewandung, gespenstisch im Dunkel. Kein Zündholz kann ihm in die Augen leuchten; wir haben alle schon vorher verbraucht. Brust an Brust rasten wir oft, und ich habe — in der undurchdringlichen Finsternis — keine Ahnung, wie das Gesicht aussieht dessen, der mich führt . . . . . . häufig Hand in Hand gefügt und gestützt. . . . So klettern und klimmen wir, keuchend und kriechend, oft auf allen Vieren. . . . Hinter mir wieder ein Fremdling von vier Stunden Weggesellschaft, Ali aus Lurja, mit dem schielenden Blick. Dann mein Nicola; und schließlich — mit den Pferden und mit dem Gepäck — wieder Tok und Nrek aus Schkodra. Die knurren und murren, mit schleppenden, blutenden Beinen. Auch Nicola streikt, sie zu beschwichtigen: müde und mißmutig, schweigt auch er, und will nichts hören und nichts dolmetschen. . . . Ich pfeife vor mich hin — mit trockenem Mund; und ich summe vor mich hin — mit widerspenstiger Kehle. Ich will sorglos und kraftvoll gelten, und gleichmütig und zuversichtlich scheinen . . . . und bin's doch gar nicht mehr — immer weniger.

Steine splittern .... Nerven zittern .... irgendwo fahren Vögel auf....

Ich scheuche die dummen Gedanken — — aber sie flattern auf wie krächzende Uhukäuze und sie fressen sich fest wie gierige Aasgeier.... Sind wir nicht im feindseligen Herzen des Brigantaggio, zwischen Lurja und Debra? Ist nicht der „baruni Nopcsa" auf diesen Pfaden abgefangen und entführt worden? Hat nicht der Konsul Prohaska mir erzählt, die albanische Bessa sei nur Furcht vor Blutrache und er selbst sei von albanischen Gastfreunden hinterher beschossen worden? Hat's nicht auch hinter uns her geknallt, nur wenige Kilometer zurück? Hat nicht der österreichische Ingenieur Steinmetz in einer albanisch-gastlichen Sennhütte mit eigenen Ohren mitanhören müssen, wie ein Albaner den rastenden Genossen vorschlägt, den Fremdling zu töten und die Beute zu teilen; und hat nicht die Warnung eines Einzelnen — der Oesterreicher sei in der Hand des Sultans und der sieben Könige und die alle würden ihn rächen und Blut fordern — erst den treulosen, habgierigen Plan vereitelt? Und habe ich nicht selbst die berechnenden Geldwünsche meiner beiden Schkodraner in Oroschi kennen gelernt?

So raunt's und frägt's und flüstert's ins aufgeregte Blut — — flatternd wie krächzendes Uhugekäuz und fressend wie gieriges Aasgeiervolk.... Ich bin allein mit Nicola zwischen vier fremden Albanern — — in ferner, wilder Einsamkeit und Einöde.... Ein Ruck, ein Sturz — und ich bin verschwunden, verschollen — — für Zeit und Ewigkeit, für Frau und Kind und Freunde.... Die Hand faßt fester den Revolver — — aber was könnte der helfen, nützen in solcher Situation?

So flüstert's und frägt's und raunt's im geheimnissteigernden Dunkel der düstern, schwarzen Nacht.... Zu dumm! .... Allmählich lindert die Resignation zuschleichender, einschläfernder Müdigkeit die plagende Selbstpeinigung.... Stumpf und dumpf hebt sich Fuß um Fuß und schleppt sich nach .... mechanisch-automatisch .... willenlos, ziellos .... hebt sich und schleppt sich .... Kismet! Inschallah! ....

Mitternacht muß mählich mit uns heruntersteigen.... Wieder tappen und gleiten wir durch die kalte, feuchte Rinne eines fallenden Bergbachs, bis an die nassen Knöchel im spritzenden Wasser ... Da — an einer Klammbiegung — — eben faßt Mustafa, immer noch unkenntlich wie in einer Tarnkappe, meinen Arm und führt meine Hand an seine Sohlen, von denen der Lederfilz in Fetzen

herunterhängt — — da — hör' ich recht oder zaubert mir meine sehnsüchtige Phantasie nur eine akustische Fata Morgana in's klingende Ohrensausen — da bellen und heulen wieder Hunde! Eine glückhafte Erlösung! El hamlu lillah! alláha schükür! Gott sei Dank! Mag die hundebewachte Kula bergen, wen und was sie wolle — — weiter reicht's nicht mehr!

Noch tausend Schritte — schätzt Mustafa. Aber einer Ewigkeit scheint's mir zu währen — — da halten wir endlich, endlich vor einer großen, massigen Kulamauer, und harren.... Mustafa pocht und klopft gegen das Tor.... wir hören Tritte.... eine männliche Stimme fragt heraus.... und die Unterhändler tauschen die übliche Legitimation.... Ich bin für ein unparlamentarisches abgekürztes Verfahren: setze mich kurzweg auf den Boden und sage, keine Macht bringe mich mehr von dieser menschlichen Behausung weg — wir können einfach nicht mehr! 14 Stunden unterwegs, meist zu Fuß über solches Gestein, und fast keine Nahrung — und vorher durch Wochen schon lange strapaziöse Tage und kurze ruhelose Nächte — — da versagen alle Nerven. Hier lieg' ich und kann nicht mehr.... und will nicht mehr....

Stimmen hinter der Mauer drin.... ein Lichtschein bewegt sich her ... ein Kusch den springenden Hunden (kitsch, kitsch!) und das Tor knarrt, dreht sich auf und läßt uns ein — — zu einem Mann, der mit einer Kienspanfackel uns beaugenscheint und wortlos uns in die Kula geleitet, eine Hühnerstegtreppe hinauf in das höhere Stockwerk. Der quadratische Raum der albanischen Steinblockkula nimmt uns auf. S'ist wirklich Mitternacht geworden. Artyk! Endlich!

Das Holzfeuer am Kaminplatz wird angeblasen und angefacht, der Kienspan in einen Rost gesteckt — — dann prüfendes Begucken und freundliches Begrüßen. Da kann ich auch meinem Mustafa, dem ich seit zwei Stunden auf den führenden Fersen gefolgt bin, jetzt endlich ins Gesicht schauen: ein mageres, sommersprossiges Männlein, mit tiefliegenden, glänzenden Augen und mit wildflatternder, blonder Mähne. Ich drücke dem guten Kerl dankend die schwielige, zerschundene Hand.

Hereintreten nacheinander noch zwei Albaner — — Brüder des Ersten und Aeltesten, der uns eingelassen hat. Schina soll die Gegend heißen, und sie wohnen da zu Dritt mit ihren Frauen und Kindern in einem Kulagehöft beisammen. So lagern und hocken wir auf dem Boden, mit untergeschlagenen Beinen, um die wärmende

Feuerstelle der gastlichen Kula. Ich bekomme ein Lammfell untergeschoben, vollwuslig zwar, aber gutgemeint; am nächsten beim Feuer. Drum herum im Kreis die acht Albaner: mein Nicola, der Mann aus Lurja (mit sechs Stunden Marsch), dann Mustafa (mit zwei Stunden Führung), meine zwei Schkodraner Tok und Nrek, und die drei Brüder von Gisna. Kaffee wird geröstet — in der geschüttelten Bratpfanne und immer nur eine kleine Partie, damit Geruch und Geschmack frisch und würzig bleiben — — im Mörser gleich zu Mehl gestoßen — — und gekocht in den kleinen, langstieligen Kännchen im ringsum gleichmäßig heizenden Holzkohlenglimmen — — und Schale um Schale in der Runde zirkulierend . . . samt sorgsam gedrehten und aufmerksam zum Selbstkleben gereichten Zigaretten. Solche hygienische Höflichkeit kann nicht albanisch-autochthon sein, sondern mutet mich urban-städtisch an. In der Tat: der zweite der Brüder ist in Konstantinopel gewesen als Gendarm, und gibt sich gewandt. — — Zucker vermissen wir im Kaffee? — O! der scheint zu Ende zu sein, und die Händler wagen sich noch nicht in diese brigantenberüchtigte, gefürchtete Gegend, trotz der mühevollen Streifzüge der türkischen Truppen. — — Da klopft's hinter der Tür . . . . und herein greift ein nackter Arm und reicht ein Zuckerstück. Die Frauen im angrenzenden Haremsraum haben gehorcht und geben ihren letzten Zucker dem Gast. Eiwallah, tschok schükür! Danke schön!

Aber was ich denn sei? Ein Türke wohl nicht? Aber gewiß ein Grieche und ein Kaufmann? — Nein: ein Deutscher! — Also nemtsche? Oesterreicher? — Nein: alemanialy, aus dem deutschen Reich! — Von Europa draußen also? Ja, was wollt Ihr in Europa draußen denn von uns Albanern? — „Draußen in Europa!" Diese geographische Terminologie für das europäische Albanien ist beim albanischen Bauern so geläufig wie beim katholischen Priester oder beim muhammedanischen Kaimakam; sie kennzeichnet das Gefühl der jahrhundertealten Weltverschlossenheit dieses europäischen Tibet. — Kennen lernen wollen wir auch Albanien, Land und Leute, und es aufschließen helfen und anschließen an europäische Entwicklung. — Unser Gastherr schweigt und schüttelt den Kopf und starrt ins Feuer. . . .

Den andern Bruder treibt's hinaus in die weitere Welt: nach Smyrna möchte er hinüber als Kawaß, als der heimatlich kostümierte und waffengeschmückte Diener eines Konsuls oder eines Paschas. Ob ich ihn empfehlen wolle? — Warum nicht: er sieht

gut und vertrauenerweckend aus, ist schlank und stolz und schön; der schönste Albaner überhaupt, den ich in diesen Wochen gesehen habe, mit einem edlen Gesichtsschnitt, wie aus einer klassischen Kamee herausgraviert, mit einer griechischen Nase; ich muß sogar an den Trojaner Paris denken. Aber wenn ich ihn auch jemand nennen wollte — wie könnte eine Mitteilung ihn in solcher weglosen Ferne und Wildnis je erreichen?

Sie ziehen viel hinaus — die Albaner. Vor Jahrhunderten schon hinüber nach Italien und Neapel und hinunter nach Sizilien, ganze Kolonien. Dann vielfach nach Griechenland hinein. Auf dem Balkan weiter Bulgarien zu und nach Rumänien, wie nach Ungarn als Feldarbeiter im Sommer, um mit 200 Kronen (170 Mark) heimzukommen und ein Jahr damit hausen zu können. Ebenso nach Oesterreich hinauf: ins benachbarte Bosnien und Dalmatien und weiter bis Istrien. In der Türkei selbst bis nach Kleinasien hinüber, wo Arnautköi das Albanerdorf bezeichnet. Aber was wichtiger erscheint: von Albanien aus von den karstigen Bergen herab, ostwärts über die weite Weideebene von Kossovo polje, die sich langsam albanisiert, in das fruchtbarere Gelände der serbischen Bauernbevölkerung vorstoßend und ins türkische Mazedonien hineinwachsend, da und dort auch mit Gewalt .... aber im Grund ein albanisch-muhammedanisierendes Element in und gegenüber der slawisch-unsicheren Wühlerei und Gärung....

So plaudern wir noch, um den behaglich-glimmenden Feuerschein gruppiert, beim heißen, wärmenden Kaffee und beim gastlichen Tabakrauch .... eine Lichtstudie für Rembrandt, eine phantastische Rinaldoszene für Teniers....

Die gesunde Natur fordert ihr Recht und der angestrengte Körper seine Ruhe. Einer der drei Brüder verläßt das Lager, die beiden andern bleiben bei uns fünf Gästen. So liege und schlafe ich inmitten dieser sieben Albaner: alle in den schweißigen, kotigen Kleidern im fensterlosen, feuerverrauchten, kienspanverrußten Kularaum, alle auf dem erdigen, festgestampften Estrich. Wie summt doch der albanische Alpenspruch: „Wenn dich die Mutter fragt, wie ist dein Sein? Die Erde ist mein Bett, mein Kissen ist ein Stein!" Oder auch im Stil des wilden Jägerlieds aus Siebenbürgen: „... den Stein zum Bett gemacht!" ... Mit der deutschen Variation für mich: daß der Lederkasten meiner photographischen Nettelkamera mein Kopfkissen bildet und sich auch so bewährt..... „Auf Dornen schlaf' ich wie auf Flaum" ....

Die Nerven sind ruhiger geworden: selbst die Fremdheit und Vielheit dieser zusammengewürfelten Schar in dieser Weltabgeschiedenheit gibt mir wieder Sicherheit und Vertrauen....

Wie ich aber nach wenigen Stunden aus schwerem Schlaf wieder zu mir komme — in aller Frühe, um vier Uhr schon — — da fehlen die zwei Pfadsucher und Wegweiser: Ali aus Lurja und Mustafa. Beide sind noch in der Nacht aufgebrochen und davongeschlichen, gleich Dieben, so leis und so still, nach nur zweistündiger Rast, und sind wieder heimwärts gewandert: der eine nochmals seine zwei Stunden und der andere nochmals seine sechs Stunden — ohne mein Entgelt und meine Dankbarkeit abzuwarten, ohne einen Pfennig „Trinkgeld", ohne einen Para Bakschisch....

Das ist albanische Bessa und Gastfreundschaft neben albanischem Brigantaggio in der gleichen Nacht und in den gleichen Bergen, mittendrin zwischen der verrufenen Lurja und dem berüchtigten Debra. Deshalb habe ich diese schwarze Nacht geschildert. — als charakteristisch und typisch für das albanische Land des Primitiven und des Kontrastes, des Urweltlichen und des Widerspruchs, der Blutpflicht und des Gastrechts.

XXI.

Debra.

Bairaktar und Kriegsgericht.

„Der Tag geht mir mit Hundsgebell, die Nacht mit Hussa an!" .... Kaum graut die Dämmerung, so lass' ich satteln: 60 Kilometer liegen mir noch im Weg bis Debra, also etwa wieder 12 Stunden Transportritt und Marschschritt, und 14 Stunden Tourzeit....

Die Weiber lugen neugierig aus dem Frauenhaus hinter Gefängnisgittern hervor, und die Kinder lassen klingenden Danksold sich in die offene Hand legen — — scheinbar unter Protest der drei Brüder....

„S'gibt noch Briganten in den Bergen!" — wiederholt und warnt der Aelteste. Der Jüngste — mein schöner, stolzer „Paris" — gibt uns drum selbst das Geleit bis in die Ebene zum Schwarzen Drin hin.

Wenn wir in zwei Stunden zu einem Herbergshan kommen und der Handschi — ein unsicherer Kantonist — will uns Kaffee

bieten, so sollen wir die Darreichung wohl annehmen — rät uns Aladdin (das ist der Name unseres albanischen Paris, der leichtfüßig und schlanksehnig vorausschreitet) — aber uns nur ganz kurz aufhalten lassen, und ich soll tun, als ob ich nur türkisch könne, was der Handschi nicht kann; und ich soll so nicht für einen (ausraubbaren) Händler genommen werden, sondern für einen türkischen Offizier, in Kaki und Fez und Revolver, von der Operationsarmee, und soll so für die Pferde Futter bekommen, das die Kula nicht hat. . .

Gut! Wirklich: Meinen Nicola, der voranreitet und vorbereitet, hält der Handschi an, spähend und aushorchend . . . . er wird dann devot und füllt Futtersäcke und Kaffeetäßchen, und ich nehme seine Honneurs entgegen, hoheitsvoll und schweigsam wie Buddha, der nabelstarrende Bauchbeschauer, über gekreuzten, langsam-gelenken Knieen hockend, alla turka. Das albanische Land der Widersprüche verwandelt auch mich in Chamäleons buntem Wechsel: in Prizren Photograph, dann im Drintal Geolog, später Arzt, im Generalstab deutscher Politiker und Publizist, jetzt türkischer Offizier, und albanischer Toske soll ich auch noch werden. Dabei hab' ich's noch bequemer getroffen als mein schwäbischer Landsmann, der Tibetaner Dr. Tafel, der als kuzowalachischer Viehhirt sich und seine Tiere durch Albanien hindurchgetrieben hat.

Kaum gedacht — war der Lust ein End' gemacht: auch in Aras — einem ruhigen Ort eine Stunde später — werde ich als Türke aufgenommen, feierlich auf dem Forum, dem Versammlungsplatz des Dorfes, auf rasch zusammengetragenen Teppichen, mit Kaffee und Tabak. Es empfiehlt sich für die Gleichheit des gastlichen Zeremoniells die stereotype Periode der Epik Homers. Herablassend wie ein türkischer Pascha verschwende ich Freundlichkeit . . . . in diesem „Tal bei armen Hirten“: doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Das „Mädchen aus der Fremde“ wird in Albanien zum „Medizinmann“: ich teile jedem eine Gabe aus meiner Apotheke aus. Rhabarber und Chinin wird in feierlicher Andacht verschluckt: der Jüngling und der Greis am Stab, ein jeder geht beschenkt nach Haus. . . .

Allein das Schicksal schreitet schnell — auch ohne Kurpfuschergesetz — — in der würdigen Gestalt eines patriarchalischen Priesters mit wallendem Weißbart über dem dunklen, langen Gewand. Ein Imam ist's, der türkische Dorfgeistliche: glücklich, einen türkischen Landsmann in dieser albanischen Einsamkeit begrüßen und segnen zu dürfen. Doch mein redebrechender Accent bereitet

ihm Belehrung und Enttäuschung, die nur das Autogramm des Generalissimus wieder einrenkt, so daß er auch seiner Gemeinde gegenüber mein Incognito bewahrt. Teschekkür ederim! Allahrahsollah!

Danke und Behüt euch Gott! Durch eine Hochebene zieht sich der Weg.... endlich geradehin, so daß der Kiradschi nicht jeden zweiten Kilometer ab- und aufsitzen lassen muß, mit jener albanischen Demonstration von zwei Fingern, die gespreizt werden und so die Schenkelhaltung anzeigen.... Samenheischend, fruchtverheißend dehnt sich rotfrische, jungfräuliche Erde. Sogar Obst reift, das erste wieder seit Schkodra an der Adria..... Lehmboden liefert Ziegel zum Brennen und zum Bauen, und die karststeinige Kula weicht der lehmziegligen Hütte.... Die breiten Fluten des Schwarzen Drin wälzen sich uns entgegen — vom Süden aus dem Ochridasee hereilend und fast senkrecht nach Norden strebend, dorthin wo wir früher seine Vereinigung mit dem Weißen Drin gesehen haben, vor jener Doppelrialtobrücke, der Ura Vezirit. Just in der Vertikallinie der gebrechlichen Holzbrücke, auf der wir jetzt — hinter Aras — den Drinstrom überreiten. Auch hier zerstören Steinanschwemmungen und Schotterablagerungen die natürliche Fruchtbarkeit weiter Felder.... Quer durch einige aus der Deschat Planina herunterstürzende Nebenflüsse hindurch führt der Ritt wieder aufwärts auf ein Hochplateau, mit weiten Weiden und mit frischen Winden.... und mit wechselndem Bessageleit.

Das Sandschak Debra ist durch seine unbotmäßigen Albaner berüchtigt.... und wirklich: wieder verstecken sich die Steinblockhäuser des Kulacharakters auf und hinter den Hügeln, und wieder starrt jetzt eine Kula wie die andere in die hinter fliegendem Gewölk lachende Sonne — — verkohlt und zerschossen, gebrochen und zertrümmert, gestern noch umkämpft, heute schon gemieden... leer gebrannt ist die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette.... in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein....

Auch die widerspenstigen Debresen werden geschlagen, unterworfen, wie die rebellischen Lurjaner, und daß Debra wie Lurja von Alters her gewohnte Zentren eines starken Widerstands sind, davon zeugen die geborstenen Kulen in ihrer großen Anzahl und mit ihrer geschwundenen Kraft.

Die türkischen Truppen lagern in Debra siperme, im oberen Klein-Debra, dem Mittelpunkt von etwa acht Bergdörfern und dem

Tummelplatz von Mustafa Lida, jenes Albanerhäuptlings, der den ungarischen Geologen Baron Nopcsa festgehalten und ins Verließ von Prizren eingeliefert hatte.

Und jetzt? Wie ich in brennender Mittagsglut in Debra einreite, treten Albaner mir in den Weg und fragen, ob ich der fremde „baruni" sei: ich solle mit ihnen zum Bairaktar kommen. Ich folge zu einem hochgelegenen, einladenden Haus: dort empfängt mich Arif Effendi, der Aelteste der Sippschaft, feierlich und freundlich, in einem Raum mit sauberem Holzboden und mit zwei lichthellen Fenstern. Sogar ein Stuhl wird aus der nahen Kaserne herbeigeholt, damit ich wieder einmal bequem sitzen kann, alla franca. Und der Albaner Arif Effendi beginnt, auf dem Boden kauernd, die homerisch-epische Begrüßung: *Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν?* Woher der Männer? Das weiß er zwar schon — von wem, das weiß ich selbst heutigen Tags noch nicht — — aber er will doch die Form erfüllen. Wir hätten sicher Hunger und Durst? — Gewiß: seit drei Tagen hat's — außer gastlichem Kaffee — nirgends nichts Warmes gegeben. — Gut: Das Gastmahl soll man bereiten. . . .

Albanische Männer schleppen eine runde, dicke Holzplatte herein, etwa einen Meter im Durchmesser, und setzen sie inmitten des möbellosen Zimmers auf den Boden. Darauf tragen sie die Speisen auf, alle zugleich zusammen: einen Brotlaib und einen Käslaib, eine hohe Zinnschüssel mit gegorener Milch und eine niedere Bratschüssel mit zerlassener, fetter Buttersauce, in welcher verlorene Eier schwimmen. Das ist das duftende Stillleben auf der nackten Holzplatte, und drum gruppieren wir uns zu dreien, auf dem Boden kauernd: der Bairaktar Arif Effendi, ich selbst und mein Diener Nicola. Eine Kanne Wasser wird von einem Knaben geboten und über die Hände gehalten und gegossen, und jeder reinigt sich vor der Speisung nach muhammedanischem Brauch und trocknet sich am weitergegebenen Tuch. „Und wir erheben die Hände zum lecker bereiteten Mahle": der Bairaktar bricht das frische Brot und reicht jedem ein Stück, und er bricht den harten Käs und reicht jedem ein Stück. Und dann beginnt's: die linke Hand gilt als unrein und ruht auf dem Rücken, ohne eine Speise zum Mund führen zu dürfen, und die rechte Hand nimmt das Brot, tunkt es in die Buttersauce, bringt es an die abbeißenden Zähne und legt das Brotstück wieder hin; nimmt geradeso einen Bissen Käs und legt das Kässtück wieder hin; nimmt schließlich den einen und einzigen buchshölzernen Löffel, schöpft einen Mund voll von der gegorenen

Milch und reicht ihn dem Nachbar weiter. Der übt genau die gleiche Prozedur in der gleichen Reihenfolge .... so einige Runden lang. Und um uns herum im Geviert lagern albanische Mannen, an der Wand entlang kauernd und rauchend, schweigend und schauend, und so uns würdigend und ehrend, je mehr an Zahl, desto mehr durch Auszeichnung .... einer um den andern tritt ein, macht seinen Selam und hockt sich auf den Boden, dem Gast seine Reverenz zu erweisen.... Schon lange laure ich auf die verlorenen Eier: was wohl ihr Schicksal und Weg sein wird? Ich habe genug an dem frugalen Menu von Brot, Käs und Milch, und lasse die Hand sinken, zum Zeichen, daß ich satt bin.... Da fährt des Bairaktars Finger rasch in die Buttersauce und fischt geschickt und gewandt ein schwimmendes Ei heraus und schiebt mir's mit zwei gabelnden, klammernden, servierenden Fingern in meinen Mund, der — offenstaunend — sich erst wehren will, dann aber sich fügen muß .... weil Nicola flüstert, Zurückweisung sei Beleidigung .... einmal, zweimal, dreimal.... Dann darf ich satt sein, völlig satt.... Ich würge und schlucke, und lächle und danke.... Wieder wandert ein Knabe herum und schüttet jedem reinigendes Wasser über die Hände, die eben als Löffel, Messer und Gabel gedient haben, und reicht jedem erfrischendes Wasser zur gründlichen, rülpsenden Mundspülung.... Die Holzplatte verschwindet, der Boden wird getrocknet, und gastlicher Kaffee und Tabak geht in der Runde um..... Ich betrachte bewundernd die silberne Zigarettenspitze eines Albaners: fein ziseliert, mit Moscheeornamenten, schlank und lang.... Ob das mir gefalle? Dann sei es ihm eine Ehre, wenn er sie mir geben dürfe.... Wieder ist eine Ablehnung gegenüber albanischer Empfindlichkeit unmöglich, und ich kann mich nur mit einem vielbestaunten Fernglas revanchieren.... Das Wort gibt der eine dem andern, erst in der neckenden Form der homerischen Helden, dann in politischer Plauderei mit dem Fremdling....

Was ich von den Debraleuten denke? — O, gewiß nur Gutes nach solcher Gastlichkeit. — Ja: sie seien gute Menschen. Das habe schon einmal ein türkischer Pascha gesagt: die Albaner hätten die besten Flinten, die von Schkodra die schönsten Kleider, aber die von Debra die schönsten und die besten Herzen. Ich solle das ja draußen in Europa erzählen!

Aber Mustafa Lida, ihr Landsmann, der treulose, verräterische Brigant?

Das sei freilich ein wilder Geselle, der auch sie gebrandschatzt und vergewaltigt habe: ein Feudaler, vor dessen Druck sie jetzt los und ledig seien. Allaha schükür! Gott sei Dank! Den haben die türkischen Truppen jetzt in seiner Kula ausgehoben und den erwartet vor dem Kriegsgericht jetzt strenge, verdiente Strafe.

Gut so! ob ich auch fragen dürfe, was sie über die neue türkische Politik in Albanien denken?

Zufrieden seien sie, wahrhaftig zufrieden: dort — ich soll zum Fenster hinausschauen — dort drüben bauen Soldaten eine breite Straße durch die Berge nach Debra postme und erschließen und sichern so Verkehr und Gewinn, Handel und Wandel für die albanischen Bauern, und befreien ihn von räuberischen Wegelagerern. Und dort unten am Fluß: da drängt die Menge im Marktgewühl, zu verkaufen und zu kaufen. Das sei der erste Markt seit langen Jahren, gefahrlos und verdienstbringend — unter dem Schutz der türkischen Truppen. (Ich darf für meine türkischen Freunde die Stimmung aus Faust holen, den ja jetzt Husseinsadeh Ali Bey ins Türkische übersetzt*) hat: Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen, auf freiem Grund mit freiem Volke stehen. . . . Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde sogleich behaglich auf der neuesten Erde, gleich angesiedelt an des Hügels Kraft, den aufge-

*) Diese türkische Faustübersetzung und ihren Autor charakterisiert Dr. Schrader-Konstantinopel also: Der Uebersetzer hat sich um die Bildung der Muhammedaner des Kaukasus hoch verdient gemacht. Außer der Ausübung seines ärztlichen Berufes nahmen ihn literarische Arbeiten in Anspruch, die das hohe Ziel verfolgten, die zerstreuten Stämme der russischen Muhammedaner, mochten es nun Wolga- oder Krimtartaren oder Tartaren des Kaukasus sein, trotz der Verschiedenheit der Dialekte, durch eine türkische Gemeinsprache zu einem geistigen Ganzen zu verbinden. Ali Bey Husseinsadeh, der früher in Konstantinopel ansäßig gewesen war, hatte sich in dem seinem heimatlichen Daghestan benachbarten Baku niedergelassen und dort die Herausgabe eines literarischen Blattes begonnen, das unter dem Titel „Fensat" erschien und bald zu einem geistigen Mittelpunkt der muhammedanischen Welt Rußlands wurde. Ein böses Geschick bereitete dem Blatte einen frühzeitigen Untergang. Es war aber nicht die russische Regierung, die keine Veranlassung hatte, das rein literarische Unternehmen als staatsgefährlich anzusehen; es war der Einfluß des Sultans Abdul Hamid, der den Besitzer Tagieff dazu verführte, die Herausgabe des Blattes einzustellen. Unter allen Beiträgen, die das Blatt enthielt, waren die Shakespeareübersetzungen Abdullah Dschevdets und die Faustübersetzung Ali Beys Husseineffs am bedeutendsten und von bleibendem Wert. Jetzt nun wird die erste türkische Uebersetzung des Goetheschen Meisterwerks auch den Osmanen recht zugänglich gemacht. Wir können die Uebersetzung als eine Glanzleistung bezeichnen. Ali Bey macht von dem ganzen reichen Sprachschatz,

wälzt kühn-emsige Völkerschaft. Im Innern hin ein paradiesisch Land, da nahe draußen Flut bis auf zum Rand, und wie sie nascht, gewaltsam einzuschließen, Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen!

„Gemeindrang eilt“: just jetzt treten Albaner ein, Steuern zu bringen und zu zahlen, zu Händen des Bairaktars für Rechnung der türkischen Regierung — — der quittiert wie ein „Kreuzlschreiber“. Ich solle dem Kriegsminister melden, man sei zufrieden, wahrhaftig zufrieden: mit Rumpf und Stumpf solle er das schädliche Unkraut der Briganten und Bedrücker ausrotten und austilgen. Räuber und Rebellen gehören den Raben und Geiern am Galgen!

Der Vampyr ist in Debra daheim bei den abergläubischen Albanern: ein Lugat, ein böser, blutpressender Alpdruck. Ob die

---

den ihm die drei muhammedanischen Hauptsprachen zur Verfügung stellen, eine geradezu virtuose Verwendung. Am deutlichsten erscheint das in der Uebersetzung des Prologs im Himmel. Der Hymnus der drei Erzengel, die ja auch dem Islam nicht fremd sind, rauscht im Türkischen mit der ganzen Volltönigkeit Goethescher Verse:

„Ars isse bir dschilve-i-sar-ichtischam
Syrat-i-devriessi hairet fesa
Inschirah-i-nur ile wehm-isulam
Weli eder jekdigeri sabh ve messa . . .“

„Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht,
Es wechselt Paradieses Helle
Mit tiefer schaudervoller Nacht . . .“

Die Goethesche Gegenüberstellung des Lichtes und des Dunkels wird von dem Uebersetzer besonders stark herausgearbeitet. Die Bezeichnung „Herr“ kann der Muhammedaner für den Gottesbegriff nicht verwerten. In Erinnerung an den altiranischen Mythus nennt er daher das höchste Wesen „Nur“ (Licht), wodurch allerdings die Goethesche Gestalt des Herrn etwas von ihrer anthropomorphischen Plastik verliert. Dagegen zeigt sich, daß die feiner Nuancen fähige türkische Literatursprache wohl dem abstrakten, philosophischen Inhalt des Faust gerecht werden kann. Sehr glücklich sind deshalb die letzten vier Verse der letzten Rede des Herrn wiedergegeben: „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfaß euch mit der Liebe holden Schranken usw.“ Wir müssen dem Uebersetzer für die Mühe und für das Geschick, womit er seine Volksgenossen in das Verständnis des „Faust“ einführt, von Herzen dankbar sein; er erweist der deutschen Geisteswelt damit einen großen Dienst. Ich kann mir auch vorstellen, was der Dichter des westöstlichen Divans für eine helle Freude daran gehabt haben würde, sein Lebenswerk in orientalischem Gewande zu lesen, vielleicht geschrieben in zierlichem Taalik, umgeben von dem blumigen Rande persischer Handschriften. — Als albanisches Gegenstück muß auch die Tatsache eines albanischen Goethe verzeichnet werden: die albanische Zeitschrift „Skipetari“ hat Goethe's Erlkönig ins Albanische übersetzt — natürlich nur für die verschwindend-dünne Crême internationaler Albaner. Die einheimische Masse ist analphabetisch; so überwiegend und so charakteristisch, daß der Türke das besondere Wort vom Kitabsis Arnaut geprägt hat: vom Arnauten ohne Alphabet.

Verjüngung und Gesundung der Türkei auch diesen Dämon bannen mag?

Zwei Seelen wohnen in der Brust des Albaners in der Debramythologie: eine animalische und eine intellektuelle. Im Schlaf verläßt die intellektuelle Seele den Albaner, und wenn sie nicht wieder den Weg durch den Mund zurückfindet, so ist tödliche Auflösung sein Los. Ob das albanische Rezept des neutürkischen Medizinmannes dem animalischen Vegetieren des armen Albaners jetzt auch intellektuelle Sicherung und geistige Hebung gewähren mag?

Der Arzt tut bitter not, auch der „animalische": wie ich vom freigebigen Heim des albanischen Gastmahls scheide, warten auf mich bereits viele Kranke, die da im Fremdling besondere Kenntnisse und Kräfte vermuten. Freilich: Chinin und Rhabarber tut's diesmal nicht allein. Da tragen sie Krüppel herbei — helfen kann ich dann nicht *) — und da schleppen sich Aussätzige her: die Pellagra ist mit Maispilzen aus Italien gekommen. In die Berge ist selbst Syphilis aus der Seestadt Skutari hinaufgestiegen, und Phthisis fordert Opfer, Typhus und Malaria wütet durch Sümpfe...... wieder fordert faustische Schöpferkraft: Ein Sumpf zieht am Ge-

---

*) Eine Krankenbehandlung schildert Nopcsa im „katholischen Nordalbanien": Wundbehandlung habe ich in Albanien zweimal zu beobachten Gelegenheit. Das einemal handelte es sich um eine gefährliche, schwere Schußwunde in der Leistengegend, das anderemal hatte sich ein sehr angesehener Katholik in Flet einen rostigen Eisennagel in die Fußsohle getreten. Bei der Schußwunde bestand die erste Behandlung nicht darin, die Wunde zu waschen, sondern weichen Schafkäse aufzulegen, um weitere Blutungen zu verhindern. Die weiteren Prozeduren erfuhr ich nicht, doch soll der Verletzte einige Zeit gefiebert, dann sich aber wieder erholt haben. Der Behandlung des verletzten Fußes konnte ich bis zum Ende beiwohnen; sie war noch origineller, es war — wie man's nimmt — zum Lachen oder auch zum Weinen. Mehrmaliges Einreiben mit Oel und Sengen mit glühender Kohle war die erste ärztliche Hilfe. Abends nahm der Verletzte selbst ein kleines Stück Hammelfett und wollte dies über der Flamme eines Kienspans schmelzen, um es sich so auf die Stichwunde zu träufeln. Da das Hammelfettstück klein war und der Kienspan unruhig und ungleichmäßig brannte, so wiederholten sich genau alle jene Unfälle, die sich beim Siegeln eines Pakets mit einem allzu kleinen Stück Siegellack ereignen. Der schon Verletzte verbrannte sich die Finger und das siedende Fett tropfte ihm überall auf den Fuß hin, nur nicht auf die verwundete Stelle. Endlich, nachdem Ferse, Knöchel, Zehen usw. ordentlich verbrannt waren, fiel ein Tropfen auf die verletzte Fußsohle und damit hatte die Behandlung für jenen Tag ein Ende. Am nächsten Tag wiederholte sich dasselbe, am dritten ebenso, am vierten Tage war der Verletzte glücklich wieder genesen!

birge hin, verpestet alles schon Errungene; den faulen Pfuhl auch abzuziehen, das Letzte wär das Höchsterrungene! . . . .

Ein „intellektueller" Arzt weilt gerade heute in Klein-Debra: der türkische Mutessarif aus Groß-Debra. In der Kaserne treff' ich ihn: er ist gekommen, einen Schulbau vorzubereiten. O — es ist unendlich viel zu tun. Arbeiten und nicht verzweifeln! Kennen Sie diese Parole? Die Kunst eines deutschen Meisters hat dazu eine Illustration geschaffen: eine starke Hand drückt den schweren Pflug in den harten Erdboden, die Sonne bricht durch's Gewölk und verheißt segensvolle Frucht, die einst reifen wird. In Adana drüben in Kleinasien — nach den greulichen Armeniermassakers durch die Kurden — hab' ich diese Ermunterung dem jungtürkischen Gouverneur als Motto gelassen; heute geb' ich's seinem Kollegen im albanischen Debra. . . . . „Arbeiten und nicht verzweifeln!"

*

Wir reiten weiter — Groß-Debra zu, noch fünf heiße Stunden; durch sonndurchbrannte Täler. Bauern bringen Mais vom Acker heim, auf Pferden und Eseln sich wiegend, und unter'm bunten Sonnenschirm rittlings sich bergend . . . . und Bäuerinnen bücken sich in erntendem Fleiß, trotz der sengenden Sonne verschleiert und vermummt, wie Mumien. . . . Die isolierte Kula verschwindet, und das Gemeindedorf hält sich beisammen. . . . Bulgaren mit ihrem schwarzen Cerevis mischen sich unter Albaner mit dem weißen Käppi . . . . und von ferne winkt — schon zwei zögernde Stunden lang — aus Groß-Debra die Kirche des griechischen Bischofs neben den schlanken Minarets der Moscheen und neben der breiten, plumpen Burg einer das weite Tal beherrschenden Kaserne. . . .

Die Dämmerung schleicht sich mit uns müden Mannen durch's enge Stadttor ein . . . . durch die bewehrten Mauern über holprige Gassen und zwischen schläfrigen Lehmhütten hindurch. . . . Die „Stadt" mit ihren 12 000 Einwohnern — Stahlhandwerkern und Waffenschmieden sowie Häutegerbern und Lederschneidern — ist wie ausgestorben — — nur Militär patrouilliert und ist überall postiert. . . . Ich frage nach dem Präsidenten des Kriegsgerichts, Oberst Schevket Bey, an den ich Empfehlungsbriefe habe. Ein Soldat weist uns den Weg zum Kriegsgericht, das in einer ärmlichen, albanisch-nationalistischen Propagandaschule sich eingerichtet hat. Eben wird ein Albanerhäuptling herausgeführt — gefesselt und zwischen Bajonetten — — das corpus delicti, das ihm ein paar Jahre Kerker einträgt, steht noch mitten im Schulzimmer: ein Top, eine

kleine Kanone, mit der er zur Entwaffnung anmarschierende Soldaten beschossen hat.

Der Oberst und Kriegsgerichtschef ist abgearbeitet und abgespannt, stellt sich mir aber doch sofort mit herzlicher Hingabe zur Verfügung; er spricht geläufig deutsch — er hat bei den Königshusaren in Bonn gedient — und er ist stolz auf seine deutschen Kenntnisse. Hier — er zeigt zwei Briefe seiner beiden Töchterlein: die werden von einer deutschen Erzieherin ausgebildet und müssen ihm deutsch schreiben. Von Köprülü aus, wo er sonst die achte Kavalleriebrigade kommandiert. Er sieht schneidig und stramm aus — der richtige „Reitergeneral", mit martialischem, fliegendem Draufgängerbart. Auf der Brust trägt er einen preußischen Adlerorden; den hat ihm der deutsche Kaiser angeheftet — erzählt er stolz — auf Korfu. Oberst Schevket Bey war vom Sultan dem Kaiser attachiert, als dieser von Korfu aus das südliche Albanien besuchen wollte, um das altgriechische Dodona mit dem Zeustempel und mit den Orakeltafeln zu besichtigen, sowie Janina, den Adlersitz des grausamen Albanerdespoten Ali von Tepeleni, der vor hundert Jahren Albanien und Epirus, Thessalien und Mazedonien dem türkischen Sultan abgetrotzt und abgewonnen hat und der im „Graf von Monte Christo" durch Alexander Dumas populär geworden ist. Der Hohenzollernkaiser hätte in Albanien alte deutsche Spuren finden können: eine Kula Alemanialy und eine Ura Alemanialy — eine albanische Kula und eine Brücke bewahren in ihrer deutschen Nomenklatur die Erinnerung an die Zeiten des Hohenstaufenkaisers Manfred, der ein Weib aus albanischem Geschlecht sich geholt hat.... Kaiser Wilhelm ist aber von Korfu aus nicht an die albanische Küste herübergefahren: albanische Revolutionäre sind damals mit griechischen Waffen gerade gegenüber Korfu in Gayada gelandet und haben den Türken ein blutiges Gefecht geliefert — ein halbes Hundert Tote sinken in die Adria dem Hai zum Fraß und das Waffenschmuggelschiff wird in Grund gebohrt....



Oberst Schevket Bey
Kriegsgerichtschef
in Debra.

So erzählt der Oberst beim opulenten Mahl, das er mir und einigen Offizieren gibt — in der Apotheke, welche das Militärkommando für die Stadt einrichtet und unterhält, samt einem jungen Militärarzt, auch für die albanische Bevölkerung.

Auch ein Schulmann gesellt sich zu uns: Mehmed Hassan Bey, der Inspektor des Unterrichtswesens im Vilajet Monastir — er bereist diesen albanischen Bezirk, um Schulen bauen zu lassen, hundert an der Zahl. In Browa und Glisnic sind sie schon begonnen — einfache Elementarschulen — er zeigt mir die Pläne: Parterregebäude, mit drei Räumen; primitiv, aber doch ein Anfang für die Analphabeten der albanischen Bauernschaft!

Am Nebentisch beim Kaffee diskutieren einige junge Leute über Pädagogik: türkische Lehrer sind's, hervorgegangen aus einem Konkursexamen, aus einem Wettbewerb, der die geeignetste Methode für den albanischen Unterricht herausbringen sollte. So will die neue Türkei wirklich guten, bleibenden Grund legen.

An all dieser Geselligkeit und Unterhaltung nimmt mein albanischer Kawaß Nicola teil — auch wie wir Schach spielen, sitzt er neben dem Oberst und mir, und der Oberst sorgt mit einer gewiß undeutschen, aber echt türkischen „demokratischen" und sozialen Aufmerksamkeit und Aufrichtigkeit auch für unseren Diener Nicola. Denn die islamische Gesellschaftsordnung ist im höchsten und tiefsten Sinn sozial — versichert uns ein Kenner und begründet das:

„Das häßliche Schlagwort Panislamismus enthält einen Gedanken, der die Staatsgrundidee des ganzen Islam ist: die Solidarität aller Muslims, die Ueberordnung der religiösen über die politische Vergesellschaftung, ja geradezu die Ersetzung dieser durch jene. Im Kalifat verwirklicht sich bereits der muhammedanische Gottesstaat. Danach sind alle Muslims gleich, der Kalif ist des gottgesandten Propheten Nachfolger, also Gottes Stellvertreter; mithin ist auch alle von ihm eingesetzte Obrigkeit gottgewollt und unantastbar. Ihre soziale Uebermacht ist selbstverständlich. Alles Eigentum, das im Kriege erworben wird, ist gemeinsamer Besitz, der unter alle Muslims zu gleicher Verteilung kommt. Alle Muhammedaner sind zur gleichen und einzigen Abgabe — in der Theorie wenigstens — dem Armentribut, dem Zakat, verpflichtet. Mildtätigkeit, Gastfreundschaft, von jeher eine arabische Nationaltugend, wird zu religiöser Pflicht und damit gleichzeitig zu weltlichem Gesetz. Es gibt weder Klerus noch Adel im eigentlichen Sinne. Was gleichwohl an Familienpartikularismus, an Stammesdünkel besteht, ist beduinisch, heidnisch, unmuhammedanisch. Die zumeist angemaßten Nachkommen des Propheten, die Scherifen, von denen es im Orient wimmelt, genießen geringes geistliches An-

sehen, aber kaum weltliche Vorteile. Durchaus nivellierend wirkt das gemeinsame Gebet, die gemeinsame rhythmische Beugung vor Gott. Der Fellache, der am Freitag in der Moschee den Pascha neben sich den Boden mit der Stirn berühren sah, kann keinen sozialen Haß mehr gegen den Mann empfinden, selbst wenn er während der übrigen Tage der Woche für ihn fronden muß. Obwohl heute keine Kriegsbeute mehr unter die Gläubigen verteilt wird, obwohl Vermögens- und Standesunterschiede sich gebildet haben, so ist doch das Bewußtsein der Solidarität, der Gleichheit, bei allen Klassen geblieben. Es ist keine leere Phrase, wenn der reiche Grundbesitzer seinen Diener, den er eben noch hart angefahren hat, „mein Bruder“ nennt; kein bloßer Zufall, wenn im Kaffeehause ein eleganter Efendi oder gelehrter Scheich neben einem zerlumpten Derwisch oder neben einem ungebildeten Eseltreiber sitzt und freundlich mit ihm spricht. Im Grunde sind sie ja doch alle Geschöpfe Gottes und „Söhne Adams“, deren äußere von Gott bestimmte Schicksale verschieden sein mögen, deren Wert und Endzweck aber doch der nämliche ist. Der Arme haßt den Reichen nicht, denn seine Armut kommt von Allah und jenes Reichtum ebenfalls; er strebt aber auch nicht über die Maßen nach irdischen Gütern: „denn es ist keine Kraft noch Macht außer bei Gott, dem Erhabenen“, sagt der Prophet. „Und Gott verläßt die Seinen nicht.“

All das äußert sich auch im Militärdienst. Während des ganzen Kriegszugs in Albanien habe ich nie ein hartes Wort zwischen Offizieren und Soldaten gehört, immer väterliche Ermahnung und brüderliche Hingabe. Denn — so bestätigt das ein jungtürkischer Offizier nach der Erschießung des deutschen Oberstleutnants von Schlichting durch einen albanischen Rekruten — für den Muhammedaner ist der Kriegsdienst einfache religiöse Pflicht:

„Wie der Muhammedaner den Freitag zu heiligen, die geforderten Gebete zu verrichten, die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen, sich des Alkohols zu enthalten hat u. s. w., so hat er dem Padischah als Soldat zu dienen. Es ist ihm dies eine in Fleisch und Blut übergegangene Selbstverständlichkeit. Alle Anforderungen des Dienstes, selbst der Tod auf dem Schlachtfelde sind dem Osmanen daher ebenso selbstverständlich. Dies führt zu einer so freiwilligen Unterwerfung unter die Disziplin, daß ein rauhes Anfassen der Leute im wörtlichen und nun gar erst im tatsächlichen Sinne dem gewöhnlichen Türken etwas ganz Unverständliches ist. Zu dieser durch die Religion bedingten Auffassung über den Kriegs-

dienst und über das Verhältnis zwischen Mannschaft und Vorgesetzten kommt noch die demokratische Auffassung des Islam über die Stellung des Menschen zum Menschen. Alle Muhammedaner sind Brüder, und der Offizier ist eigentlich nur der Kamerad des gemeinen Mannes. So spricht der Vorgesetzte auch mit seinen Leuten mehr belehrend und unterweisend als verweisend. Besonders älteren Soldaten erscheint es absolut unzulässig, daß man mit ihnen anders als kameradschaftlich spricht: sie haben zu Hause Frau und Kinder und fühlen sich ganz in der Würde eines patriarchalischen Familienvaters, und nun werden sie von einem vielleicht ganz jungen Offizier in Gegenwart der Kameraden angepackt. Das empfindet der Mann als eine tödliche Beleidigung. Die einheimischen Offiziere, mit dieser Auffassung ihrer Landsleute vertraut, lassen sich daher fast niemals hinreißen, die Gefühlswelt ihrer Untergebenen zu verletzen. Geschah es einmal, so hat es immer so tragisch und blutig geendet, wie auch bei Oberstleutnant von Schlichting. Ich selbst entsinne mich eines Falles, der auf dem Exerzierplatz in Saloniki sich abspielte. Da hatte ein junger Leutnant einen Mann durch Anfassen besser in Reih und Glied zu drücken gesucht. Der Soldat schoß den Leutnant auf der Stelle nieder und floh; er erreichte eine Erdsenkung, legte sich in Anschlag — und die gegen ihn ausgeschickten Soldaten schossen alle vorbei, bis der Mann sprang und glücklich entkam. Vielleicht hat Oberstleutnant von Schlichting nicht lediglich durch seine Unkenntnis des islamitischen Empfindungslebens so beklagenswert geendet.*) Möglich ist, daß er zugleich ein Opfer der in einem Teil des türkischen Offizierkorps sich geltendmachenden Auffassung wurde, die Leute müßten eben mehr nach dem strammen, schneidigen Drill des preußischen Heerwesens ausgebildet und behandelt werden. Daß solche Anschauungen sich geltend machen, wäre ja an sich auch nicht so verwunderlich, nachdem so viele meiner Landsleute gewürdigt worden sind, in den Reihen der deutschen Armee den Dienst und seine unbestreitbaren Erfolge kennen zu lernen.

---

*) Ein deutscher Offizier, der in Konstantinopel der Hinrichtung des albanischen Rekruten beigewohnt, versichert mir, daß der Albaner ruhig und würdig seine Brust den tödlichen Kugeln geboten hat, in dem Bewußtsein, nur seine „Pflicht getan" zu haben durch Rächung einer Berührung, die seine national-primitive Empfindlichkeit als eine Beleidigung hingenommen hat. So hat er auch vor der Exekution die ihn bekehren wollende Frage des Priesters, ob er Reue empfinde, mit einem kurzen, knappen „Nein!" beantwortet.

Aber es scheint doch auch in diesem Falle das Wort Ihres Goethe zuzutreffen: „Eines schickt sich nicht für alle“.....

Wir verabschieden uns um Mitternacht vom Oberst, um unsern Han aufzusuchen, im städtischen Debra eine verhältnismäßig brauchbare Herberge — wenigstens mit Betten wieder, wenn auch ohne sonstiges Mobiliar: das Waschen und die Toilette aller Art besorgt man am öffentlichen Brunnen im Hof.... Halt! ruft mich der Oberst an: ob ich Gefahr laufen wolle, morgen im Kriegsgericht ihm vorgeführt zu werden? — Weshalb denn? — Weil wir im Begriff sind, durch die nächtlichen Straßen ohne Laternen zu schreiten.



Kriegsgerichtsopfer.

Das Standrecht ist proklamiert und verbietet bei sofortiger Verhaftung jegliche Ansammlung und jeden Schritt bei Nacht ohne Licht.... Ja, man ist streng.... und draußen bei der Stadtmauer hängen albanische Häuptlinge am schimpflichen Strick — — Galgenvögel für Raubvögel — — so wie auch in Adana nach den Armeniermassakers kurdische Mordbrenner gebaumelt haben.... Eine Patrouille leuchtet uns mit einer Fackel heim....

Anderntags darf ich mir im Gendarmeriekommando das Arsenal konfiszierter Waffen anschauen: ein förmliches Museum vom uralten Vorderlader der Feuersteinwaffe, deren interessanteste

Exemplare jetzt nach Konstantinopel ins Museum wandern, bis zum amerikanischen Browningrevolver alle Arten und Abarten in tausenden Exemplaren — Mannlicher Karabiner und Hassersche Armeepistolen, Martiniflinten und Mausergewehre; einst eingeschmuggelt von Italien drüben und von Griechenland drunten, für russisches und englisches Geld, für die Albaner als Rüstzeug gegen das türkische Regiment. Die „Waffensammlung Europas" heißt Albanien mit Recht; darin ist jetzt ein Kuriosum entdeckt worden: „österreichische Mausergewehre". Das Kriegsgericht beschlagnahmt ein Mausergewehr bei einem Albaner; der eingestempelten Nummer nach muß es dem und dem Soldaten bei der und der Kompagnie gehören. Der hat aber sein Mausergewehr — — man schaut näher zu und findet, daß das albanische Mausergewehr aus einer österreichischen Fabrik kommt, welche die Mauserpatente imitiert... In diesem Arsenal darf ich mir eine Erinnerungswaffe auswählen: wie ich die silberbeschlagenen, autochthonen Arbeiten durchprobiere, schlägt ein Steinschloß mir tief in den Daumen — — ohne reichliche Blutabgabe soll ich also Albanien nicht verlassen dürfen...

Der Brigadier zeigt mir noch die Kaserne und das Biwaklager dahinter, und dort treffe ich auch den Revolutionshelden Ejub Sabri Bey, einer der drei albanischen Jungtürken, Komiteeverschwörer und Offiziere, die vor zwei Jahren der Revolution eine Gasse und der Freiheit Bahn gebrochen haben: mit ihm die Majore Enver Bey und Niasi Bey. Während Enver Bey jetzt in Berlin als Militärattaché der türkischen Botschaft Dienste leistet und Niasi Bey noch im aktiven Heere steht, hat Ejub Sabri Bey seinen Abschied genommen, um ganz der Politik sich widmen zu können. Bei Debra kampiert er in einem Zelt, in dem ich seine Gastfreundschaft genieße, und kontrolliert neben der Kaserne den Bau eines vierstöckigen Schulgebäudes, das nach dem Plan türkischer Ingenieure die albanischen Baumeister und Bauarbeiter von Debra aufrichten — bereits bis über das erste Stockwerk hinauf — und das dazu bestimmt ist, nicht nur Elementarunterricht, sondern auch Landwirtschaftskenntnisse den Albanern zu bringen.... Es wird geschafft!...

Wie ich mit Oberst Schevket Bey ins Biwak hinaustrabe — vor die Stadt auf die Höhen, um General Schevki Pascha, den Kommandeur der zweiten Division, aufzusuchen, da treffe ich den schneeweißen Divisionär in seinem Zelt mit Kartenmaterial auf dem Feldbett: er ist eben daran, einen Spezialrapport über albanische Flüsse auszuarbeiten, besonders über die beiden Drinströme,

über die Notwendigkeit und Möglichkeit ihrer Regulierbarkeit und Flößbarkeit, um sie als einfachen und einträglichen Transportweg für den außerordentlichen Holzreichtum verwerten zu können.... Es wird geschafft! ...

Der Divisionär läßt seine Stabsoffiziere zusammenrufen: Oberst Schahali Bey, Major Ruschdi Bey — wieder einer, der stolz ist, etwas deutsch zu können — und Hauptmann Riza Bey; und sie erzählen von ihren schweren Gefechten gegen die Stämme der Lab im Nordosten Albaniens. Die Lab sind besonders tapfer und sehr intelligent und gut geschult — in der türkischen Armee selbst;



Ueber Saumpfade neben Schluchten.

so verbinden sie mit ihrer natürlichen Strategie die militärische Taktik und Organisation alter Soldaten. Aber vergeblich: auch dort ist der zähe Widerstand gebrochen und die Straße nach Serbien ist heute frei.

Drunten ins Radikatal hinein, dem ich jetzt zureite, brechen wieder Soldaten einen breiten Weg — — noch kurz zwar, aber — es wird doch geschafft!

Arbeiten und nicht verzweifeln!

XXII.

Gostivar—Kalkandelen.

Meine beiden Kiradschi aus der Ebene von Schkodra haben die Strapazen durch's Lurjaner Gestein schlecht überstanden und mich in Debra im Stich gelassen. Der Kriegsgerichtschef hat zwei frische Pferde auftreiben lassen und gibt mir samt dem Kiradschi einen Kavalleriesergeanten mit — bis ins nächste Biwak bei Gostivar, etwa 60 Kilometer weiter.

Die neue Truppenstraße hinter Debra hört rasch auf: die wenigen Weinberghänge verschwinden wieder in engen und ekligen Klammen. Ein schmaler Saumpfad schlängelt sich durch's Gebirge: links steigt senkrecht das Gestein an, und rechts stürzt jäh die Schlucht ab. Keinen halben Meter beträgt die „Breite“ des Passes ... und drunten faulen und verwesen Pferdeleiber und Soldatenleichen .... und warnen durch ihren Aasgestank und mahnen den schwindligen Tritt zur Vorsicht .... sachte, sachte .... Jawasch, jawasch!

Noch ein weiterer Geruch fliegt im Wind der schnuppernden, gerümpften Nase zu .... scharf und .... stickig und .... dämpfig — — — und richtig: bei einer Biegung schießen uns üble Gase entgegen .... und einige Schritte weiter — da zischen und sieden, sprudeln und springen reichliche Schwefelquellen in dicken Wasserstrahlen aus dem mineralreichen Boden .... sich verlaufend und sich verlierend — — bis dereinst die Technik auch dorthin dringen und die Felsenschätze nutzbar machen wird. Im Kampf dann wieder gegen abergläubische Albaner, die das geheiligte Erdreich nicht ausbeuten lassen wollen, und gegen Muhammedaner, die Allahs Heilquellen für Gott und Welt verschwenderisch strömen lassen wollen, in „bodenreformerischem“ Gemeinsinn, damit alle Geschöpfe drin baden können, weil solche göttliche Gnade allen gespendet wird und niemand zu eigen gehört. So ist's wenigstens drüben in Kleinasien noch. . . .

Die Talsohle der Radika zieht uns herab und sie bietet willkommenen Platz, das neue Pferd zu tummeln. Der Grauschimmel bockt aber und wiehert .... und keine Gerte noch Sporn bringt ihn vom Tragtier weg .... und der Kiradschi gesteht, daß er immer nur hinter diesem trottet. . . . Schließlich meistert und treibt starker Schenkeldruck auch das albanische Roß .... und vorausstieben

wir, der Kavallerist und ich .... Doch s'ist eine kurze Freude: der Radika Wasserfluten sperren den Weg — bis über die Sattelgurt tauchen unsere Pferde unter — da heißt es, wieder geduldig auf's Saumtier warten, weil dieses meinen photographischen Apparat trägt — herunterhängend — und ich nicht Gefahr laufen will, alle meine albanischen Aufnahmen in einem einzigen Wasserfall zu verlieren. . . .

Dann verläßt der Pfad wieder das Flußtal und kriecht wieder in die Berge hinein, aber nicht mehr im geraden Querschnitt der albanischen Tschafa, sondern — endlich einmal — in der schmiegsamen Kurve europäischer Serpentinen. Und richtig: das ist kein rein-albanisches Gelände mehr — Männer mit schwarzen Cerevismützen nahen uns — Bulgaren aus Galitschnik, das jenseits der Talrinne im Gebirge klebt, gleich einem fleißigen Schwalbennest.

Dahinter heben sich und staffeln sich Hochplateaux.... bis zu 1600 Metern .... etwa wie beim Rigi. Einzelne Steine stehen so geschichtet, daß sie was bedeuten sollen: Lawinenopfer und Marterl der Blutrache. . . . s'ist zwar erst sechs Uhr abends, aber eine ganz empfindliche Kälte quält uns. Weder Mantel noch Schafpelz wärmt und ich springe vom Pferd und springe zu Fuß, um durch Bewegung mich anzuheizen. . . . In einer Bergmulde stoßen wir auf eine bulgarische Bande: die biwakiert dort und zündet eben ein Reisigfeuer an und kocht Kaffee. Die Leute grüßen nicht und schauen unfreundlich und mißtrauisch drein, aber ich bitte trotzdem — durchgefroren und zitternd vor Kälte — um einen Schluck heißes Getränk und um einige Minuten Lagerrast an ihrem Holzstoß. Das gewähren sie auch, und langsam kommen wir doch ins Plaudern. Mein Nicola kann ja auch bulgarisch: von Gostivar kommen die Bulgaren — nach Galitschnik hinauf: vom Markt, wo sie ihre Cerealien verkauft haben, ins Dorf zurück mit Waren für den ganzen Winter und für das weitere Hinterland zum Verhandeln. Um uns weiden die Packtiere frei und ringsum lagern die abgeschnallten Sattelsäcke, voll reicher Vorräte. Das sei seit langer Zeit die erste gefahrlose Marktexpedition; sonst habe es immer Ueberfall und Pferdraub gegeben und Schießerei und Totschlag, und sie hätten nie wagen können, so wie heute an einem verräterisch lodernden Feuer zu biwakieren. Jetzt aber verscheuchen die türkischen Truppen die albanischen Briganten und sichern Wege und Stege. . . . Auch diese Bulgaren sind zufrieden und froh.

Unser Kiradschi schlägt vor, im bulgarischen Biwak zu nächtigen; aber die Bulgaren selbst raten ab, und zudem hab' ich mir vorgenommen, Mavrova heute noch zu erreichen, um morgen in einer Parforcetour bis nach Uesküb zu gelangen. Ich bin allmählich müd und auch nervös geworden — trotz meinem orientalischen Kismet-Grundsatz: Inschallah!

Vier — fünf Stunden mögen's noch gewesen sein, wie wir — nach nächtlichen Irrmärschen — in Mavrova einreiten, vom Nachttau triefend und starrend. Mavrova liegt noch 1200 Meter hoch. Ich lasse den Mudir herausklopfen, den Schulzen, damit er Obdach gebe: ein altes Hutzelmännlein, der vor Schreck und Freud fast umfällt, wie er das Autogramm des Oberkommandierenden liest, das mich als „Türkenfreund" legitimiert. Alles stehe zur Verfügung! Alles — das heißt wieder: Brot und Käs und einige Zwetschgen. Der spinndürre Mudir ist Türke und seine kleine Gemeinde ist albanisch-bulgarisch gemischt. Wie's jetzt aussehe? O — er traue dem Frieden nicht; zwar — die Gewehre habe man auch in dieser Gegend den Leuten abgenommen, mit Gewalt und unter Kämpfen; aber die langen, scharfen Messer hätten sie noch . . . und die Blutrache habe hier zu Lande besonders grausame Formen, auch die des Dolchmassakers. Sonstwo seien die Weiber tabu, sakrosankt, unberührbar für den Bluträcher, aber hier treffe der Blutbann auch sie, wie die Kinder. Ja, es sei schon vorgekommen, daß Männer in der Vermummung der muhammedanischen Weibergewandung einer Kula sich genähert und so die arglose Familie überlistet und überfallen und niedergemetzelt haben. . . Das alte Mudirmännlein wackelt mit dem Kopf: er könne es nicht glauben, daß die albanische Welt ihr Hassen und Morden lassen könne. — Ob in seiner Gegend sich die Blutrache auch abkaufen lasse? — Ja gewiß, man sei sogar habgierig. — Gut! so schlage ich ihm vor — er möge der Gemeinde eine Rechnung vormachen, so etwa: der einzelne Blutrachefall mag (gleich umgerechnet) etwa 500 Mark wert sein für den Betroffenen. Vier solche Fälle im Jahr summieren 2000 Mark; um die werden vier Familien reicher und vier andere ärmer. Kommen aber alle Familien überein, auf Blut und Mord zu verzichten und dafür Hab und Gut zu gewinnen, so profitieren gleichmäßig alle Häuser von der neuen Sicherheit und jede einzelne kann so jährlich mehr schaffen und mehr verdienen. Die Gemeinschaft gewinnt so und jeder einzelne auch; im andern Fall nur die Minderheit einiger weniger und zwar auf Kosten wieder anderer

und auch der gesamten Mehrheit. Ob das nicht einleuchtend und überzeugend sei? Das solle er seinen berechnenden Albanern vorrechnen, und das möge die türkische Regierung dem ganzen Land und Volk vorrechnen, und die Albaner wollen doch intelligent sein und müßten solche Vorteile verstehen! — Ja und nein — hüstelt und hustet der Mudir, ungläubig und bekümmert.....

Wieder ist's Mitternacht geworden, wie des Mudirs junger Gehilfe uns in das Amtsgemach geleitet. Hadschi Hussein heißt er: ich soll's ja notieren und ihn nach Deutschland kommen lassen, wenn ich eine Stelle für ihn wisse, gleichgiltig, was für eine; nur heraus und hinaus nach Deutschland, ins große, mächtige Reich wolle er und was lernen und was werden. Und er überbietet sich und bedeckt mich mit Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit — unser Hussein Hadschi: er flüstert mit Nicola — — und der packt unser Insektenpulver aus.... Wanzen gebe es; ob mir das was ausmache?.... sie selbst spüren sie nicht mehr. — Also auch das wieder!.... Ich lege mich mitten ins Zimmer auf den Boden und wickle mich in meinen Mantel ein und lasse einen breiten Wall von gelbem Pulver um mich herum aufschütten, ein abwehrendes Verhau gegen Wanzenattacken.... und liege und schlummere.... Eine ganze Viertelstunde nur — schon bin ich überrumpelt von einem allseitigen Massenangriff, der auch das europäische, schwefelfarbige Pulver überwindet oder umgeht.... und werde wieder nach allem Komment der einheimischen Blutrache grausam und schonungslos massakriert.... Zwei nervenschindende Stunden schlag' ich mich noch herum, dann streck' ich die Waffen — müd und mürb, zerschlagen und zerbrochen....

Ich lasse mitten in der Nacht satteln... Allzufreundlicher Johannes, allzugnädiger Apostel! — warum hast du einst diese scheußliche Wanzenbrut geschont und sie nicht vernichtet und verflucht — damals als du sie in deiner Macht hattest? Auf deinen Bekehrungsfahrten in Kleinasien — damals als auch du nachts das Opfer solch blutsaugerischer Gier geworden bist und durch dein Prophetenwort sie verscheucht hast, hinaus vor die allzugastliche Hütte. Am andern Morgen aber, als du weiterzogest, zu predigen, da standen die nächtlichen, niedlichen Wanzen in Reih und Glied vor der Tür, bildeten dir Spalier und baten dich, sie wieder in ihr warmes Heim hineinzulassen. Und du, allzugutmütiger Tierfreund Johannes — du hast es erlaubt, und seitdem sind sie fruchtbar und

mehren sich ... und furchtbar und sättigen sich.... Warum hast du das getan, Apostel Johannes?!

In Berlin ist's gewesen — als ich mich auf diese albanische Expedition vorbereitete, da warnte mich der Albanienforscher am ethnographischen Museum: alles könne man in Albanien schließlich ertragen, nur die Wanzennächte nicht. Täglich ermattende Strapazen, und nachts keine Ruh noch Rast: so habe er es einige Tage ausgehalten, dann haben ihn die zudringlichen Wanzen in die Flucht geschlagen, vertrieben — und wie er an der Grenze beim österreichischen Konsul zu Mittag speist, da fällt ihm der Löffel aus der Hand in die Suppe — so abgespannt und so verbraucht hat ihn der Mangel an Nachtruhe, daß er am gastlichen Tisch einschläft.... In solcher Nacht habe ich deiner gedacht, Leidensgefährte!....

Ich lasse satteln — zwei Stunden nach Mitternacht. Eisigkalt schneidet der Wind durch Mäntel und Kleider .. meine Leute murren. Durch aufspritzende Bäche tappen wir und über hüglige Ketten taumeln wir ... halbschläfrig, dem tastenden Tritt des Pferdes anvertraut, mit geschlossenen Augen und mit gebeugtem Rücken, unlustig und unfroh.... Endlich, endlich flackert langsam das Frührot hinter den Bergspitzen auf, und endlich, endlich strahlt langsam das Sonnenfeuer uns wieder Wärme ins auftauende Blut .... vor Recani, gegen sechs Uhr in der Frühe... Das Tal des Vardar nimmt uns auf und bringt und reicht uns Früchte, gereift auf einer andern Flur, in einer glücklicheren Natur, als droben in den Bergen bei den armen Hirten....

Ein Dorf Raven narrt uns noch, als ob es Gostivar wäre.... Schließlich stunden aber doch gegen neun Uhr blinkende Minarets wieder zwischen Baumbestand, eine orientalische „Stadt": Gostivar, mit kleinen Mädchen in den Gassen, das Haar grellrot gefärbt mit Henna, und gleichermaßen die Fingerspitzen.... Gleich hinaus ins Biwak hinter Gostivar: der Kommandant begrüßt mich und der Militärarzt erneuert den Verband an meiner schmerzenden Hand, deren Wunde er desinfiziert und zusammennäht — in Debra hat das sein Kollege nicht gekonnt... Ich habe Glück — meint der Platzkommandant, blatternarbig und schwarzgebrannt durch Yemens arabische Glut — gerade heute ist Konskription, gleich nachher; da kann ich mitmachen.

Wir reiten zum Kaimakam, dem ersten Landrat in Zivil, dem ich in Albanien begegnet bin, zum Konak, dem Rathaus und Regierungsgebäude. Die Regimentsmusik wartet schon und empfängt uns

mit der türkischen Marseillaise, die Truppen präsentieren. Ich werde in Ratssaal geleitet, dem Kaimakam vorgestellt als „Gastfreund Schevket Torgud Paschas“ und darf den Selam aller türkischen und albanischen Notabeln, sowie den Segen eines muhammedanischen Imams entgegennehmen und die Vorstellung des serbischen Priesters. Dann wieder der unvermeidliche Kaffee und die ebenso unvermeidliche Zigarette, auch in diesem Sitzungssaal, vor der feierlichen Amtshandlung... Der Zug ordnet sich: voran der Kaimakam und der Kommandant, zwischen beiden ich; dann Offiziere und Notabeln, Priester und Pfarrer, türkischer und albanischer, bulgarischer und



Im Lager bei Gostivar.

serbischer Nationalität, islamischer und katholischer Konfessionalität — — ein buntes Bild, das die Treppe sich hinuntermalt . . . vor den Konak sich hinbreitet . . . gegenüber einem Detachement paradierender Truppen der türkischen Operationsarmee zur Rechten, und einem Haufen konsignierter albanischer Rekruten zur Linken. Ringsum der schließende Kreis einer gemischten, gedrängten Masse... Die Regimentsmusik bläst und schmettert und paukt das Vaterlands- und Soldatenlied; die Truppen präsentieren. Zum Kaimakam — neben mir — tritt ein Notabler und überreicht ihm — in ein seidenes, farbiges Tuch gehüllt — eine Pergamentrolle, ein Erlaß des Sultans: der Kaimakam führt die Tuchhülle an seine Stirn und gibt sie dem Notabeln

zurück. Der schlägt das Tuch auf und hält dem Kaimakam das Programm hin, das dieser wieder mit der Stirne berührt und küßt. Dann nimmt es aus seiner Hand der Notable wieder und verliest den Firman, den Erlaß des Sultans: daß alle dem gemeinsamen Vaterland dienen sollen, welcher Nationalität und welcher Konfessionalität sie auch seien; daß alle gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollen, ob sie Türken oder Albaner, Serben oder Bulgaren sich heißen — alle sind sie vor dem Gesetz und für das Vaterland „Osmanli", Osmanen! (Ins Deutsche umgedacht: Deutsche des Hohenzollernkaisers!) Auch die Albaner von Gostivar müssen heute zur Fahne sich stellen. Amin. Amen. Und der muhammedanische Priester küßt den Firman, segnet mit erhobenen Händen Sultan und Volk und die neuen Rekruten — und ich stehe daneben und achte sorgsam, was ich machen soll, um nicht aufzufallen und nicht anzustoßen während dieser Gebetszeremonie: die Arme werden über der Brust gekreuzt und bei den Allahstellen die Augen mit den Händen bedeckt. Amin. Amen. . . .

Trommelwirbel und Paukenschlag und Blechmusik . . . und ein weithallendes Padischahim tschok jascha! Lang lebe der Padischah! vereinigt die türkischen Truppen mit den albanischen Rekruten. Tschok jascha! . . .

Feierliche Verabschiedung und rascher Aufbruch zum letzten Teil meiner Tour: Kalkandelen-Ueskϋb, die letzten 60 Kilometer.

Der Arabadschi ist mir nicht rasch genug; ich dränge und treibe. . . Die Nerven sind wund . . . . haben sich genug an Albaniens Eigenart gerieben. . . Eine schnurgerade Linie verbindet Gostivar und Kalkandelen: durch die breite Ebene des Vardarflusses, durch ein Dutzend zuströmender Bäche hindurch und durch dichte Staubwolken. Nach drei Stunden sind wir in Kalkandelen und lassen die Pferde verschnaufen — mir zu lang. Haide! Tschabuk! Vorwärts! Rasch! dränge und treibe ich; aber Jawasch! Jawasch! beruhigt und besänftigt der Arabadschi. . .

Auch Kalkandelen — der wichtige Paßpunkt, der den Uebergang der Schar Planina nach Prizren beherrscht — vereinigt albanische und slawische Osmanen, etwa 14 000, oft in blutigen Händeln, in diesem alten Waffennest. Die Gewehre werden jetzt eingezogen, aber der Markt, zu dem ich eben recht komme, strotzt von geschwungenen, schneidigscharfen Messern. . . Doch der Markt kann jetzt überhaupt gedeihen: früher sind auch da Albaner eingebrochen und haben geplündert. . . Bulgarinnen promenieren und schachern, in ihren

steifen, buntgestickten Weißröcken... Mein Kavedschi ist zugleich Barbier: Rasierschaum mischt sich mit Kaffeesatz, und die an der Decke aufgehängte Gießkanne, mit der er den eben rasierten und eingeseiften Schädel eines Albaners wäscht, kann auch dem Kaffeekunden eine Douche abgeben...

Kalkandelen hat blutige Zeiten gesehen: der türkische Truppenführer Omer Pascha aus dem Libanon hat vor fünfzig Jahren die Albaner zu entwaffnen versucht und sie, die deshalb aus wilder Wut Christen und Muhammedaner zusammengemetzelt haben, in einer furchtbaren Schlacht bei Kalkandelen niedergeworfen. Zehntausend Albaner sind damals auf der Wahlstatt geblieben; heute kostet der türkische Erfolg weniger Bürgerkriegsblut.

Noch ist auch da die „Kultur“ primitiv: einem wirklichen und wahrhaftigen „Diogenes im Faß“ begegne ich vor einem albanischen Han... Baumskelette stehen und starren trostlos in der staubigen Oede, von Albanern bis zu den Wipfeln zweigweis abgesäbelt, zum Viehfutter für den Winter... Vor den Zeltfeuern — beim Zusammenfluß der Treska und des Vardar — huschen die Schatten tanzender und springender Zigeunerinnen ... beim Geschrei der Zigeuner....

Endlich, endlich — s'ist längst schon späte Nacht geworden — blitzen Signallichter auf .... und im Mondlicht glänzt ein schimmerndes Band — — die Bahnlinie bei Uesküb, die mich einst nordwärts an den Beginn des Kriegslagers gebracht hat... Die Eisenbahn hat mich wieder... Dann funkeln die Leuchten auf der Zitadelle von Uesküb .... und schließlich tönt doch noch das holprige Pflaster unter den Hufschlägen unsrer Pferde....

Ich schüttle den albanischen Staub von den müden Füßen ... und bin wieder in Freund Mosel's deutschem Haus und Heim, umringt von freundschaftlicher, behaglicher Fürsorge und gepflegt von der wohltuenden Herzlichkeit einer guten und klugen Frau, der ersten Frau, der ich seit meinem einstigen Auszug die Hand drücken darf, dankbar und wohlgemut.... Mosel's sind so überrascht, wie sie besorgt gewesen sind, weil sie noch keinerlei Nachricht von mir erreicht hat und weil die vereinbarten Persönlichkeiten, an die ich anfänglich adressiert war und die mich in Oberalbanien erwartet hatten, Mosel's gemeldet haben, daß ich nicht erschienen sei und daß sie überhaupt nichts von mir gehört haben; und auch meine Botschaft aus Skutari hat Familie Mosel noch nicht erhalten. Da bin ich nun selbst wieder ... wohlbehalten zurück aus andern, fremden Gebieten und auf andern,

unbekannten Pfaden .... von einer Expedition, die mich im Sattel und zu Fuß über ein halbes Tausend Kilometer hat überwinden lassen ... im Zickzack quer durch Albanien ... vom Drin zur Adria und wieder zum Vardar...

Nicola stürzt in die Arme seiner verängsteten Frau...

Wie ich anderntags dem Generalgouverneur Mashar Bey in seinem Konak mich melde, erhebt er sich feierlich und spricht vor Zeugen das geflügelte Wort:

„Sie sind nunmehr der erste und einzige lebendige Beweis für ein neues Albanien und für uns, draußen in Europa!“

XXIII.

Türkische Erfolge und albanische Fragen.

Internationale Kapitalien.

....„So geben wir von einem Berg zum andern das Zeichen mit dem Rauch! .... Wenn dann die Vögte sehn der Waffen Ernst ... sie werden sich des Streits begeben, und gern ergreifen friedliches Geleit, aus unsern Landesmarken zu entweichen...“

So hatte die Bessa von Ferizovitsch, der albanische Schwur auf dem Rütli die Flammenzeichen durch's Land lohen und deuten lassen. Aber der Feuerschein beleuchtete und verkündete der Waffen endgültige Niederlage und der Kulen geborstene Türme — wie weiland vom Berg Athos aus Trojas Sturz und Fall nach heldischer Tapferkeit.

147 525 Gewehre und 595 322 Patronen haben die Truppen den Albanern abgenommen; und einige Kanonen dazu: „ein Erfolg, den selbst die optimistischen Regierungskreise sich nicht hatten träumen lassen“ — so muß selbst ein albanischer Agitator (E. b. V.) bekennen und weiter gestehen: „Man kann darum heute behaupten, daß den Albanern die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes gegen den Willen der Behörden für ziemlich lange Zeit genommen worden ist.“

Ein solcher türkischer Erfolg hat auch die Kreise der österreichischen Botschaft in Konstantinopel überrascht.

Und doch: wenn ich recht unterrichtet bin, sind etwa 40 000 Gewehre noch zurückgeblieben, hauptsächlich in der nördlichen Malsia — — in den Bergen Montenegro gegenüber. Man wollte zu den

griechischen Schwierigkeiten nicht gleichzeitig auch montenegrinische Händel haben... Ob sich diese Rechnung nicht doch noch rächen wird?

Etwa zwei Dutzend wirklicher Gefechte sind notwendig gewesen: ein halbes Tausend Albaner ist gefallen, tausend Albaner sind verwundet, einige hundert eingekerkert, zwanzig Häuptlinge zum Tod verurteilt und andere über die Grenzen geflohen. Die türkischen Truppen verzeichnen etwa hundert Tote und zweihundert Verwundete. Im Vergleich dieser Ziffern spricht sich die Ueberlegenheit der europäischen Kriegstechnik und der disziplinierten Organisation über die Taktik freischärlerischer Banden und über den Partikularismus getrennter Kantone ebenso aus wie die anfängliche Unsicherheit der türkischen Strategie gegenüber einem Volke, dessen Psychologie durchaus unbekannt geblieben ist.

Für das türkische Kriegsministerium kann die albanische Expedition eine willkommene Gelegenheit bedeuten, ein kriegsmäßiges Manöver im schwierigsten Gelände und Gebirge der Balkanschluchten gut durchzuführen, zum erstenmal seit der ganzen langen Generation der Hamid'schen Aera mit ihrer zwangsweisen Verbummelung und Versumpfung und Stagnierung, und so zuschauenden Freunden und aufhorchenden Feinden den vielsagenden Beweis zu demonstrieren, daß das jungtürkische Militärregime in zwei Jahren schon eine einzigartige Entwicklung gebracht und geleistet hat. Die Mobilisierung der Redifdivision von Angora hat eine durchaus moderne Kriegsbereitschaft und eine prompte Aufmarschmöglichkeit gegen die bulgarische, montenegrinische und griechische Grenze aller Welt dargetan: 2½ Tage dauert die Einberufung der Reserven in Angora im mittleren Kleinasien, 1 Tag die Fahrt auf der anatolischen Bahn nach Haidarpascha gegenüber Konstantinopel, 1 Nacht und 1 Tag der Dampfertransport nach Saloniki, 1 Tag die Fahrt auf der Orientbahn nach Pristina in Albanien; Angora-Pristina also durchschnittlich 3½ Tage. Das heißt: die kleinasiatischen Reserven erreichen in 6 Tagen die montenegrinische, in 6½ Tagen die bulgarische und in 7 Tagen die griechische Grenze. Der türkische Generalstab kann damit zufrieden sein, und Athen wird nachdenklich, und selbst Sofia staunt.

Wo jeder andere Generalstab über Eisenbahn, Automobil und Wagen, über Einquartierung und Proviant verfügt, da findet das türkische Hauptquartier nur weg- und steglose Verschlossenheit und da trägt es ins monatelange Biwak nur bescheidene Konserven mit

oder läßt einige Hammelherden nachtreiben. Der Offizier lebt wie der Soldat im armen Albanien, und Wallensteins Lager hat es selbst besser: da der Krieg ernährt den Krieg.

Die Kosten des fünfmonatlichen Kriegszugs berechnet mir ein Intendanturchef auf 8 Millionen Mark, ein albanischer Propagandist aber auf's Doppelte: 16 Millionen Mark. Der Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha selbst erklärt, keine außerordentlichen Kredite nötig zu haben, da das Budget für den Nisam (das stehende Heer) genügt und die Ausgaben für die Redifs (die Reserven) wie für die Transporte aus Ersparnissen gedeckt werden, welche die Cholera



Durch die Steinwüste Albaniens.

bringt, wegen der die neuen Mannschaften drei Monate lang nicht unter die Waffen berufen werden. Dafür gewinnt die Türkei jenes reiche Arsenal von anderthalbhunderttausend Gewehren und ein neues Kontingent von einem halben Hunderttausend Rekruten und ein Neuland voll Zukunftsmöglichkeiten.

Das „Gröbste“ aber ist erst getan — gewiß! Auch da gilt das arabische Sprichwort: „Der Schatten ist nicht der Mann, sieh' nach der Sonne!“ Die Türkei darf dieses Albanien nicht nur erobern und entdecken, sie soll es auch aufschließen und ausbauen. Der militärischen und kriegerischen Befriedigung muß eine nationale und ökonomische Befriedigung folgen.

Das Beispiel Oesterreichs im benachbarten Okkupationsterrain Bosnien — diesem ehemaligen türkischen Gebiet — kann die Türkei

in Albanien belehren. Jenes Bosnien reift durch österreichische Militärkultur: das österreichische Kommando gibt dem Land Forts und Bahnen, aber auch dem Volk landwirtschaftliche Anleitung — zu einer rationellen Ackerbaumethode, zu einer Verbesserung der Viehrassen, zu einer Veredelung der Frucht. Der Soldat allein ist der rechte Mann: in Bosnien zeigt er dem Bauern, wie er die Raupenplage vernichtet und wie er die Kukuruzpflanze fördert. In Albanien bleiben außer dem etatsmäßigen Bestand der Garnisonen noch 16 Bataillone türkische Truppen zurück: ob auch sie in diesem Okkupationsgebiet Militärkultur treiben können? Das Militärkommando übernimmt zunächst die Zivilverwaltung: zuverlässige und fleißige Offiziere amten als Dorfschulzen und Gouverneure und verbürgen eine lokale Verwaltung im Sinn der Zentralregierung: sie legen Kataster an und versuchen eine Volkszählung. Zivilbeamte mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und Energie tun der jungen Türkei not; der Landrat muß erst herangezogen werden: auch darin könnte das ostelbische Preußen für die Türkei brauchbare Vorbilder abgeben.

Was das Gewehr des Soldaten jetzt erreicht hat, das muß der Pflug des Bauern sichern. Wo die Kanone jetzt gedonnert hat, da soll die Lokomotive dröhnen; wo der Nacken der albanischen Tschafas sich bäumt und sperrt, da soll das Eisenband der Schiene die Störrigkeit zähmen und das Herz öffnen, Gaben zu bringen und zu holen.

Das lohnt sich: Albanien, diese „türkische Schweiz“, hat vielerlei zu bieten. Albanien hat die liebliche Idylle der saftigen Alm und die rauhe Romantik des pittoresken Berges, es hat das steinere Meer und den firnigen Gletscher der Alpen. Es hat die Fülle der klaren Quellen und der heißen Schwefelbäder, wie den Reichtum breiter Flüsse. Es birgt in der Tiefe Kohlen, Erze und Petroleum, mancherlei Mineralien und alte Goldschächte; es trägt auf den Höhen das üppige Gewand des wuchernden Urwalds, meilenweit Eichen und meilenweit Fichten, Stämme von jahrhundertschwerem Alter und von mehr als einem Meter Durchmesser, und es bringt in den Tälern Mais und Getreide, Tabak und Wein. All das in fruchtbarer Mannigfaltigkeit neben karstiger Oede, und all das in primitiver Bearbeitung oder noch in wilder Urwüchsigkeit oder meist in der Wälder und Höhlen träumerischem Schlummer. „Hier schläft der Reichtum, während an fernen, tropischen Sandbarren das Leben in engem Wettbewerb braust“ — hat der österreichische Generalkonsul gesagt. Aber: „In der Küstenebene nördlich von Durazzo — so fügt der

österreichische Ingenieur hinzu — wächst Gras auf der kleinen Feldbahn, welche eine französische Gesellschaft zum Transport von Holzstämmen gebaut hat, und dort rostet eine einsame Lokomotive mit dem gesamten rollenden Material. Nutzlos gehen in den überständigen und modernden Eichen-, Buchen- und Nadelholzbeständen Millionen dem Lande verloren."

So sieht das alttürkische Albanien aus, das der „kranke Mann", Sultan Abdul Hamid absichtlich und ängstlich verschlossen und verriegelt hat. Aber das neue Albanien der jungtürkischen Arbeit wird durch eine Konstantinopler Meldung andrer Art charakterisiert: „Der Abgeordnete von Durazzo, Essad Pascha, konferierte mit dem Großwesir über das günstige Votum, das der türkische Staatsrat bezüglich der Eingabe einer Gruppe abgegeben hat, die sich um die Konzession zur Abholzung der Wälder im Gebiete der Merditen bewirbt. Essad Pascha überreicht dem Großwesir ein Takrir, in welchem die Entscheidung des Staatsrates als schädlich für die Staatsinteressen bezeichnet und vorgeschlagen wird, die Konzession im Wege der öffentlichen Ausschreibung zu vergeben. Das Takrir fügt hinzu, es seien Kapitalisten vorhanden, die zu diesem Zwecke über 15 Millionen Franken verfügen und sich zu bewerben wünschen." — So läßt auch das österreichische Bosnien seine Holzschätze zur Adria bringen, neuerdings dank der Unternehmungslust eines Schwaben aus Heilbronn.

Hinter dem albanischen Lesch, dem alten Lissus, sind Silbergruben verschüttet, aus denen schon Kaiser Trajan geschöpft hat und die noch im 16. Jahrhundert reich und berühmt gewesen sind; heute sind sie für den Albaner verschollen und verschwunden, wie die Erze, welche die serbischen Zaren gegraben und geschmolzen haben — in „Zechen" — einem Wort, das bei Gilan sich erhalten hat. Vor mir liegen gute und reiche Erzstücke und vor mir liegt auch das Gutachten eines schwäbischen Ingenieurs, der große Lager an Gold und Silber, Kupfer und Blei, Eisen und Kohle nachweist und auch für Petroleum und Antimon, Zinnober und Chrom genaue Fundstellen fixiert, und zur Zeit daran ist, das deutsche Kapital zu interessieren. Analysen haben einen Silbergehalt von 4 und 6 Kilo pro Tonne ergeben. Oestlich von Skutari hat eine englische Gesellschaft bereits das Recht erworben, Kupfer auszubeuten, und gleichermaßen im benachbarten Dalmatien, Kohlen abzubauen. Der Münchner Dozent Dr. Wirth geht soweit, zu meinen: „Wenn Krupp und Thyssen schon nach Algerien und Togo gehen, wenn die Mannesmann Marokko in Beschlag nehmen, wenn unsre Industriellen schon jenseits des Polar-

kreises, in Gjellivara, nach dem Nerv aller Industrie, nach Eisen fahnden, so ist es sicherlich von Belang, daß auch Albanien dies unentbehrliche Metall in seinem Boden birgt.“

Solche Naturschätze schreien nach Verkehrsmitteln, zu Wasser und zu Land. Bereits betreiben französische Ingenieure das Projekt einer Flußregulierung für Drin und Bojana; sie schätzen die Kohlen auf fünf Millionen Franks und rechnen damit, durch Irrigationsanlagen noch einige hunderttausend Joch Ackerfeld zu gewinnen und diese dann zu parzellieren. Von Hamburg aus macht ein deutscher



Das bulgarische Köprülü am Vardarfluss.

Techniker durch die Deutsche Levantezeitung ähnliche Vorschläge: „Ich denke mir die Lösung der Aufgabe so, daß man durch ein Stauwerk an der Durchbruchstelle den Drin in die Bojana-Ebene, den Fluß in sein altes Bett zurückzwingt. Zugleich würde sich dort die Anlage einer elektrischen Kraftstation sehr empfehlen, welche Licht und elektrische Kraft nach dem 30 000—40 000 Menschen zählenden Skutari und seinem wohl 2000 Läden starken Basar liefern könnte. Ich schätze die durch Abdämmung wiedergewonnenen Landstrecken besten und schwersten Bodens, der dem in der Bojana-Ebene sicher nicht nachsteht, auf 16 000—20 000 Morgen preußisch. Die Kosten des Staudammes würden m. E. glänzend gedeckt, indem die Besitzer

des wiedergewonnenen Bodens entweder je nach Größe des Landes eine bestimmte Abgabe zuzahlen müßten, oder aber der Gesellschaft, die sich mit dem Projekt befaßt, alles Land zugesprochen wird, was durch die Tieferlegung des Seespiegels gewonnen wird. Als Abgrenzung könnte man, um Streitigkeiten zwischen Türkei und Montenegro zu vermeiden, die mittlere Wasserhöhe des Skutarisees nehmen. Wenn man bedenkt, daß das östliche Ufer des Sees, das viel weiter ausladet, als das steile westliche (montenegrinische) zwischen 30—40 km lang ist und die Flachheit gerade dieses östlichen (türkischen) Ufers in Betracht zieht, so wird man begreifen, um welche Werte es sich dabei handelt. Gerechterweise müßte natürlich auch jene Strecke dem Unternehmen zufallen, die durch Trockenlegung des neuen Drinbettes gewonnen wird, und nicht nur diese, sondern auch die angrenzenden ungemein fetten Ländereien, die fast Jahr für Jahr vom neuen Drinlaufe überschwemmt und ihrer Ernte beraubt werden. Ich meine, daß da ein Projekt vorliegt, das sich deutsche Kapitalisten nicht entgehen lassen sollten."

Am andern Ende — in Ueskūb drüben — bearbeitet der türkische Gouverneur ähnliche Pläne: die Wasserfälle der Treska zur Gewinnung von Elektrizität, für Kraft und Licht und Telephon, zu nützen, sowie eine Kanalisierung der Stadt zu schaffen. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten — für solche „Teilung der Welt." Englands wie Frankreichs Konsul, der von Italien und von Oesterreich — jeder kann die Bewerbungen seiner heimischen Industrie fördern und persönlich durchdrücken. Alle sind sie vertreten — von Rußland und Bulgarien ganz zu schweigen, wie von den andern Balkannachbarn Serbien und Griechenland — alle sind sie da: nur ein deutscher Konsul fehlt an Ort und Stelle. Einzig und allein im fernen Saloniki amtet ein deutsches Konsulat — gut und tüchtig, aber weit vom Schuß. Der Oesterreicher hat die Interessen auch der Reichsdeutschen zu vertreten (in Ueskūb wie in Skutari und sonst im ganzen Albanien und Mazedonien) — aber wenn Hamburg und Budapest gleiche Angebote einreichen, für wen wird sich der Oesterreicher am Platz einsetzen und wer wird die Konzession erreichen? Die wachsende Entwicklung der europäischen Türkei drängt Deutschland dazu, dort mehr eigene und selbständige Konsulate zu schaffen — will es nicht gegen das fernere Frankreich und England ins Hintertreffen geraten. Caveant consules!

Zu Wasser und zu Land sollen neue Wege ins neue Albanien hineinführen: von Ueskūb aus baut eine rheinische Firma tausend

Kilometer Straße. Die türkische Regierung bessert einstweilen durch ihre Truppen die alten schlechten Wege aus und bereitet auch neue Straßen vor: zwischen Mitrovica und Ipek, Ipek und Djakova, Ipek und Prizren usw. Ein Automobildienst soll dann die eisenbahnlose, ruhige Gegend beleben und verbinden.

Gleichzeitig werden wieder Bahnprojekte aufgenommen. Eine einzige Eisenbahn führt bisher an die albanische Pforte und in den albanischen Korridor: Saloniki-Ueskthe-Mitrovica. Das ist alles. Diese von deutschem und österreichischem Kapital für die Türkei gebaute Orientbahn hat seit der jungtürkischen Verkehrsfreiheit eine solche Betriebsbereicherung erfahren, daß sie, die vor drei Jahren nur 8 Personenwagen brauchen konnte, jetzt 17 führen muß und daß sie in einem Halbjahr eine Million Mark mehr verdient, auch infolge der Transporte der albanischen Expedition. Die Weiterführung dieser Orientbahn durch den Sandschak Novipazar bis zum Anschluß an das österreichische Bosnien ist lange schon konzessioniert und teilweis auch bereits trassiert, sie ist aber bisher durch Finanzmangel und durch Felsenbarrièren aufgehalten worden. Diese Sandschakbahn wird einmal einen direkten deutsch-österreichisch-türkischen Bahnzusammenhang darstellen, frei von den bisherigen Zwischengliedern Serbien und Bulgarien. Von den mancherlei anderen Bahnplänen und Bahnwünschen wird wohl jetzt, da die entwaffneten Albaner nicht mehr die Ingenieure beschießen und verjagen können, die nächste und rascheste Berücksichtigung einer förmlichen Durchkreuzung Albaniens beschieden sein: in der Querrichtung von Osten nach Westen Fortführung der (bisher deutschen) Schienen Saloniki-Monastir über Resna-Ochrida-Debra nach San Giovanni di Medua an der adriatischen Küste, mit Heranziehung von Skutari und auch noch der montenegrinischen Grenze. Sodann ein senkrechter Kreuzschnitt dieses Querbalkens durch Debra und Ochrida: nordwärts von Debra über Prizren und Pristina nach Serbien (Merdare) und südwärts von Ochrida über Janina nach Tschamlik, auch an der adriatischen Küste, nahe der griechischen Grenze. An dieses albanische Kreuz, das oben im Norden Serbien und links drüben im Westen Montenegro berühren sollen, können sich dann wieder zwei Strebepfeiler anlehnen, und zwar durch das östliche rechte Querbalkenstück (Monastir-Saloniki) hindurch: hinauf nach Bulgarien hinüber (Monastir-Perlege-Istip-Katschana-Bulgarien) und hinunter in das noch bahnärmere Griechenland hinein (Karaferia-Larissa). Die Orientbahn mit ihrem deutsch-österreichischen Kapital hat vertragliche Rechte auf einen

Teil dieses Bahnkreuzes: und zwar auf den ganzen Querbalken Saloniki-Monastir-Skutari, sowie auf das Kopfende Pristina-Serbien, und schließlich auch auf den einen oberen Strebepfeiler Monastir-Bulgarien. Die französische Regie Générale bewirbt sich um die ganze Kreuzanlage samt den Nebenstücken. Da werden diplomatische Auseinandersetzungen nötig werden. Alle diese Bahnen haben ebenso militärisch-strategischen wie verkehrspolitischen Wert, für die Türkei und Albanien wie für die benachbarten Balkanstaaten Bulgarien und



Die Vardarstromschnellen bei Demirkapu.

Griechenland, Montenegro und Serbien. Diese beiden letzten russischen Schützlinge können so ihren Bahnanschluß an das adriatische Meer erhalten; Serbien besonders könnte so seinen großen Viehexport nach Italien durch Türkisch-Albanien führen und doch den Umweg über Saloniki vermeiden. Eine solche Problemlösung könnte Rußland seine Zustimmung zu den türkischen Bahnen im kleinasiatischen Osten abkaufen.

Wie's auch werden mag — die neue Türkei will das neue Albanien erschließen, aus den gleichen Gründen, aus denen einst die Römer durch ihre via Egnatia den Süden dem Verkehr gesichert haben.

Welche frische Energie die jungtürkische Arbeit erfüllt, das mag ein weiteres Zeugnis bestätigen, zu dem jetzt auch Dr. Freiherr von Mackay sich bekennt:

Selbst ein Mann wie Noel Buxton, der bekannte Führer des englischen Balkankomitees, der sicherlich den Jungtürken kein Herz überströmender Liebe entgegenbringt, erkennt in einem Bericht über seine diesjährigen Reisen an, daß „der Bauer in der europäischen Türkei am allermeisten Nutzen von der Neugestaltung des Regierungssystems gezogen habe, daß in allen Dörfern und Flecken eine rege Bautätigkeit herrsche, daß tausende von brach liegen gelassenen Aeckern wieder unter den Pflug genommen würden und Märkte und Straßen das Bild eines ungewöhnlich lebhaften Verkehrs zeigten". Die freiere politische Atmosphäre in Verbindung mit der Tätigkeit der Regierung zur Befriedigung der früher mißachteten sozialwirtschaftlichen Bedürfnisse bringen eben trotz allen Kriegsnöten allenthalben die gebundenen produktiven Kräfte in lebensfrische Bewegung. Mit der Neugestaltung des Heeres ist die Reform des Polizei- und Gendarmeriewesens Hand in Hand gegangen, so daß die Sicherheit von Person, Eigentum und Verkehr ständig zunimmt. Es gibt keine großherrlichen Erlasse mehr, welche ganze Volksgruppen in die Enge bestimmter Wohnsitze bannen. Freizügigkeit herrscht. Neue Wege — über 6200 Meilen sind im Bau — und Schienenstraßen werden angelegt. Das Geld, das ehedem aus Angst vor den erpresserischen Beamten in den Truhen verwahrt wurde, klimpert und rollt von Hand zu Hand. Die Steuern erhöhen sich zwar, werden dafür aber in gerechterer Form erhoben und pressen nicht mehr aus den Aermsten das Letzte heraus, um den Reichen ein Schmarotzerleben zu ermöglichen. Ausländisches Kapital strömt in ständig wachsender Flut befruchtend ins Land, und die Unternehmungslust der Eingeborenen betätigt sich immer lebhafter: der letzte Jahresbericht der britischen Handelskammer stellt fest, daß seit 1908 nicht weniger als 31 türkische Handelsgesellschaften mit einem Gesamtkapital von 10 Millionen türkischen Pfund gegründet worden sind. Mit den steigenden Handelsumsätzen und der erhöhten Verkehrslebendigkeit fließen aber wieder die Staatseinnahmen von Tag zu Tag reichlicher; besonders charakteristisch ist die Steigerung des Reinertrags der Eisenbahnen, der 1910 um 25,5 vom Hundert höher war als 1908, während gleichzeitig die Belastungen aus Garantiezahlungsverbindlichkeiten jählings sich verminderten — bei den Linien deutscher Kapitalisierung beispielsweise von 6,23 Millionen in 1909 auf 3,22 Millionen in 1910!

So soll auch die albanische Frage gelöst werden: wie die Blutrache und die Arbeitsunfreiheit, so soll auch die Unwissenheit und Unwilligkeit der Albaner auf die Dauer bekämpft und allmählich „entwaffnet" werden. Die Anfänge und die Anlagen inmitten von Debra habe ich selbst gesehen und schon geschildert. Weiter wird mir berichtet: auch in Ueskäb ist bereits eine Lehrerbildungsanstalt errichtet, deren 200 Zöglinge als Lehrer für albanische Volksschulen ausgebildet werden. Für die nächsten drei Jahre sind für das Vilajet Kossovo (also für den vierten Teil Albaniens) 500 Elementarschulen beschlossen und vorgeschrieben; 60 davon werden im ersten Halb-

jahr bereits eröffnet. Ferner werden einige Schulen in Ipek und Prizren, Pristina und Taschlidscha zu Mittelschulen erweitert. Und das gleiche Pristina, das lange gegen eine staatliche Schulreform sich gesträubt hat, petitioniert jetzt telegraphisch beim Sultan um ein Lehrerseminar.

Solche Schulreformfragen führen ins Zentrum der „albanischen Frage" überhaupt hinein. „Albanische Fragen" — — ein Rattenkönig erscheint. Wenn albanische Räuberbanden ein albanisches Dorf ausplündern oder eine türkische Patrouille im Hinterhalt beschießen, so taucht in Europa die „albanische Frage" auf — gleich als ob beispielsweise Griechenland oder Italien nicht auch ein eigenes, oft noch greulicheres Brigantaggio hätten. Wenn albanische Pachtbauern gegen den feudalen Großgrundbesitzer und Zwingherrn revoltieren, so taucht in Europa die „albanische Frage" auf — gleich als ob Rußland oder Frankreich oder Rumänien nie eine Agrar- oder Winzerrebellion hätten. Wenn albanische Städter, Handwerker und Händler, gegen Steuerdruck und Beamtenwillkür Demonstration und Resolution beschließen, so taucht in Europa die „albanische Frage" auf — gleich als ob Frankreich und Belgien nie Teuerungsunruhen oder England und Spanien nie Streikexzesse hätten. Diese Beispiele ließen sich noch erweitern und auch spezialisieren — von konfessionellen Gegensätzen zwischen Katholiken und Muhammedanern, zwischen Gegen (im Norden) und Tosken (im Süden) gar nicht zu reden. All das ist aber keineswegs „die albanische Frage": von der wissen selbst in Albanien 90% des ganzen Volkes nichts; denn ihre sozialen, religiösen, politischen und partikularistischen Spaltungen und Tendenzen sind nichts Albanisch-Endemisches, sondern etwas, was auch jenseits der albanischen Berge daheim ist, ultramontan und international.

„Die albanische Frage" berührt und bewegt nur etwa ein paar Prozent der Bevölkerung, und zwar die Intellektuellen in den Städten und die Propagandisten im Ausland, in Paris und Brüssel und London — solche, die Goethes „Erlkönig" lesen wollen und können — — aber nicht die albanische Masse der Analphabeten. Schon die sogenannte „Intelligenz" ist eine ganz kleine und ganz dünne Schicht und auch sie trennt sich wieder in loyale Osmanen, die ihre Kräfte dem türkischen Staat widmen: der frühere Großwesir Ferid Pascha (wie denn überhaupt Albaner sich rühmen, der Türkei schon 25 Großwesir geliefert zu haben), dann der Goltz-Freund General Pertew Pascha, der Generalstabschef Ali Riza Bey in Saloniki, auch die beiden Majore Enver Bey und Nasi Bey, die Helden der jungtürkischen

Revolution, und so noch viele andere; sogar chauvinistisch-türkisch gesinnte Beamte und Geschäftsleute habe ich unter Albanern kennen gelernt. Auf der andern Seite sind Männer tätig wie Derwisch Hima in Brüssel, der Herausgeber der „Albanie", sowie vornean Ismail Kemal Bey, der Deputierte von Berat, der den reaktionären Gegencoup des Sultans mitmachte, dann mit Hamid'schem Sold nach Athen floh und von dort Albanien aufhetzte, wieder amnestiert und später im Parlament geohrfeigt wurde, schließlich wieder außer Landes ging und — landesverräterisch — in London und Wien und Cetinje gegen das jungtürkische Regime intriguierte und agitierte — der albanische „Jürg Jenatsch" der türkischen Schweiz, der Politiker einer albanischen Autonomie.

Selbst diese Frage einer „albanischen Autonomie" findet durch Albaner verschiedene Beantwortung: einige — im Süden — wollen ein autonomes Albanien im Anschluß an Griechenland, andere — im Norden — eine albanische Provinz Oesterreichs, ein zweites österreichisch-albanisches Bosnien mit einem albanischen Gouverneur und Landtag — wie denn auf die albanischen Nationalisten gerade der Föderativcharakter der Habsburgischen Monarchie eine Anziehungskraft ausübt, gerade so stark wie sie das zentralistische System des jungtürkischen Regimes abstößt.

Das nationalistische Propagandamittel in und für Albanien soll wie überall die Sprache und die Schule sein: für die albanische Sprache mit einem albanischen Nationalalphabet wirkt die autonome wie die separatistische Politik seit einer Generation, seit der albanischen Liga und durch Unionsvereine (Backschimgenossenschaften) und auf panalbanischen Kongressen — aber ohne eine Einigung darüber, ob lateinische oder griechische, serbische oder eigene Zeichen das albanische Alphabet bilden sollen; immerhin mit der Forderung albanischer Schulen, albanischer Beamten und Priester und albanischer Sprache bei der Messe. Flugblätter und Zeitungen, Broschüren und Lieder werben für solche Ideen. Wer denkt nicht an Polen in Preußen?

Die türkische Regierung ist solch separatistischen oder auch föderativen Tendenzen zunächst durch Schließung der nationalistischen Schulen und durch das Verbot eines nationalistischen Alphabets entgegengetreten; dann ist sie — nach Niederwerfung des Aufstands — den Wünschen der albanischen Kammerfraktion entgegengekommen: ein Edikt erlaubt die Oeffnung der Schulen mit lateinischem Alphabet, schützt aber die Bedürfnisse des religiösen Unterrichts durch die Verfügung, daß der Koran und die Glaubenslehren mit arabischen

Buchstaben gelehrt werden. Die heiligen Bücher können nicht anders als in arabischer Sprache gelehrt werden; für den Koran besteht das Uebersetzungsverbot. Der endgültige Austrag des Dilemmas also, ob lateinische oder arabische Buchstaben als graphische Ausdrucksmittel der alten albanischen Sprache dienen sollen, wird so den Albanern selbst überlassen, die sich darüber unter sich auseinandersetzen sollen. Das ist ebenso tolerant wie weise.

Im übrigen schiert — wie gesagt — die Feinheit dieser Doktorfrage das Gros des albanischen Volkes nicht, die Masse des „Kitabsis Arnaut“, des „Albaners ohne Buch“, von dem die türkische Anekdote berichtet, daß der Urvater der Albaner sein Buch in einem Kohlkopf versteckte, mit dem es dann die Kuh auffraß, so daß die Albaner ohne Buch und zu 90% ohne Alphabet blieben.

Alle diese verschiedenen Richtungen von Analphabeten und Andersalphabeten, von Rechtgläubigen und Andersgläubigen, von Bauern und Junkern, von Briganten und Händlern, von Gebirglern und Städtern, von gegischem und toskischem Dialekt — alle diese vielerlei Linien geben kein Parallelogramm der Kräfte, aus der eine zielsichere, willensbestimmte Diagonale hervorstoßen könnte; sie zersplittern sich und durchkreuzen sich in einem divergierenden Wirrwarr. Und so muß selbst ein so albanophiler und antitürkischer Publizist wie Dr. Wirth schließlich doch seine lange Selbsttäuschung und seine späte Sinnesänderung eingestehen:

Ich muß allerdings bekennen, daß meine vorgefaßte Meinung von dem großen nationalen Aufschwung der Albaner und namentlich von ihren Einheitsbestrebungen einen empfindlichen Stoß erlitten hat. Entgegengesetzt früherer Ansicht muß ich jetzt leider bekennen, daß Albanien zur Einheit ganz und gar noch nicht reif ist. Noch immer herrscht ein schroffer Partikularismus vor. Man muß sich das Land vorstellen wie die Schweiz, eingeteilt in lauter unabhängige Kantone. Nur daß die politischen Einheiten im Durchschnitt viel kleiner sind als in der Eidgenossenschaft. Der größte Gau der Skipetaren ist nur wenig ausgedehnter als der kleinste Kanton der Schweizer. Nun ist zwar in den Vorbergen infolge der Nähe der Kultur der Verkehr etwas leichter; dagegen ist in den Hochalpen noch immer ein Kanton gegen den andern durch chinesische Mauern abgesperrt. Am ehesten wäre noch eine Einheit in den katholischen Gauen zu erzielen, aber es fehlt gänzlich an Führern, fehlt an der Organisation. Zwar sind mehrere Priester ganz spürbar politisch angehaucht, aber die Mehrzahl lebt nur so dumpf dahin. Die meisten halten noch nicht einmal eine Zeitung. Ich habe welche getroffen, die nie weiter als drei Stunden von ihrem Pfarrhaus weg waren. Die aber, die Führer werden könnten, die haben ihren Frieden mit der Regierung gemacht und denken meist in erster Linie an ihre Geldinteressen. Auch von diesen, den Lehrern und Beratern ihres Volkes, den einzigen, die lesen können und die einigermaßen eine Vorstellung von der

Außenwelt haben, ist eine politische Wiedergeburt nicht zu erwarten. Bei den zwei panalbanischen Kongressen ist bis jetzt noch nicht viel herausgekommen. Wenn daher also einerseits die ungebrochene Urkraft der Skipetaren dazu ausreicht, ein fremdes Joch abzuwehren, so ist sie doch auf der andern Seite nicht imstande, schöpferisch ein eignes Staatsgebilde aufzubauen.

Und auch mit der „Urkraft zur Abwehr" ist es jetzt aus, seitdem die Blutrache der 150 000 Gewehre gebrochen ist.

Wie wenig die separatistische Agitation des albanischen „Jürg Jenatsch" im eigenen Land und Volk wurzelt, das deutet ein Protest der Albaner von Prizren gegen Ismail Kemal Bey an, die da lautet:

Ismail Kemal ist nicht unser Abgeordneter und wird es auch nie sein. Wir weisen seine Erklärungen zurück. Wer an Albanien rühren will, muß wissen, daß er mit den 25 000 Waffen der Bewohner von Prizren zu rechnen hat.

Und das beweist sogar ein albanischer Führer der Föderativpolitik, der in seinem Memorandum*) über „Ziele und Zukunft der Albaner" energisch gegen jeden albanischen „Balkan-Größenwahn" sich wendet und ausdrücklich erklärt:

„Wer sind jene Anstifter? Leute, die aus irgendeinem Grunde ihre Heimat haben verlassen müssen und die den Ueberfluß an eingebildeter Energie nicht besser zu verwenden imstande sind, als durch die Veröffentlichung sehr minderwertiger, albanischer politischer Zeitschriften in Brüssel, Athen, Neapel und Sofia, welche dazu beitragen, die öffentliche Meinung eher gegen, als für uns zu stimmen. Sie haben in Albanien selbst keine Bedeutung!"

Das Problem der Zentralisierung oder Dezentralisierung beunruhigt ja die ganze neue Türkei: hie osmanischer Einheitsstaat — hie föderativer Staatenbund. Ich habe mich wiederholt dafür ausgesprochen,**) daß weder die österreichisch-ungarische Länderorganisation noch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ein nachahmenswertes Beispiel für die Türkei geben können. Die Türkei muß erst zentralistisch und konzentrisch, national und militärisch erstarken, ehe sie nationalistische Wünsche anhören und berücksichtigen kann. Die Türkei muß auch das albanische Roß erst einfangen und einschirren und einfahren, ehe es dann, wenn es gezähmt und willig ist, auch die Zügel wieder leichter und freier handhaben kann. Etwa wie Deutschland in Polen oder wie England bei den Buren: erst der starke Arm des Züchtigers, dann die sanfte Hand des Erziehers. Grundsätzlich weiß ich darin mich ganz einig mit dem Urteil unseres Generalfeldmarschalls Frhr. von der Goltz-Pascha:

„Der Gedanke, aus der Türkei eine Art Staatenbund von autonomen Gliedern zu machen, wäre ein ganz verfehlter. Die

*) Oesterreichische Rundschau XV.

**) „Der aufsteigende Halbmond", Berlin, „Hilfe"-Verlag.

verschiedenen Nationalitäten und Bekenntnisse durchdringen einander viel zu sehr und ermangeln zu allgemein der klaren geographischen Abgrenzung, als daß daran gedacht werden könnte. Die Türkei kann nur als straff organisierter Einheitsstaat eine Zukunft haben. Autonomie wäre nur bei einzelnen kleineren Gebieten mit geschlossenen Volksgemeinschaften überhaupt möglich, ihre Bewilligung aber sehr gefährlich, da sie dann ohne Rücksicht auf die natürlichen Bedingungen bald von allen unzufriedenen Volksbruchteilen gefordert werden würde. Den jetzt Regierenden fehlt es nicht an der Einsicht, sondern nur an der elementaren Möglichkeit, allen auftauchenden Notwendigkeiten gleichzeitig zu genügen. Je ungestörter sie bei der Arbeit bleiben können, desto früher werden sie mit der Herstellung von Ruhe und Einheit im Reiche fertig sein."

Ich wiederhole: Die Türkei darf Albanien nicht nur erobern und entdecken, sie soll es auch aufschließen und ausbauen. Der militärischen und kriegerischen Befriedigung muß eine nationale und ökonomische Befriedigung folgen.

Dann — nur dann — wird das albanische Sprichwort zu nichte: „Nichts für Nichts!" Dann wird Albanien der Türkei gehören — alles für alles.

Dann — nur dann — wird die europäische Zivilisation und Kultur der neuen Türkei ins „dunkelste Europa" langsam einziehen können, ins dunkle Land der Primitivität und der Naivität, der alten Gallier und Germanen, der homerischen Bräuche und der Anabasis Xenophons, der pompejanischen Reste und der italienischen Abruzzen. Das diesjährige italienische Einheitsjubiläum kann auf fünfzig Jahre äußerer und innerer Arbeit zurückschauen und doch muß es in den Bergdörfern seiner Abruzzen die „Schreckenstage von Verbicaro" erleben: „ein tiefes Mittelalter, voll Vertierung und Trostlosigkeit", „die primitive und wilde Seele einer naiven und finstern Bevölkerung", die da glaubt, die Choleraärzte seien Regierungsbeamte, welche das Volk zählen und die vielzuvielen Armen vergiften sollen — im fortschrittlichen Italien mit europäischer Zivilisation und Kultur!

Möge die neue Türkei früher als an ihrem fünfzigsten Renaissancejubiläum ein neues Albanien erleben: in der Klarheit und Reinheit des aufsteigenden Halbmonds!

Allah vatani saklasin! Yaschassyn vatan osmanli! Gott schütze das Vaterland!

XXIV.

Der Nachtusch des Malsorenputsches.

Schwyz und Schweiz.

Seit ich Albanien verlassen habe, hat der Winter die albanischen Alpen eingeschneit und zugedeckt — aber des Frühlings Erwachen hat dann mit der Schneeschmelze auch die Erhebung der „Malsoren" gebracht: der „Gebirgler" nördlich von Skutari, der „Montagnalli", an der montenegrinischen Grenze. Und aus Montenegros Residenz Cetinje ist mir eines Tags ein Brief zugeflattert, dessen Absender mich fragt, ob ich angesichts dieses neuen „albanischen Aufstands" meine optimistische Beurteilung der türkischen Erfolge aufrechterhalten könne, wie er sie in meinem Buch „Der aufsteigende Halbmond" gelesen habe. . . .

Gewiß: ganz und gar und jetzt erst recht!

Mit Verlaub ein Beispiel zur Illustration:

Sie kennen die ganze große Schweiz und auch den kleinen Kanton Schwyz?

Ja? nun gut! Wenn heute innerhalb der umfangreichen Schweizgesamtheit das dürftige Schwyzstück einen Sonderstreich ausführen würde, noch dazu unter dem Widerspruch und gegen den Widerstand der weiten übrigen Schweizgemeinschaft — könnten wir dann Schwyz und Schweiz identifizieren?

Nein, gewiß nicht! Diesen logischen und sachlichen Fehler macht aber jeder, der im Malsorenputsch wieder „den albanischen Aufstand" sieht. Nur „Schwyz" ist unruhig, nicht die Schweiz.

Das Verhältnis von Schwyz und Schweiz veranschaulicht, ja beleuchtet auch die Situation der Malsoren und der Albaner — ganz klar und richtig — sogar mit sehr charakteristischen Strichen. Der Kanton Schwyz ist einer der am dünnsten bevölkerten Partien der Gesamtschweiz, in ihren rauhen Voralpen, mit früher freien Acker- und Viehbauern, in der Einwohnerzahl etwa ihr 60. Teil und in der Gebietsgröße etwa ihr 50. Teil — genau wie die „Malsia", der albanische „Gebirgskanton".

Schwyz schließt überwiegend Katholiken ein und ab, in der sonst reformierten Schweiz, und ist von jeher der Bannerträger des Sonderbundes der klerikalen Kantone gewesen — genau wie die von

der römischen Kirche behirteten Malsoren, neben der muhammedanischen Majorität der andern Albaner.

Schwyz hat lange als Herd des Föderalismus geleuchtet; es hat sich nur schwer durch die schweizerische Gemeinschaft dämpfen lassen und hat sich erst spät der schweizerischen Einheit ein- und untergeordnet, nur nach Niederwerfung mit Waffengewalt und nach Abschaffung ihrer Landsgemeindeverfassung.

Genau so bleibt die albanische Malsia im Aufruhr, auch nachdem das große Gebirgsland Albaniens bereits sich gleichmäßig gefügt hat, und auch trotzdem diese übrige albanische Uebermacht gegen den kantonalen Sonderbund der Malsoren Stellung nimmt.

Und diese Tatsache bestätigt eben den gültigen und einzigen Erfolg der türkischen Expedition des vorigen Jahres: da lassen die tapferen Schwyzer Albaniens die Flammenzeichen der Rebellion über die Berge lohen — — und die ganze übrige albanische Schweiz bleibt ruhig und widersteht der günstigen Versuchung reicher, ausländischer Waffenreichung; ja noch mehr: die andern Albaner-Schweizer versichern der neuen Türkei ihre Loyalität und Treue, bieten Freiwillige an und bitten um Waffen gegen die malsorisch-montenegrinische Grenzgefährdung, und brandmarken den Aufstand der Malsoren-Schwyzer als Landesverrat.

Selbst der Häuptling Issa Boletinaz, jener Aufrührer und Anführer der albanischen Scharen gegen die türkische Expedition des vorigen Jahres in den blutigen Kämpfen hinter Katschanik, der damals vor dem kriegsgerichtlichen Todesurteil durch die Malsia über die Grenze nach Montenegro geflohen ist und dort mit gleichfalls flüchtigen Malsoren haust — Issa Boletinaz eilt nun in die albanische Heimat zurück und stellt sich auf Gnade und Ungnade der jungtürkischen Regierung: auch er will seine Albaner den türkischen Truppen zuführen und gemeinsam mit diesen gegen Malsoren und Montenegriner ziehen.

Denn daß das nachbarliche Montenegro die albanischen Malsoren verführt und gegen die türkische Neuordnung aufhetzt — auch diese Wahrheit hat Issa Boletinaz mit eigenen Ohren und Augen in seinem montenegrinischen Exil erlebt und diese Wahrheit hat ihn über Montenegros „menschenfreundliche“ und egoistische Malsorenpolitik belehrt und ihn zur albanisch-türkischen Volksgemeinschaft bekehrt.

Der montenegrinische Falke der schwarzen Berge will lange schon aus den engen und öden Felsen in die futterreiche Ebene

hinabstoßen und hat sich lange schon die malsorischen Adler der albanischen Alpen zu ködern und zu kirren gesucht.

Man höre wiederum Augen- und Ohrenzeugen. Schon 1904 berichtet Ingenieur Steinmetz von seinem „Vorstoß in die nordalbanischen Alpen" wörtlich:

In jüngster Zeit ist Montenegro bemüht, die katholischen Hochländer für sich zu gewinnen. Jeder Malsore, der nach Cetinje kommt, wird vom Fürsten empfangen und erhält von ihm ein Geldgeschenk. Zu letzterem Zwecke pilgert jährlich eine Anzahl nach der montenegrinischen Hauptstadt. Auch der Vojvoda von Sesi war dort gewesen und hatte, wie er mir erzählte, zwei Napoleons d'or heimgebracht.

Und gleichfalls schon 1904 der Arzt Dr. Liebert „aus dem nordalbanischen Hochgebirge":

Bei meinem Besuche in Kiri lernte ich einen Mann des Bairaks Kiri kennen, der sich weit und breit einer gewissen Berühmtheit erfreut: Lul Pali. Er ist mittelgroß, sehnig und schlank, wie die meisten Malsoren, und hat ein prächtiges, scharf geschnittenes Gesicht, aus dem ein Paar kluger Augen blickt. Wiewohl er sich in seiner sehr defekten Alltagskleidung befand, bemerkte man sofort, daß Lul Pali kein Mann gewöhnlichen Schlages ist. Sein Lebenslauf bestätigte dies. Lul leistete erst der Türkei Kriegsdienste und erhielt dafür auch eine Denkmünze. Später wurde er aber der osmanischen Regierung unbequem und wanderte nach Kreta in die Verbannung. Von dort entfloh er mit Hilfe eines Konsulats und kehrte über Montenegro in die Heimat zurück. Seitdem liebt er, nach eigenem Ausspruch, die Türken nur noch „mit der Büchse". Dafür ist der Fürst von Montenegro sein besonderer Gönner geworden. Jedes Jahr wandert Lul Pali einmal nach Cetinje und bringt von dort, wie er selbst erzählte, einige Napoleondore mit. Von derartigen Konnexionen des Fürsten Nikolaus hört man auch sonst in den Bergen.

Und endlich noch 1909 Stabsarzt Dr. Schulz „im Lande des Giak", auch bei einem Besuch der Malsoren:

Die Hotti genießen das Vorrecht, auf dem rechten Flügel der Türken als Hilfstruppen zu kämpfen und erhalten dreifache Verpflegungsration. Keine türkische Abteilung darf ohne die Erlaubnis des Stammes sein Gebiet durchqueren und mehr als ein Feldzug der Türken gegen Montenegro scheiterte in früheren Jahrhunderten an dieser verweigerten Erlaubnis. Früher machten die Grenzstämme nicht selten gemeinsame Sache mit den Montenegrinern gegen den osmanischen Erbfeind, aber seit dreißig Jahren herrscht ein erbitterter Haß zwischen ihnen und den Montenegrinern. Das hindert aber nicht, daß noch heutzutage Hottimänner Frauen aus Montenegro heiraten, die dann zum Katholizismus übertreten.

Was bedarf es weiter Zeugnisses als solcher eigenen Erfahrungen von katholischen Beobachtern, die zudem mit ihren Sympathien noch auf Seiten der Malsoren stehen?

Montenegro bewaffnet und bezahlt die Malsoren (pro Tag und Mann einen Gulden) mit Geldern, die aus den Quellen des

blutsverwandten Rußland und vielleicht auch des verschwägerten Italien zuströmen, um die rasche und sichere Renaissance der Türkei zu stören, zu hindern.

Rußland will sich wieder als die gefährliche Slawenvormacht des Balkans legitimieren und rekommandieren, und so sieht auch sein Balkankonkurrent Oesterreich mit seinen slawischen Provinzen und mit seinem klerikalen Einschlag sich veranlaßt, diligentiam zu prästieren und scheinbar zu intervenieren. Dadurch erst wird der lokale Putsch einiger weniger tausend Mannen auf die umworbene Höhe eines internationalen Diplomatenschachbretts hinaufgehoben. Auch die albanischen Irrlichter der separatistischen Propaganda flattern unter Malsoren und Montenegriner: wieder Ismail Kemal Bey und Ivanoy Bey (den dann selbst der albanophile Garibaldi öffentlich als Dieb bloßstellt) — sie hoffen, von diesen Grenzbergen aus das Dynamit der öffentlichen Meinung gegen den unspeakle turk anzünden zu können und streuen das Sprengpulver deklamatorischer Manifeste in die gläubige Welt — Proklamationen, geschrieben und verlesen im angeblichen Namen von Malsoren, die selbst weder schreiben und lesen können — im angeblichen Auftrag der albanischen Schweiz — in Wirklichkeit ohne Wissen sogar des albanischen Schwyz. Und Generalfeldmarschall Frhr. von der Goltz hat Recht, zu erklären:

Die rebellischen Malsoren zählen nicht mehr als etwa 3000 Familien und stellen an einem Punkte wohl nicht über 1200—1500 wohlbewaffnete Krieger; sie sind auf den engen Raum zwischen dem östlichen Teil des Sees von Skutari und der montenegrinischen Grenze beschränkt. Ohne Montenegros Nähe würden sie längst zur Ruhe gebracht sein; aber die Möglichkeit, dort sichere Zuflucht zu finden, wenn sie bedrängt werden, gestattet ihnen, den Widerstand immer erneut aufzunehmen. Von der Haltung Montenegros hängt die Dauer des Aufruhrs wesentlich ab.

Der „türkische Wüterich“ Schevket Torgud Pascha aber, dem die schließlich ringsum eingeschlossenen Aufrührer auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert sind, übt gegen schießende Scharen, die mit dem Vaterlandsfeind gemeinsame Sache machen, doch solche Gnade und Barmherzigkeit — trotz aller tendenziösen Verleumdung und Beschimpfung; und er verdient die Ehrenrettung durch den ebenso gerechten wie humanen „Bismarck der Türkei“, durch den Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha:

„Es hieße den niedrigen Verleumdern unserer wackeren Armee zuviel Ehre antun, wenn man sie Punkt für Punkt widerlegen wollte. Wenn man den Soldaten schmähliche Handlungen zum Vorwurf machte, so wissen die redlich

Denkenden, was sie von diesen feigen Erfindungen zu denken haben. Man spricht von Grausamkeiten gegen Frauen und Kinder. Nun haben seit Beginn der Rebellion die nach Montenegro geflüchteten Aufrührer ihre Frauen und Kinder mitgenommen, so daß deren seit Monaten im Malsorengebiete keine mehr vorhanden sind. Andererseits wurden gerade unsere Soldaten, die den Malsoren in die Hände fielen, schmählich behandelt. Unsere Soldaten sind in dem Malsorengebiet, nicht um Rache zu nehmen, sondern um die Ordnung wiederherzustellen. — Die Kirchen in Kastrati und Beratosch wurden von den Rebellen selbst zerstört, um später den Truppen die Schuld beimessen zu können. Man sprach von der Zerstörung sämtlicher Wohnstätten; dies ist eine Lüge! Die sogenannten Häuser sind dort Lehm- und Strohhütten, die einen Wert von je 20—30 Frank haben. An tausend wurden zerstört, darunter zahlreiche von den Rebellen, um Stammesgenossen, die sich ihnen nicht anschlössen, sondern der Regierung treu blieben, zu bestrafen. Das ist die Wahrheit über die Lage. Das osmanische Volk darf auf die exemplarische Haltung der Offiziere und Soldaten stolz sein. Aus der Malsorenfrage möchten manche eine albanische Frage machen; eine solche gibt es aber nicht! Sie wäre eine ernste Gefahr für den Frieden Europas. Etwa 20 000 Albaner sind aufständisch; aber eine albanische Frage gibt es nicht!"

Aber die einmal interessierte und konkurrierende Diplomatie ist bestrebt, mit ihrer Feder zu verzeichnen, was das Schwert erreicht hat. Und der österreichische Auslandsminister Graf Aehrenthal bringt es mit seiner Prestigepolitik fertig, das in Konstantinopel längst gewährte Programm für den Friedensschluß, von dem er Kenntnis erhält, allzuzeitig als österreichischen Ratschlag der Oeffentlichkeit zu präsentieren und so Rußland im Balkanrennen zwar zu schlagen, aber auch die Türkei empfindlich zu verschnupfen. Davon habe ich in Konstantinopel mich selbst überzeugen können — leider —, daß so das alte Mißtrauen gegen Oesterreich neue Nahrung erhalten hat — gegen dieses Oesterreich, dem sich schon einmal Albanien angeboten hat (1737—1739) — wie auch davon, daß auch Berlin diese Wiener Ballplatztour gar nicht gebilligt hat.

Die Türkei gewährt den Malsoren ausdrücklich, was sie zuvor schon beschlossen hat:

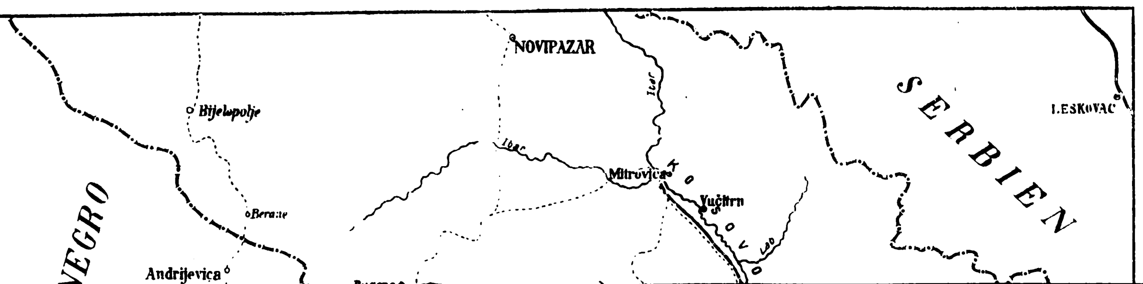
Allgemeine Amnestie. — Recht des Waffentragens nur für diejenigen, die infolge ihres Berufes oder ihres Wohnortes (also Waldhütern und Grenzwächtern) Waffen tragen müssen, jedoch nicht in den Basaren und Städten. — Enthebung von den Steuern für die Dauer von zwei Jahren. — Erlaß der Steuerrückstände. — Dreijährige Wehrpflicht: zwei Jahre sind in Albanien, das andere Jahr in Konstantinopel abzudienen. — Herabsetzung der Schafsteuer. — Bau von Schulen und Straßen. — Wiederaufbau der Wohnstätten. — Tägliche Verteilung von einem halben Kilo Gerste bis zur nächsten Ernte. — Zu Müdirs (Schulzen) werden die Bairaktars gewählt, welche die albanische Sprache beherrschen. — Eröffnung neuer Schulen mit Unterricht in albanischer Sprache.

Die authentische Schilderung, die ich von meinen Eindrücken und Erfahrungen im türkischen Hauptquartier schon gegeben habe, kann dartun, daß diese „Zugeständnisse" in der Linie schon der anfänglichen Politik liegen — nur daß die überall drangsalierte und viel beschäftigte Türkei nicht an allen Ecken und Enden zugleich zugreifen kann, sondern Zeit braucht und Ruhe und nochmals Ruhe und Zeit zu einer natürlichen Gesundung und Entwicklung. Daß eine solche Renaissance heraufzieht, das ist meine Ueberzeugung seit meinen eigenen Eindrücken aus der jungtürkischen Revolution und aus der jungtürkischen Energie während dieser drei Jahre.

Noch im vorigen Sommer hat ein deutscher Politiker und Publizist, Dr. Freiherr von Mackay, öffentlich lauter Bedenken gegen die neutürkische Konsolidierung (auch in Albanien) geäußert, und jetzt bekehrt auch er sich und bekennt:

Will man das Kriterium finden, ob die Gesundung sich in normaler Weise vollzieht, so darf das Urteil sich nicht nach den Wechselfällen der Tagespolitik richten, sondern es hat zunächst zu untersuchen, was bisher in der Stille, in den Werkstätten der Ministerien, von den bestellten und verantwortlichen Meistern und Staatsbildnern, an konstruktiver Arbeit und planmäßiger Vorbildung der zukünftigen Maßteile, Fundamente, Träger und Profile des Reichsbaues geleistet worden ist. Eine solche Prüfung führt aber zu der Ueberzeugung, daß sich die Entwicklung der jungen Türkei zu den Stufen der höheren freiheitlichen Lebensordnung in überraschend gesetzmäßiger, systematischer Kontinuität vollzieht und daher zuverlässige Bürgschaften für die Gewinnung des gesetzten Zieles gibt.... Deutlich zeigt sich so, wie trotz allen Verwerfungen, Verlagerungen und Verschüttungen in Gestein und Erdreich der osmanischen Nation frisch in ihren Tiefen der Lebensquell von tüchtigen Männern, ausgezeichnet durch die Eigenschaften sprudelt, die ihres Volkstums Größe und Macht begründeten: militärischer Gehorsam, strenge Disziplin, Selbstzucht, Uneigennützigkeit, Treue und Opferwilligkeit im Dienst des Vaterlands, Solidaritätsbewußtsein, Hilfsbereitschaft, Sittenreinheit. Solange aber diese Energien sich betätigen, erscheint sehr viel wahrscheinlicher als ein moralischer oder physischer Zusammenbruch ein langsames, an Not und Kampf reiches Durchringen zu den hohen, vor drei Jahren aufgerichteten Zielen nach Gesetz und Weise, die eben der pessimistisch veranlagte Mehemed Emin hellseherisch in einer Ode „Der Wanderer" seinem Volk gewiesen:

Es tobt der Sturm!
Laß ihn toben, wie wenn der jüngste Tag anbräche!
Du geh auf deinem Weg mit Riesenschritten vorwärts!
Nur vorwärts! Verweile nicht! Mag dein Fuß vom Gehen anschwellen,
Vom Tode rettet dich nur das Vorwärtsgehen.
Vorwärts, vorwärts! Auf halbem Weg bleib nicht zurück! Vorwärts!



NOVIPAZAR
Bijelopolje
NEGRO
Berane
Andrijevica
Ibar
Mitrovica
KOSOVO
Vučitrn
Lab
SERBIEN
LESKOVAC

Pastor Stier in den **„Deutsch-armenischen Blättern“**: „Es ist ein ernsthaftes Buch, das viel zu denken gibt und eingehendste Berücksichtigung verdient. Wir bekommen gründliche Aufschlüsse über die Probleme.... von einem Mann, dem durch vorzügliche Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten Einblicke gegönnt waren, die so leicht keinem Ausländer gestattet werden.... Die allerneueste Entwicklungsphase in der Türkei ist eine überraschende Bestätigung der Jäckh'schen Erwartungen.“

Im **„Tag“** Privatdozent Dr. **A. Wirth**: „Das Buch von Jäckh ist in ausgezeichnetem Deutsch geschrieben. Es ist frisch, lebhaft, unterhaltend; es hat künstlerischen Wurf in seiner Architektur; es hat Licht und Farbe und bunten Wechsel; auch beruht es auf eigenen und mannigfachen Eindrücken. Der lange Aufenthalt in Konstantinopel bildet den Zeddel; Reisen in Albanien und Anatolien geben den Einschlag. Massen werden mit dem Auge des kritischen Ethnologen, Persönlichkeiten mit dem liebevollen Blick des linienfrohen Porträtisten gewertet. Besonders gut ist der philosophisch-politisierende Abschnitt über den grossen Schwaben Friedrich List und über seine Orientprophezeiungen, die fast alle in Erfüllung gingen.“

Aehnlich anerkennend äussern sich auch u. a. **„Berliner Tageblatt“**, **„Frankfurter Zeitung“**, **„Dresdener Anzeiger“**, **„Vogtländischer Anzeiger“** (Plauen), **„Deutsche Handelsrundschau“** u. s. w.

In der **„Neuen Hamburger Zeitung“** schreibt **W. Bronisch**: „Dem hervorragendsten Jungtürken, dem heutigen Kriegsminister Mahmud Schevket Pascha steht Ernst Jäckh persönlich nahe, was ihn auch als einzigen Europäer in den Stand setzte, den türkischen Generalstab in den albanischen Feldzug des vorigen Jahres zu begleiten. Sein Buch ist der tagebuchartige Niederschlag von drei Aufenthalten in der Türkei. Jäckh ist mit offenen Augen gereist, und seine journalistische Schulung kam ihm beim schnellen Erfassen der fremdesten Eindrücke wohl zustatten. Dass er daneben auch die Feder zu führen weiss, dass die Reiseskizzen frisch und anschaulich sind, stets fesselnd, nie ermüdend, soll sich bei einem deutschen Zeitungsmanne wohl von selbst verstehen.“

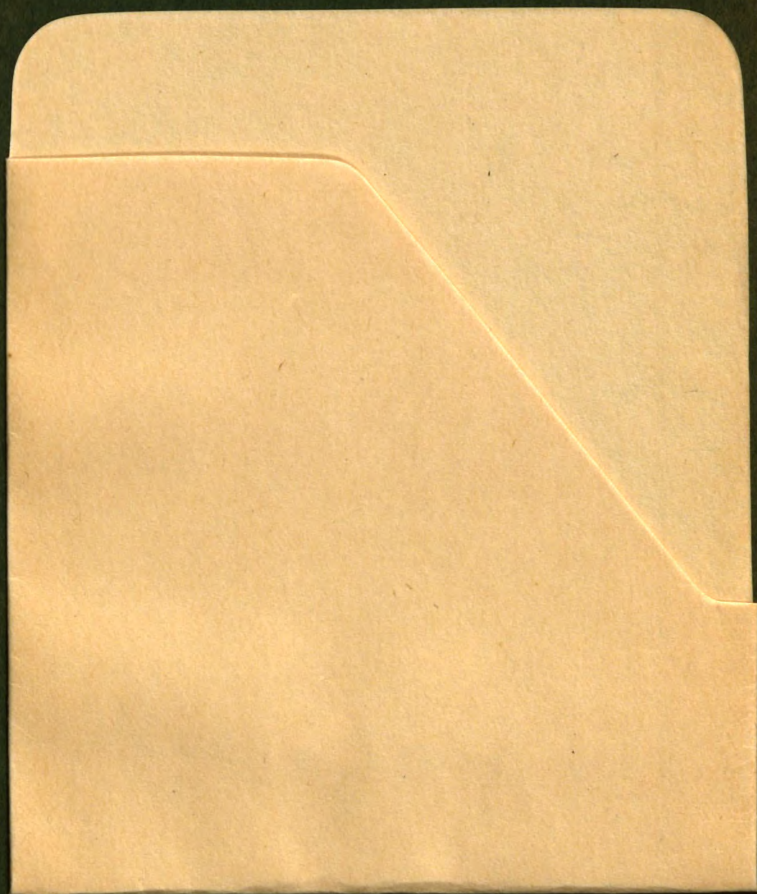
Die **„Deutsche Levantezeitung“** in **Hamburg**: „Ein Werk, dem wir wegen seiner authentischen Beobachtungen, der gründlichen Beherrschung aller der reizvollen, aber ebenso schwierigen Fragen, die wir mit dem Wort Orientproblem andeuten, wegen seines Sichhineinfühlens in die Wesensart des Türken, nicht zuletzt aber wegen der überaus anziehenden Form der Schilderung weiteste Verbreitung wünschen möchten.“

In **Wien** die **„Neue Freie Presse“**: „Als ein vortrefflich informierendes Werk über die neue Türkei verdient das Buch von Dr. Ernst Jäckh weitestgehende Beachtung. ..... Die von ihm gelieferten instruktiven und informativen Beiträge über die Wandlungen, welche sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der heutigen Türkei vollzogen, tragen den Stempel der Wahrheit und der genauen Kenntnis und vertiefen somit das Verständnis für die Türkei von heute...... Ueberall ist eine Fülle von interessanten und neuen Details verstreut, die zur Kenntnis der Ereignisse der letzten Jahre in der Türkei viel beitragen.“

Aus **Paris** schreibt **Alexander Ular**, der Dr. Jäckh als „einen der ersten Orientkenner“ bezeichnet: „Das Werk hat mir einen grossen Genuss verschafft und viel lehrreiches Material geboten, und ich wünsche nichts sehnlicher, als dass diese Sittenbilder möglichst grosse Verbreitung finden.“

In **Konstantinopel** der **„Osmanische Lloyd“**: .... „Dr. Jäckh setzt nüchtern und zutreffend auseinander, dass Deutschland die Türkei als einträglichen Industrieabsatzmarkt und als reiche Bodenproduktionsquelle sucht.... Man kann nicht zutreffender den Nutzen schildern, den die deutsche Politik gegenüber der Türkei beiden Teilen stiftet und dass dies auch türkischerseits anerkannt wird, ergibt die Aeusserung, die Mahmud Schevket Pascha und Dschavid Bey übereinstimmend Herrn Dr. Jäckh gegenüber getan haben.... Wir können nur wünschen, dass das Buch des Dr. Jäckh viel Leser findet; mit ihm wird auch immer mehr die Ansicht Verbreitung finden, dass die neue Türkei unter dem Zeichen des aufsteigenden Halbmondes steht und getrost in die Zukunft schauen kann.“

„Der aufsteigende Halbmond“ ist durch den Verlag „Fortschritt“ (Buchverlag der „Hilfe“) Berlin-Schöneberg sowie durch **jede Buchhandlung** zu beziehen.




3 1951 002 031 584 M